Ott
495

Ott 495

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4002

Skizzen

von

Frau A. von Knorring.

Aus dem Schwedischen

von

Gottlob Fink.

4tes bis 6tes Bändchen. (Schluß.)

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Universitäts-Bibliothek
GIESSEN

Der Lieutenant welcher in Stockholm gewesen und der Lieutenant welcher nicht daselbst gewesen.

(Ein Urbild. *)

Wäre ich ein Recensent, so würde ich's machen wie diese, würde ohne die Sache durchgelesen zu haben, zum Voraus die ganze Rubrik tadeln und als etwas Unwesenhaftes verwerfen, denn ein Lieutenant, welcher nicht in Stockholm gewesen, ist kein Lieutenant: er ist allerhöchstens ein Unterlieutenant, aber jeder wirkliche Lieutenant wirft sich, wenn er auch noch so viel dafür opfern müßte, wenn er Blut schwitzen und einige Zeit in Arrest kommen sollte, doch irgend einmal in seinem Leben auf eine jener schnellaufenden Diligencen oder eines der Dampffahrzeuge, welche dermassen zu jeder Stunde Wasser und Land durchkreuzen, um wenigstens auf etliche Tage des Mälars herrlichen Strand und Jarl Birgers siebenholmige Stadt zu begrüßen, nur damit er sagen kann: „Als ich in Stockholm war . . . Als ich nach Stockholm reiste . . . . Als ich von Stockholm aufbrach . . . Während meines Aufenthalts in Stockholm . . . Mit Einem Wort, um wenigstens da gewesen zu sein.

---

*) Diese Urbilder waren eigentlich für ein dem englischen Heads of the people und dem französischen Les Français peints par eux-mêmes nachgebildetes Sammelwerk bestimmt.

Inzwischen verstehen wir unter dem Lieutenant, welcher in Stockholm gewesen, eigentlich nicht jene flüchtigen Besuche von ein Paar Tagen, wovon man in der großen Stadt beinahe nichts hat, als daß man in der Irre umhergelaufen, daß man betrogen und bestohlen worden ist, daß man seinen einzigen Bekannten nicht zu Gesicht bekommen, daß man zwei Schauspiele, vier Wachtparaden den Kronprinzen und die Kronprinzessin, jedes für sich schnell vorüberfahrend, Seiner Majestät der allergnädigsten Königs Stallungen, Nyßviks Speisezettel, Davidsons Pavillon gesehen, die Antipoden Jenny Lind und Emilie Högqvist, Boivins und Jaquemars Handschuhe von allen andern Handfutteralen, Havannahcigarren von andern Cigarren unterscheiden gelernt hat, und schließlich bis auf die letzte Stunde, wo das Dampfschiff oder der Postwagen bereits abfahren wollen, auf die neuen Kleider warten mußte, welche Kräding schon auf den dritten Tag nach der Ankunft versprochen hatte. Nein, wir verstehen unter Lieutenants, welche in Stockholm gewesen, solche Leute, die wenigstens einen ganzen Winter und zum Mindesten ein Paar Sommerwochen daselbst zugebracht haben. Aber da man in allen Dingen mit dem Anfang anfangen muß, so müssen auch wir den Lieutenant haben, welcher zuvor nicht in Stockholm gewesen.

Er ist zwanzig Jahre alt, groß und schmal. Seine Stirne ist mehlweiß und glatt wie ein Lilienblatt, und es zeigen sich auf ihr eben so wenig Sorgen als Finnen; die Nase ist seit dem letzten Manöver etwas braun, denn die Tschakoschilde gehören zu den klugen Dingen, welche niemals der Nase nachgehen; die Augen sind etwas unentschlossen, wo sie weilen oder wo sie sich wenden sollen; auf jeder Wange sitzt eine frische Rose, und die Lippen scheinen aus dem Blatt einer Pfingstrose gebildet zu sein; die Zähne sind nicht gerade ausgezeichnet schön, aber dagegen der Schnurrbart! Oh! er ist des jungen Lieutenants größter Triumph, denn er ist ja sein erster Schnurrbart. Er ist seidenzart und weich, läßt sich um die Finger drehen

und wickeln, und kann sowohl mit als ohne Spiegel betrachtet werden, obschon letzteres eine schwere Aufgabe für das Auge ist. Aber diese Methode, den Schnurrbart zu streichen, ist noch kein recht feiner oder spitzfindiger Coteriekniff des jungen Lieutenants, denn seine blaurothen, bloßen Hände stechen allzusehr ab gegen das roth und weiße Gesichtchen; hat er nämlich auch dieses ein wenig in Acht genommen, so hat er dagegen auf seine Hände zu wenig verwendet und diese nur selten mit Handschuhen versehen, außer wenn er fuhr oder tanzte; oft aber auch ist er in denselben Handschuhen gefahren, mit welchen er zuvor getanzt hatte, und zuweilen hat es ausgesehen, als tanze er mit denselben, mit denen er zuvor gefahren war; denn ein feiner Kenner dieses Artikels ist er nun einfürallemal nicht. Sein Haar ist ein ganz schönes und gutes Haar, hat aber drei Arten zu liegen: entweder liegt es so wie es der Natur selbst gefällt, und wunderbar genug, die Natur taugt zu Allem, nur nicht zum Haarordnen, denn dazu sind wahrhaftig Menschenfinger erforderlich, oder vielleicht mit der Zeit irgend eine Maschinerie, aber nicht die Natur allein und auf eigene Faust, wenn anders das Haar nicht herabfallen soll wie die schlanken Zweige der Hängebirke; die andere Art sein Haar zu ordnen ist diejenige wie unser junger Lieutenant sie bei dem Lieutenant aus Stockholm gesehen, und die dritte Art diejenige, wie sie nach dem Ausspruch seiner Flamme ihm am allerbesten ansteht; hat nun diese einen schlechten Geschmack, so wird auch das Haar des jungen Simson in phantastisch häßliche Formen gebracht. Die Ohren eines solchen Knaben sind beständig roth, was vermuthlich von der täglichen und stündlichen Gewohnheit herkommt, so unendlich viel ein- und wieder auszulassen. Das Halstuch ist ungemein niedlich und zierlich, aber entweder sitzt es zu eng um den Hals, so daß es schon vor der Zeit den zukünftigen General oder Postmeister erwürgen zu wollen scheint, oder aber sitzt der Kopf ganz lose und wackelt in der Binde, wie bei Gipskaninchen, deren Kopf man in die Hand nehmen und wieder

aufsetzen kann. Die Uniform sitzt meistens schlecht: entweder ist sie in Stockholm gemacht, nach dem Maaß eines Landschneiders, welcher aus Verdruß dieses Maaß wie toll genommen hat, oder ist sie von demselben Landschneider zusammengekünstelt, der in seiner ländlichen Einfalt nichts Vernünftiges zu Stande bringen konnte. Dasselbe gilt von den Civilhosen, aber die Civilwesten haben mancherlei Ursprünge: einige sind von der Mama verfertigt, und diese sind dauerhaft und unzerreißbar; zu andern hat man das Zeug selbst gekauft und durch denselben Landschneider verderben lassen; andere hat man geradewegs aus Stockholm verschrieben oder um den doppelten Preis von dem Lieutenant gekauft, welcher aus Stockholm kam. Alle zusammen sitzen schlecht und werden immer zur verkehrten Zeit angelegt. Die offenen Westen trägt man am Vormittag, und mit den zugeknüpften macht man Nachmittags Besuche, so lange sie neu und glänzend sind. Das Hemd ist fein, rein und gestärkt, liegt aber abscheulich auf der Brust; Mama hat es einmal verändert, die Schwestern einmal, eine gute Freundin einmal, immer nach neuen und verschiedenen Mustern von Lieutenants aus Stockholm; aber sie bleiben immer plump (die Hemden nämlich), eine Falte steht immer in Fehde mit der andern, und wenn Brustkrausen getragen werden, so gleichen sie weit mehr den Schlafhauben der Großmutter als der Krause eines Stockholmer Dandy. Die Stiefel stehen außer aller Verwandtschaft mit denen des Stockholmer Lieutenants; sie verhalten sich zu denselben wie ein schöner, guter, recht wohlgepflegter Ochse zu einem glänzenden Vollblutpferde. Unser guter Landlieutenant geht immer in kleiner Mütze, niemals im Hute, was meistens daher kommt, daß er keinen Hut besitzt, und damit wäre denn die Zeichnung der äußeren Hülle vollendet. Wir kommen sofort zu dem Kern der Schale:

Der junge Landlieutenant besitzt meistentheils vollkommen eben so viel wirkliche Kenntnisse als der Lieutenant aus Stockholm, denn solche (Kenntnisse nämlich) finden

sich just nicht so in Masse oder im Ueberfluß in Stockholm, daß sie nach Außen ansteckend wirken sollten; ein Lieutenant aber, das heißt ein Nichtunterlieutenant braucht nie mehr Kenntnisse zu besitzen, als er für das Examen gesammelt hat, und diese sind unmittelbar nach demselben in Rauch aufgegangen, ohne mehr zu hinterlassen als ein abgebranntes Feuerwerk zu hinterlassen pflegt; überdies lassen sich die Lieutenants während ihres Aufenthalts in Stockholm selten oder nie angelegen sein, etwas zu lernen. Sie legen sich daselbst nur wenig auf die Wissenschaften, welche im Allgemeinen harte Matratzen sind, sondern weit mehr auf Künste und Handwerke, und sehr häufig gehen sie mit gutem Erfolg bei dem theuersten Meister in die Lehre, welcher eine Zunft aufweisen kann, nämlich bei dem Kartenmaler.

Aber zur großen Ehre aller jungen Lieutenants, sowohl derjenigen, welche in Stockholm gewesen als auch derjenigen, welche nicht daselbst gewesen, muß man doch der Wahrheit gemäß sagen, daß die Kenntnißlosen nunmehr zur Ausnahme machen, und daß man oft genug sowohl Wissen als Wißbegier bei diesen jungen Söhnen des Mars vorfindet; ja sie verschmähen es zuweilen nicht, auch im friedlichen Tempel Apolls und der Musen Dienste zu leisten.

Zwar sieht man wohl auch den einen und den andern Lieutenant, sowohl von den Stockholmfahrern als von den Nichtstockholmfahrern, deren Wissensfahrzeug eine leichte Galeasse ist, zierlich aufgetackelt und mit hübschen Wimpeln und wehenden Flaggen versehen, aber nicht mit dem geringsten Ballast ausgestattet, so daß es auf dem großen Meere des Wissens flüchtig hintanzt und vom geringsten Windstoß umgeblasen werden kann; aber man sieht auch sehr viele, deren wohlgebaute Schüte fest und sicher auf demselben Meere segelt, die Brustlehne nahe bis zum Wasser gesenkt, theils in Folge einer tüchtigen Ladung, die man nicht sieht, theils in Folge von allerlei Waaren, welche man sieht, und welche mehr oder weniger nützlich sind, immer jedoch zu irgend Etwas nützlich, wie alles wahre Wissen.

Mitunter besitzt unser Landlieutenant auch kleine Ta-

lente: er walzt wie ein Götterjüngling, und zwar sowohl den ruhigen, konservativen Walzer, als auch den alten, tödtenden Flugwalzer. Im Galop changirt er noch nicht recht sicher, aber das lernt sich in Stockholm, denn da changirt Alles. Er singt allerliebst, accompagnirt sich auf der Guitarre, ja mitunter auch auf dem Fortepiano, und er spielt darauf **con amore** einen Walzer, just denselben göttlichen Walzer, den man an Weihnachten und auf dem unaussprechlich lustigen Ball am Ostermontag so oft tanzte, als Hilda und Thilda so hinreißend und bezaubernd waren, daß unserm Unterlieutenant sein Herz der Länge nach entzweigeschnitten wurde, und Josephine und Leontine so verdammt naiv und angenehm, daß es ihm auch der Breite nach entzweigeschnitten wurde, obschon alle vier Theile längst wieder zusammengewachsen sind.

Im Gespräch unterscheidet sich unser Landlieutenant beinahe am meisten von seinem eigenen Ich, nachdem dieses sich ein halbes Jahr oder etwas länger in Stockholm aufgehalten hat. Vor dieser Zeit spricht er gehackt und abgebrochen, mit großer Verlegenheit und Unsicherheit; er hat noch nicht beweisen und überweisen, disputiren und diskuriren gelernt, er versteht es noch nicht, die Nase hoch zu tragen und dem erstaunten Volke zu erklären, daß er Alles am besten weiß, in der Politik, in staatsmännischen Angelegenheiten, in der Regierungskunst und überhaupt in allem Andern. Mit Einem Wort er hat noch nicht auftreten gelernt, dagegen hält er sich vollkommen für einen Mann **comme il faut**, wenn er unter schöne, gute, einheimische Provinzialausdrücke und in seinen eigenen Provinzialdialekt all die alten französischen Glossen einmischt, welche er von Papa, Mama, Großmama und all den Onkeln und Tanten in der Welt gehört hat, die irgend Ansprüche auf die Bezeichnung **comme il faut**, als Leute von gutem Ton, Tournüre und feinem Takt besaßen, Ausdrücke, von welchen ein gewisser liebenswürdiger und hochgeachteter General, welcher unter den vordersten Reihen seiner Zeit steht, versichert, daß er wenigstens zehn schwe-

dische Synonymen dafür auffinden wolle. Es sind dies Worte wie: **charmant, élégant, frappant, intéressant, surprenant, insinuant, piquant, moquant, parlant, dansant** u. s. w. u. s. w. Erst in Stockholm wird er all diese guten Wörter, welche ihm und seinen Vorfahren willig und klaglos mehrere Generationen hindurch gedient haben, sechs Schuh tief unter die Erde begraben. Erst hier wieder aus seinem schwedischen Mundvorrath die passenden Surrogate herbeischaffen, eine Aufgabe, welche zuweilen sowohl Lieutenants als Nichtlieutenants schwer genug fällt. Und nun wissen wir gerade nichts mehr von dem Lieutenant zu sagen bevor er in Stockholm war, um so mehr aber von dem Lieutenant, welcher aus der Hauptstadt kommt; denn es war keineswegs unsere Absicht, des Provinzlieutenants Eintritt in die Hauptstadt zu zeichnen, sintemal dies eine Sache für sich selbst ist und zweifelsohne seine eigene Skizze verdient.

Der Lieutenant, welcher aus der Hauptstadt kommt, hat seine Augen gut dressirt: sie wissen jetzt recht wohl, was sie ansehen und was sie nicht ansehen, was sie betrachten, beschauen oder aber mit gänzlicher Gleichgültigkeit übergehen sollen; aber sie sind nicht mehr ganz so hell wie in früheren Zeiten. Sie müssen deßhalb zu gläsernen Hülfsmitteln schreiten, zu Doppelguckern, Lorgnetten und dergleichen. Von der Nase kann man beinahe wortgetreu dasselbe sagen; denn wenn auch sie ein wenig von ihrem äußeren Glanz eingebüßt hat, so hat sie dagegen an Fahrhabe gewonnen; früher hatte sie blos dreizehn hausgewobene Schnupftücher (ein Geschenk von Mama, ursprünglich aus zwei Dutzenden bestehend) und ein einziges seidenes Tüchlein; jetzt gebietet sie über dreizehn Seidentücher und nicht über ein einziges, das in der Heimath verfertigt worden wäre, dagegen über eine gewaltige Schnupftabaksdose nebst einem guten Vorrath von Karotten, während der Unterlieutenant früher von keiner andern Prise wußte als von derjenigen, die er gelegentlich von seinem Kapitän oder seinem ersten Major bekam.

Der wiederkehrende Lieutenant hat nicht mehr die glänzende, spiegelglatte Stirne von früher: verdächtige Finnen haben auf dieser sonst so reinen Fläche Platz ergriffen. Das Haar liegt ganz wie es der letzte Löwe von Paris trägt. Die Rosen auf seinen Wangen sind in ein graugelbes Potpourri umgewandelt. Die Zähne blinken weißer; die fehlenden sind ersetzt, die gesprungenen sind plombirt worden, denn siehe da! Das Alles kann und vermag man in Stockholm nicht, aber in der einfältigen Landschaft. Dort kann man wohl ein Paar Mehlspeisen kochen, nicht aber Lieutenants. Bekommen diese Risse, so muß man sie nach Stockholm schicken und repariren lassen.

Alle Kleider sitzen unserem Lieutenant jetzt als wären sie ihm an den Leib gewachsen. Die rechte Art Westen zu tragen, das ist eine Wissenschaft, in welcher der Lieutenant als Docent auftreten kann.

Als wir von einer rechten Art sprachen, erinnerten wir uns unwillkürlich an die rechte Art von der Zunge Gebrauch zu machen, und nun fällt uns ein, daß wir gänzlich vergessen haben, zu erzählen, welche Wunder dieselbe im Mund unseres wiederkehrenden Lieutenants gegen früher ausrichten kann. Ja, er kann jetzt weit mehr als „Lasse, welcher ein lustiger Mann war und viele Künste verstand;" denn diese Zunge vermag jetzt alle Arten von Weinen zu unterscheiden, alle Arten von Beefsteaks und Coteletts, alle Arten von Kaffee in den verschiedensten Cafés der Stadt und der Vorstädte, mit Einem Wort alle Arten von Dingen, die sich essen und trinken lassen, und wenn sie alle diese Künste in ihrem stummen Zustande versteht, wie viel wird sie dann nicht vermögen, wenn sie laut zu werden anfängt! Ja, wenn wir Alles wiederholen wollten, was sie dann sagen kann, da müßten wir um Erlaubniß einkommen, eine ganze Encyklopädie zu schreiben und nicht eine bloße Skizze. Ja wahrhaftig, denn diese Schätze des Wissens sind unermeßlich, unzählig wie der Sand am Meere, wie die Sterne am Himmel und alles, was zwischen Meer und Himmel liegt. Seine eigenen

Großthaten und seine eigenen Erfolge sind inzwischen immer derjenige Gegenstand, welchen des Lieutenants Zunge mit der größten Uebung und Sachkenntniß behandelt. Hernach kommen die großen und kleinen Fragen des Tags, das Theater, die neue und die alte Zeit, und — um wie alle Auctionsanzeigen zu schließen — mancherlei andere gute und nützliche Dinge, welche nicht einzeln aufgeführt werden können.

Als der Lieutenant nach Stockholm kam, war sein Gang unsicher und schwankend in Folge seiner zarten Jugend; jetzt ist derselbe fest und bestimmt, unser umgeschaffener Kriegsheld setzt sich auf den Sopha mit der Sicherheit einer Domkirche, und wenn er jetzt, nachdem er den Gnadenmarsch studirt hat, vor der Kompagnie einherschreitet, so wäre es himmelschreiende Ungerechtigkeit nicht aus reinem Entzücken in den berühmten Ruf auszubrechen, der so manche Lachmuskel in Bewegung gesetzt hat, in den Ruf nämlich: Gottvoll marschirt!

Der Lieutenant, welcher in Stockholm gewesen ist und zurückkommt, singt nie mehr und akkompagnirt sich nie mehr zauberisch schön auf dem Fortepiano oder der Guitarre. Im Gegentheil, er verurtheilt unbarmherzig allen und jeden Dilettantismus, er will blos Virtuosität haben, Vollkommenheit in Allem, **tout ou rien.** Und nun schüttelt er den Kopf, schneidet Kennergesichter und wird nie mehr, wie früher, entzückt, wenn Hilda und Thilda so allerliebste Volksliedchen trillern, sondern er flüstert sachte seinem Nachbar etwas von Pfuscherei in's Ohr, und dasselbe Wort Pfuscherei entfährt seinen Lippen, wenn Josephine oder Leantine einen muntern Walzer oder lustigen Galop spielen, ohne sich dabei gerade ängstliche Genauigkeit auferlegt zu haben. Aber hie und da in einem recht vertrauten, oder auch in einem minder bewanderten Kreise, da läßt sich mit einem großen Aufwand von Beredsamkeit der Lieutenant überreden, Belletti, Günther und Jenny Lind in ihrem Triumphstücke nachzuahmen; aber er will dann den größten Shawl haben, um sich

damit zu umhüllen, er bedingt sich die ganze Mitte des Zimmers für seine alleinige Person und nicht minder einen vollkommen freien Spielraum für seine Arme aus — gerade als wären seine drei würdigen Vorbilder nichts als Windmühlen.

Die Stiefel des Stockholmer Lieutenants haben einen solchen Glanz, daß man es ewig bedauern muß, nicht mittelst Daguerreotyps all die beweglichen Gemälde, welche von diesen Stiefeln abgespiegelt werden, festhalten zu können, denn sonst könnte man dadurch von dem Lieutenantsleben in der Hauptstadt ein Panorama erhalten, vor welchem sich unsere kleine Skizze beschämt zurückziehen müßte.

An seinen Händen hat der Rückkömmling jeder Zeit Glacéhandschuhe, wenigstens an der einen, welche lieblich und nicht ohne ihre kleine Kunstfertigkeit den einen dieser Glacéhandschuhe schlenkert, die ihrerseits immer funkelnagelneu blinken. Die Hände sind — Gott weiß wie das zuging — sowohl kleiner als weißer geworden, und an einem der Finger blinkt ein Ring. Das Halstuch ist äußerst modern, theuer und elegant, entweder kurz, so daß die künstlichen Falten auf der Brustkrause den Bewunderern sogleich in die Augen fallen, oder lang, und dann ist es mit einer phantastischen Nadel befestigt, deren Symbole den allerverschiedensten Kreisen der erschaffenen Welt angehören können, einer schmachtenden, blauäugigen Schönheit oder einem Drachen mit entsetzlichen Krallen. Er (der Lieutenant, nicht der Drache) geht jetzt immer im Hut, und versteht es, denselben sowohl aufzusetzen als in der Hand zu halten, ganz wie es sich gebührt, nichts weniger als unbehülflich, und dabei sehr gefährlich für arme, unbewachte Mädchenherzen.

Und nun wollen wir, ganz à la Ammenmährchen mit dem Wunsche schließen, daß die guten, gescheidten, tüchtigen und rechtlich gesinnten Lieutenants (und deren gibt es Gott sei Dank viele) auch gute und liebenswürdige Frauen bekommen; die leichtsinnigen, liederlichen und untüchtigen aber mögen immerhin arme Tröpfe bleiben und mit Xantipen gestraft werden.

Ein altes Fräulein.

(Ein Urbild.)

„Ja, meine Herrschaften! Sie lachen, Sie wollen mir nicht glauben, Sie sehen so zweifelnd aus, wenn ich Sie versichere, daß ich, auch ich einmal jung gewesen sei, und dabei recht artig und zierlich."

So sprach eines Tags ein altes, aber heiteres und gemüthliches Fräulein, und das Staunen, das auf allen Gesichtern zu lesen stand, bewies genugsam, daß ihre Zuhörer, wie die meisten jüngeren Personen, der Meinung waren, solche alte Fräuleins, welche sich ihre schweren sechszig, siebenzig Jahre durchs Leben geplagt, seien immer eben so alt und gerade so gewesen, wie sie jetzt vor ihnen stehen, d. h. ohne Mann, ohne Kinder, ohne Haus, ohne eigenes Heimwesen, ohne einen wirklichen Schutz, um so reichlicher aber ausgestattet mit Runzeln, Falten, grauen Haaren und steifen Flechsen, Zahnlücken und zusammengeschrumpften Händen; man glaubt, dieselben haben immer zu Anderer Nutzen und Frommen, zu Unterstützung und Tröstung, zu Vermehrung der Wohlfahrt Anderer, oder was auch zuweilen der Fall ist — zum Aerger, Verdruß und zur Geduldprobe anderer Leute gelebt; man glaubt, sie haben niemals auf eigene Rechnung gelebt, seien niemals jung und schön, geliebt und gefeiert gewesen, haben sich nie des Lebens gefreut und an rosenrothen Hoffnungen erlabt, welche jetzt wohl verwahrt in ihrem Gedächtnisse ruhen, denn ein unverheirathetes altes Frauenzimmer hat in der Regel ein weit besseres Gedächtniß als die meisten andern Menschenkinder. Vor ihren Augen stehen Vorzeit,

Kindheit und Jugend weit deutlicher, in weit frischeren und helleren Farben, weniger erblaßt und verwelkt in der dunkeln Nacht der Vergessenheit, als vor den Augen dieser Haus- und Familienmütter, die alle ihre Gedanken, jedes Zucken der Fibern ihrer Seele und ihres Herzens, jede Freude, jede Sorge und alle möglichen Hoffnungen auf ihr Hauswesen und ihre neuen Verhältnisse beziehen, alle Erinnerungen an die Zeit, welche gewesen, in der Zeit, welche ist, ertränken, in diesem Zeitstrom, welcher sie unaufhörlich vorwärts führt — vorwärts, während die unverheiratheten alten Fräuleins stille stehen oder rückwärts gehen.

Vielleicht erweckt es in unsern antiaristokratischen Zeiten einige Verwunderung, daß man zum Titel dieser kleinen Zeichnung ein „altes Fräulein" gewählt hat, aber theils besitzen wir in unserer etwas wortarmen Sprache keine Bezeichnung, welche der **vieille demoiselle** des Franzmannes entspricht, theils gibt es verhältnißmäßig weit mehr adelige als unadelige Jungfern, indem die letzteren meistentheils zuletzt doch noch von irgend einem älteren Wittwer aufgefangen werden, einem Pfarrer, einem untergeordneten oder unbemittelten Beamten, der einen Haufen Kinder ohne Mutter, ein Haus ohne eine Verwalterin hat, und einem hohen Alter ohne eine Pflegerin entgegen sieht, dagegen weder Jugend noch Vermögen, noch eine Stellung in der Gesellschaft besitzt, wodurch ein junges Mädchen verlockt werden könnte; denn ein solches stützt den allzeit hochgespannten Hoffnungsbogen, wenn auch auf nichts Anderes, so doch wenigstens auf seine Jugend.

Unter den alten Fräuleins, als den verhältnißmäßig am zahlreichsten Vorhandenen, muß man folglich nicht den Typus suchen, der in so manchen, ja in allen möglichen Beziehungen auf die alte Jungfer passen kann, so wie wir sie uns denken, denn unter Jungfern verstehen wir keineswegs den Haufen von ursprünglich besseren und schlechteren

Dienstmädchen, welche durch ihre Tugenden oder Untugenden herauf oder hinabgestiegen sind zu Jungfern, oder die durch etwas verbesserte Umstände oder in Folge einer kleinen Begabung mit Hoffart und Eitelkeit sich selbst als Jungfern konstituiren zu müssen geglaubt haben, mittelst Anlegung von Krägen und Manschetten, mittelst falscher Locken, Unterhäubchen, Hut und Mantel, sondern jene unverheiratheten, wohlerzogenen und feingebildeten Frauenzimmer aus den höheren Gesellschaftsklassen, welche der französischen **vieille demoiselle**, ob nun von adeliger oder unadeliger Geburt vollkommen entsprechen.

Ein halbaltes Fräulein ist zuweilen ein weniger gutes Frauenzimmer, ein altes Fräulein ist beinahe immer eine gute und angenehme Matrone. Ein halbaltes Fräulein, das sich vor so kurzer Zeit noch so jung geglaubt hat und nun einsieht, daß es so bald alt wird, steht just auf dem mißlichen Uebergangspunkt, wo die Hoffnung zu erlöschen anfängt, und wo auf der einen Seite die Zukunft chaotisch, folglich immer in einem Dämmerlichte vorschwebt, auf der andern alles, was sich an frohen und lieblichen Erinnerungen vorfindet, von Neuem aufblüht und der schmerzlich bedauerten Vergangenheit einen neuen, in der Wirklichkeit vielleicht niemals geschauten Glanz verleiht. Es ist mein Seel' nichts Beneidenswerthes um diesen gezwungenen Eintritt aus dem Licht ins Dunkel, aus der Jugend und Lebensfreude in das Alter und des Lebens qualvolles Weh, aus des Mittags Sonnenwärme in die kalte Nachtluft, aus einem behaglichen, lieben Stübchen mit allerlei schönen und angenehmen Gegenständen in einem großen und düstern Saal, so leer und dämmerig, daß man nicht einmal seine Wände sieht, sondern ihn nach allen Seiten hin für unendlich hält. Dieser Uebergang ist, wie gesagt, nicht der erfreulichste, und man darf sich weder wundern noch sich's verdrießen lassen, wenn in einem solchen Zeitpunkt das Gemüth schwer, der Blick auf die glücklicheren Spielschwestern finster und scharf, die Worte bitter,

das Herz zusammengepreßt, die Gedanken freudlos, Leib und Seele niedergedrückt werden und vor der Zeit altern. Man darf sich, sagen wir, das nicht verdrießen lassen und sich auch nicht darüber wundern, sondern weit mehr darüber, daß dies Verhältniß nicht immer eintritt, daß manches ältere Fräulein, das in seiner Jugend wild und fröhlich, hübsch und angenehm gewesen, in seinem mittleren Alter noch lebhaft und gemüthlich, lebensfrisch und munter, „roth und weiß und fett und vergnügt," im höheren Alter freundlich und gut, dienstwillig und aufopfernd, herzlich und zärtlich ist.

Mangel an Vermögen ist größtentheils die Ursache dieses Cölibats der alten Fräuleins; manchmal ist es Schicksal und Zufall, beinahe aber niemals der eigene Wille und Vorsatz, denn jedes jüngere Mädchen wünscht zu heirathen und sieht einzig und allein in einer glücklichen Ehe (jede erwartet und hofft ein Glück in der ihrigen) das einzige wünschenswerthe Ziel, das einzige beneidenswerthe Loos auf Erden. Und thäte sie dies Alles nicht, so wäre sie auch kein Frauenzimmer, sondern ein Unding, mit dessen Abzeichnung wir ganz und gar keine Lust hätten, unsere Farben zu verschwenden und unsere Pinsel abzunützen.

In ihrer Jugend haben die alten Fräuleins gerade so ausgesehen, wie gegenwärtig die jungen: sie spielten und tanzten, liebten und wurden geliebt, wünschten und hofften, gerade wie diese. Aber da kam eine trübe Zeit, wo sie von alle dem nichts mehr thaten, wo sie sich allein fanden, wo die Liebe entfloh und die Freundschaft noch ungenügend gefunden wurde; wo des Lebens Fahrzeug ohne Steuermann, ohne Lootsen und Mastkorbwache auf einem unbegrenzten, schreckenvollen Meere dahingetrieben schien. Doch bald richtet sich die erstarrte Kraft wieder auf, ergreift mit fester Hand das Ruder, steuert zu dem nächsten Strand und bleibt dort auf ewige Zeiten; und siehe da, dann sind es oft gerade diese alten Fräuleins, die in einer wahren Glorie von Tugenden und edlen Eigen-

schaften dastehen, denn von dem Tage an, wo sie allen Banden der Träume und Liebe entsagen, werden sie meistens die besten und zuverlässigsten Freundinnen, und erfüllen oft den Beruf einer Mutter und Hausfrau so gut, daß die Männer sich schämen müssen, die gleichgültig an ihnen vorbeigegangen sind und Andere mit etwas mehr Geld, aber bei weitem weniger innerem Werth gewählt haben. Geliebt und geehrt leben sie dann, betrauert und beklagt scheiden sie hin, und wenn ihre Verdienste nicht immer zu denjenigen gehört haben, welche vor dieser Welt geglänzt, so haben sie doch sehr oft das vereinsamte Herz gewärmt und getröstet, welchem sie ihre Zärtlichkeit, ihre Pflege, ihre Opfer und ihre Entsagungen weihten.

Von garstigen, bösartigen, neidischen, schwatzhaften, klatschsüchtigen und ränkevollen alten Fräuleins wollen wir nicht sprechen. Sie zu schildern, ist ein höchst unanmuthiger Stoff, und wo sie sich vorfinden, geben sie sich genugsam zu fühlen, so daß es keines Portraits und keines Signalements bedarf, um sie wieder zu erkennen. Man kann von Ihnen blos sagen, daß sie Unkraut sind, daß aber alles Unkraut im Monat Oktober so wenig bedeutet, so wenig schadet, und daß, wenn der Schnee kommt und sich darüber legt, dieses Unkraut und das wenige von ihm angerichtete Unheil für immer vergessen wird. So sind auch diese garstigen Personen, welche wir der Ehre einer Zeichnung nicht würdigen.

Es findet sich noch eine andere, aber nicht sehr zahlreiche Sorte von alten Fräuleins, fröhlich und munter, gänzlich unbekümmert um ihre Zukunft, ohne besonders liebliche Erinnerungen aus ihrer Jugend, ohne alle Herzensbeklemmungen, ohne alle melancholische Grillen, ohne eine andere Liebe zu den Männern als die gewöhnliche Menschenliebe, ohne allen möglichen Aerger über schönere und vom Schicksal besser bedachte Frauen, tanzen sie leicht und lustig ihr schuldfreies Leben von der Kindheit bis zum Alter dahin, ohne an etwas Anderes zu denken, als daß das Leben ein gutes Leben und der Tod ein guter Schluß

desselben sei, und daß man in dieses Leben gekommen, um sich selbst zu bessern, seine Freunde zu lieben, über seine Feinde zu lachen, allen zu helfen, allen Gutes zu thun, von Allem das Beste zu glauben und dem Schlimmsten von Allem auszuweichen. Hätten gerne geheirathet, verbleiben aber ebenso gerne ledig.

Daß diese die allerliebenswürdigsten von allen alten Fräuleins, Jungfern oder Mamsellen sind, wird Niemand läugnen, aber nur Wenige haben sie gesehen, denn es sind ihrer auch nur Wenige, doch finden sie sich wirklich vor, und mit Beispielen könnte man sogleich aufwarten.

Eine andere seltene Abart, die jetzt beinahe zur Ausnahme gehört, künftig aber, wenn einmal das Erbrecht für Söhne und Töchter gleich wird, vielleicht zu einer starken Anzahl heranwachsen könnte, sind die ältern Fräuleins, die ein anständiges Vermögen besitzen, aber frei und unabhängig bleiben wollen, von ihren Renten leben, ihr eigenes Haus, ihre Diener, ihre Pferde, Wagen und alle möglichen andern Bequemlichkeiten haben und über alles das ganz allein gebieten. Solche finden sich vor — wir läugnen es nicht — aber viele sind ihrer noch nicht und wenn man ihre Nieren prüfte, so fände man vielleicht zu unterst auf dem Grunde dieses Freiheits- und Selbstständigkeitsgefühles, das sich so breit macht, gleichwohl allerlei Trümmer von verwelkten Hoffnungen, erstickten Wünschen und verborgenem Harme. Doch wir gehören ganz und gar nicht zu denjenigen, die ihnen deßhalb übel nachreden wollen, sondern wir ermahnen sie im Gegentheil fortwährend. Diese kleine künstliche Selbstständigkeit, dieses kleine errungene Freiheitsbegehren, das ihnen schon seiner Seltenheit wegen recht gut ansteht, beizubehalten; vor Allem rathen wir ihnen, sich nicht zu guter Letzt dennoch zum Besten halten und in einem betrüglichen Liebesnetze fangen zu lassen, sondern wenn sie den entscheidenden Schritt einmal gethan haben, unbeirrt auf derselben Bahn fortzuwandeln. Mit voller Zuversicht ertheilen wir ihnen diesen Rath und diese Mahnung, überzeugt, daß die Nach-

ahmerinnen ihres Beispiels jederzeit die allerkleinste Minorität bilden müssen, insofern nicht die Männer und das eheliche Leben allzuschwierig und unleidlich werden, wovor sie sich wohl hüten und überhaupt bemüht sein mögen, sich wenigstens in so weit gut und liebenswürdig zu zeigen, daß die Frauen nicht ihre edle Freiheit ihnen vorziehen.

Genug jetzt von den alten Fräuleins und bis auf Weiteres auch von den Männern.

Die Kammerherrn.

(Ein Urbild.)

Mit einem Stückchen Kreide wurde neulich eine recht zierliche Konturzeichnung von unsern zierlichen Kammerjunkern entworfen; uns gestattet man vielleicht ein wenig Birkenkohle aus dem Kamin zu nehmen, um damit unsere Kammerherrn zu silhouettiren, wobei wir jeder dritten Person erlauben, mit dem Kreidestückchen in der einen und der Kohle in der andern Hand ein Bild von der dritten und vornehmsten Art dieser Gattung zu entwerfen, die unter unserem Himmelsstrich so wohl zu gedeihen anfängt. Wir meinen die Hofmarschälle.

Wenn die Kammerjunker eine feine, weiche und zarte Pflanze sind, so wachsen die Kammerherrn dagegen weit höher, auf dickeren und steiferen Stengeln, und tragen ihre Köpfe mehrere Daumen über den Ersteren, welche beinahe allein zwischen den Straßensteinen in der Hauptstadt gedeihen und emporschießen, während die Letzteren dagegen auch in den entlegensten Provinzen, in Moorgründen und sumpfigen Morästen, auf kahlen hohen Bergen und auf dürren Haiden fortkommen, mit Einem Wort überall, wo die Ziege etwas zum Abweiden finden kann.

Wir meinen inzwischen nicht die wahren, ausgewählten, dienstthuenden Kammerherrn, zu welchem Posten ganz eigene und absonderliche, kaum übersehbare Verdienste erforderlich sind, und deren Funktionen, bestehend in persönlicher Bedienung der Majestät und der Hoheit, sowohl Neid erregen als Ehre bringen müssen, wenn nämlich die Majestät und Hoheit der guten, ächten Sorte angehören. Nein, wir wollen von dem Heer der Kammerherrn in der Armee sprechen, von all den Dutzenden verabschiedeter und nicht ver-

abschiedeter Lieutenants, Kapitäne und Majore, welche sich (und oft mit Recht) für Nichts halten, bevor sie Kammerherrn werden; von all den Landrichtern, die zu ihren bisherigen Aemtern nicht taugen und noch viel weniger zu höheren Geschäften, denen man aber doch irgend eine Ehre erweisen muß; von all den adeligen niedrigen Beamten, welche mit Verdruß die hohen Sprünge des plebejischen Verdienstes bemerken, und denen man etwas Süßes um den Mund streichen muß, damit sie sich nicht allzuschrecklich gebärden; endlich von all den Söhnen, Eidamen, Neffen und andern Verwandten der Excellenzen und sonstigen hochmögenden Herrn, Leuten, für die es ein wahres Bedürfniß ist, Kammerherrn zu werden, denn hiezu wird unseres Wissens nicht ein einziges mögliches oder menschliches Verdienst erfordert, außer allein das Adelsdiplom, und ein kompetenter Bewerber ist also jeder adelige Stock, an welchen man einen Rock hängen kann, an welchen Rock zwei vergoldete Knöpfe sich nähen lassen, welche Knöpfe die Möglichkeit darbieten, einen tüchtigen Thürschlüssel zum Tempel des Herrn daran zu hängen. Gesenkt und gebückt gegenüber ihren Onkeln, Vorgesetzten und Gönnern, gehen diese Kammerherrnkandidaten gleich jenem Pabst, welcher das Gleiche that, so lange er Petri Schlüssel *suchte*; aber hat der Kammerherr einmal seinen Schlüssel gefunden, so macht er es wieder wie oben bemeldeter Papst: er wird gerade, starr und steif im Rücken, denn er weiß am besten, welchen herrlichen Talismann er an demselben trägt, er weiß, daß *hinter ihm* sein *ganzer* Werth hängt.

Wenn die Kammerjunker noch eine leichte und bewegliche Sache sind, eine fließende Masse, welche sich noch nicht gesetzt hat, so ist der Kammerherr in der Armee hinwiederum ein kräftiges, derbes Gericht, das sich zu diesen jugendlichen Kammerjunkern verhält wie eine feste Grüze zu einem dünnen Brei. Diese Kammerherrn sind meistentheils verheirathet und ansäßig, und nicht selten kommt der erste Gedanke an die Zweckdienlichkeit eines Strebens nach dieser Würde gerade von den guten Frauen, die es oft

in hohem Grade verdrießt, die Reichsten, die Schönsten, die Gebildetsten und Präsentabelsten zu sein, und nichtsdestoweniger bei manchen Gelegenheiten der lumpigen Majorin und Professorin, der Landrichterin und anderem bürgerlichen Pack nachgesetzt zu werden. Sie wird z. B. zu einem Mittagessen geladen; sie dünkt sich die Erste in Allem zu sein, und doch, o Schmerz! wenn man zu Tische geht, da biegt der Werth gegen eine ganz Andere seinen Arm; der vornehmste Herr nach ihm wieder gegen eine Andere u. s. w., und endlich bleibt für sie blos des Hofmeisters dürrer, unbeholfener Arm, und siehe da, jetzt schwört sie bei sich, daß ihr rangloser Mann Kammerherr werden müsse, koste es was es wolle, und es wird fortan eifrig und rastlos an diesem Thurmbau gearbeitet, welcher sich dereinst zum Staunen und Neid der Leute aus einem Nichts in die Luft erheben soll. Jetzt ist endlich der Kammerherr fertig! Fertig gebraten, um aus dem Ofen genommen, auf der Schüssel angerichtet und mit seiner eigenen Sauce verspeist zu werden, sagt Cassa-Warg von allerlei hübschen Gastgerichten.

Und nun wollen wir's versuchen, einen solchen neugebackenen Kammerherrn auf dem Lande abzukonterfeien. Er wird vom Augenblick an, wo er seiner ersehnten Auszeichnung gewiß ist, um ein Paar Daumen höher, einige auch um ein Paar Daumen dicker. Den Kopf trägt er auf eine ganz neue und vornehme Art, bald rückwärts gebeugt, bald vorwärts; die Nase zeigt nach dem Mond, und die Augen erhalten einen Sternenglanz. Eine Kammerherruniform muß herbeigehext werden, sobald es nur immer möglich ist, und wenn der Mann sonst knickert wie ein Harpagon, so sieht er diesmal nicht auf ein Paar Batzen, wenn nur die Sache recht bald in's Reine kommt. Die ganze Dienerschaft wird nach der frohen Botschaft der Erhebung unverzüglich hereingerufen; es wird ihr feierlich die stolze Mähr verkündet und zugleich die Erlaubniß ertheilt, den früheren Titel (wenn ein solcher vorhanden war) als nunmehr ganz unbrauchbar den Schweinen vorzuwer-

fen. Ebenso wird der Dienerschaft die Mahnung ertheilt, überall zu erzählen, was sie wisse, und hat die gnädige Frau bis jetzt Ihro Gnaden geheißen, so geschieht dies nunmehr mit um so größerem Nachdruck. Kutscher und Bedienter erhalten Livree, wenn sie noch keine hatten, oder im andern Fall eine neue und zierlichere. Vielleicht stellt man auch einen Jokey ein und kauft sich möglicher Weise ein viertes Pferd zu den übrigen dreien, oder geradezu zwei andere zu den bisherigen zweien passende, um bei den Besuchen, welche die neugebackene Kammerherrschaft bei dem Nachbar abzulegen hat, sich das Vergnügen machen zu können, Frauen und Kindern Hals und Beine zu brechen mit diesem ungleichen Gespann, wo alle vier Pferde nach allen vier Himmelsstrichen hinaus wollen, ungeachtet eine kammerherrliche Tatze die Zügel führt und die Peitsche hält. Wir haben ganz vergessen zu sagen, daß von dieser glückseligen Ernennungsstunde an, wo der Kopf sich höher hebt und die Nase eine ganz neue Richtung erhält, auch der Ton ansehnlich sich steigert und jetzt oft in's feine Gis übergeht, wenn es sich um verschiedene wichtige Gegenstände handelt, wobei man jetzt in einer ganz königlichen ersten Person des Pluralis spricht und darunter alle Rechtgläubige und Gleichdenkende versteht. Kein Kammerherr hält selbst das Abendblatt, das tägliche Allerlei oder die Freja, ja es gibt unter ihnen mitunter so verhärtete Menschen, daß sie nicht einmal heimlich in diese Pandorabüchsen hineinschauen, sondern blos den ganzen Inhalt in Bausch und Bogen verdammen, ohne ein einziges Mal das Schloß zu öffnen. Ein Kammerherr liegt und schläft wie andere Menschen; aber er geht oft wie ein stolzer Hahn, und er sitzt oft als Landrichter in Ausschüssen, bei Festsetzung von Marktpreisen und Steuern, auch reist er zuweilen als solcher zu Landwehrmusterungen und dergleichen, und siehe da, es ist immer, als würde ein stilles Halleluja angestimmt über den herrlichen vergoldeten Schlüssel, welcher die Thüre zu all diesen Auszeichnungen geöffnet hat. Ein Kammerherr wird gleichwohl selten etwas mehr

als ein Kammerherr. Diese Würde ist für die meisten Inhaber derselben ein Gipfelpunkt, über welchen sie selten hinaussteigen, und von der großen, über das Land und die Provinzen ausgestreuten Menge bleiben die Meisten unfruchtbar in dem Erdboden, wohin sie gekommen, gerade wie die Fruchtsaamen, welche ein gewisser wohlwollender und in manchen Fällen vortrefflicher und höchst lobenswerther Verein manchmal in schlechter Qualität an seine minder begünstigten Mitglieder in den Provinzen austheilt. Gleichwohl geht auch von diesem Saamen hie und da ein Exemplar auf. Ebenso verhält es sich mit dem Kammerherrn; manchmal schießt etwas grandios aus der Erde hervor gerade wie eine welsche Bohne, und wenn diese ihr Herzblatt recht entwickelt, so ist es... ein Hofmarschall. Aber dann ist es am besten, aus dem Wege zu gehen, denn es wird eng und schwül, wenn ein Kammerherr zu einem Hofmarschall aufschwillt. Wir wollen jetzt diesen Herrn der Kammern nur noch eine einzige Eigenschaft beilegen, da wir einmal auf sie zu sprechen gekommen sind und vermuthlich nicht mehr so bald zu ihnen zurückkehren werden. Sie stoßen den uralten Satz um, daß kein Prophet in seinem eigenen Land etwas gelte, denn sollen sie irgendwo Aufsehen erwecken, so ist es gerade da, wo die Menschen sie gleich den Pilzen aus einem totalen Nichts emporwachsen sahen; und schließlich und endlich muß man, um sich an die wirkliche krystallklare Wahrheit zu halten, noch hinzufügen, daß unter unsern hundert und vierundsechszig Titularkammerherrn vielleicht hundert Ausnahmen sich vorfinden, welche einem liebenswürdigen, gebildeten, angenehmen und anspruchslosen jüngeren und älteren Manne weit mehr gleichen als dieses mit einem Stückchen Birkenkohle gemachtes Bild, und zwar obschon sie Kammerherrn sind.

Die Hammerbesitzer.

(Ein Urbild.)

Um Hammerbesitzer zu sein, ist weder Geburt noch Reichthum, weder Erziehung noch Bildung, weder Wissen noch Verstand, weder Seele noch Herz nöthig.

Im Eifer, alles aufzuführen, was nicht nöthig ist, hätte man beinahe auch den Körper genannt, aber da hätte man eine große Dummheit gesagt, denn der Körper und einzig der Körper ist erforderlich; dieser muß einen wenn auch noch so kleinen Antheil an dem Hammer haben, er muß eine wenn auch noch so kleine Zeit darin gewohnt haben.

Man könnte nach dieser hastigen und lustigen Skizze auf den Gedanken kommen, ein Hammerbesitzer sei ein kleines Ding, aber da täuscht man sich unglaublich, denn ein Hammerbesitzer ist im Gegentheil eine mächtig große Sache, deren Form und Umfang zuweilen die Lehre von unendlichen Messungen nöthig machen, und deren Kopf, obschon kompakt und von eitel Eisen, sich über alle andern Köpfe erhebt. Seine Nase steht, obschon voll von eitel Steinkohlen, perpendikulärer hervor als die Nase anderer Menschenkinder, seine Stimme ist laut und schallend, und sein Ansehen ... Doch nein, wir wollen nicht von diesem goldenen Fußgestell sprechen, welches Ansehen heißt, und das, wenn es hoch und massiv ist, der daraufstehenden Bildsäule mehr oder weniger Werth verleiht, sondern wir wollen von den Hammerbesitzern sprechen und dieselben wie andere Menschen betrachten, obschon sie oft genug einer ganz eigenen Abart anzugehören scheinen. Und warum scheinen sie das? Wir sehen uns, nachdem wir einmal diesen Ausspruch gethan, gezwungen, ihn auch zu

verantworten und eine Erklärung darüber abzugeben. Ja wohl: muß nicht auch jeder andere Mensch, von dem Schuster an, der unsere Schuhe flickt, bis hinauf zu dem König, der über unsern Köpfen und zuweilen auch weit über unsere Begriffe regiert, immerhin seinen Titel von der Verrichtung entlehnen, die er übernommen, von der Beschäftigung, welche er gewählt hat und ausübt? Muß nicht jeder andere Mensch im Schweiß seines Gesichtes arbeiten und sich abmühen um einen Titel zu bekommen, wie klein, unbedeutend und werthlos dieser auch sein möge? Muß nicht selbst der Kammerjunker, ja sogar der Kammerherr sich bücken, springen, lächeln, Umstände machen, danken und Komplimente schneiden, ganz und gar von seinem Ueberzeugungsvermögen, der Fürsprache Anderer und der Gnade Seiner Majestät abhängen, seht oft seinem Ziele nur auf Kosten seiner armen Stiefel nahe kommen, und endlich die Vollmacht mit Geld lösen, wenn er eine so große Auszeichnung gewinnen will, wie diesem Titel inne zu wohnen scheint? Muß nicht ein armer Schuhmacher von seiner Kindheit auf unglaublich arbeiten, bekommt er nicht als Lehrjunge Prügel mit dem Knieriemen und Verdruß allerlei Art mit dem Meister, den Gesellen, der Frau, den Töchtern, den Mägden und allen Kunden zusammen? Wird er nicht hernach, wenn er Gesell geworden ist, mit Blasen an den Füßen in der Welt herumwandern, mit hohlem Bauch und leerem Beutel, und dieses Alles um nur mit der Zeit einmal Meister zu werden! Und wenn er es wird, so will ein Herr Schuhmacher noch immer nicht recht viel besagen, wenn er nicht Leute hat, welche Stiefel und Galoschen zerreißen ohne sie zu bezahlen und, wenn sie auch die Majorität in der Menge ausmachen, gleichwohl zur Minderheit gehören, sobald es sich um den Preis handelt. Was bedarf dagegen unser Herr Hammerbesitzer all dieser Plackereien, dieser Ungemächlichkeiten und Beschwerden? Ein Bischen Geld ist sein Alpha und viel Geld sein Omega, und es gibt sogar manchen Hammerbesitzer, der keines von beiden hat,

sondern nur des Volkes blinden Glauben daran und einen gewissen Kredit, welcher darauf fußt. Diese sind jedoch meistens nicht von der rechten und in der Wolle gefärbten Sorte von Patronen, die bei allem Witterungswechsel die Farbe hatten; aber sie sind doch Hammerbesitzer und benehmen und gebärden sich sehr häufig wie die ächten Herrn dieser Art.

Und welches sind wohl eigentlich diese ächten, wahren Hammerbesitzer? hört man fragen. Ja, meine Herrschaften, Einige werden es blos dadurch, daß sie die Söhne ihrer reichen Väter sind, daß sie ihre Maßöfen, ihre Stangeneisen, ihre Hämmer für Zangen und Nägel, ihr Geld, ihren Hochmuth und ihre Aufgeblasenheit erben. Andere werden es durch eigene Thätigkeit, durch gute Summen in den Taschen oder durch Verheirathung mit Hammerbesitzerinnen. Wieder Andere arbeiten sich dazu hinauf von fleißigen und tüchtigen Schreibern, von ehrlichen aber klugen Verwaltern, welche gewissenhaft für sich selbst und für ihren Herrn sorgen, und diese sind eine ganz lobenswerthe Art von Hammerbesitzern; nicht dagegen diejenigen, welche sich den Anschein geben, auf dem geraden Wege zu wandeln, bei genauerem Hinblick aber alle möglichen Querwege schleichen, und die Sache so betreiben, daß sie zuletzt die Herren sind, wo sie im Anfang arme Diener gewesen, und daß sie oft genug den ausgezogenen früheren Herrn als ihren armen Diener noch in's Brod nehmen. Die meisten dieser oben bezeichneten Hammerbesitzer haben inzwischen das für sich, daß sie sehr oft Etwas von ihrem Handwerk verstehen, ja zuweilen es sehr gut verstehen und für sich selbst und Andere zu großem Nutzen und Vortheil betreiben. Aber da kommt eine Art von verabschiedeten Militärs und andern Leuten, welche durch Erbschaft, durch Verheirathung und andere Mittel kleine Antheile an großen Hämmern bekommen, oder kleine und große Hämmer mit und ohne Geld kaufen und für gut finden. Den Lieutenant, den Kapitän, den Doktor, den Direktor, den wohlgebornen oder hochedlen Herrn und

so weiter in einen alles in sich begreifenden, alles umfassenden Hammerbesitzer zu verwandeln. Deren gibt es eine große Menge, welche täglich und stündlich vor den Wirthshäusern der Hauptstadt anlangen und dann gedruckt zu lesen stehen, zuerst im Tagblatt und hernach in allen andern Tag- und Nachtblättern. In ihrem Aeußern haben alle Hammerbesitzer eine gewisse Aehnlichkeit, wenn auch ihre Züge noch so verschieden sein mögen. Das Haar kann bei dem Einen roth sein wie eine Masse flüssigen und brennenden Eisens, beim Andern schwarz wie die großen Kohlenhügel; die Nase des Einen kann rund und platt sein wie der Kopf eines Nagels, die Nase des Andern lang und spitzig wie die Spitze des Nagels; der Mund kann bei dem Einen von Osten nach Westen, bei dem Andern von Süden nach Norden gerichtet sein; die Gesichtsfarben können in allen Schattirungen wechseln, und die Figur kann einem Goliath oder einem David, einer Glocke oder einer Strumpfnadel angehören; die Hüttenbesitzer haben dennoch immer Etwas, worin alle sich gleichen. Man sieht, man weiß nicht, was es ist, aber man sieht, daß sie keinen Höheren über sich kennen, daß ihr Ich allein ihren Willen regiert. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit steigen sie immer in ihren bequemen Wagen oder springen aus demselben; mit einem gewissen prahlerischen Ton befehlen sie in den Wirthshäusern und sagen ihr: „Man gebe mir!" mit einem so vollen Accord, daß man im Tone sowohl Prime als Alt und Baß unterscheiden kann. Wenn sie irgend wohin fahren, so nehmen sie sich im Vergleich zum Beispiel mit unseren gewöhnlichen dürren und armen Lieutenants gerade aus, wie ein großer Landauer neben einem geschmeidigen Cabriolet. Oft jedoch verschwindet auch der ganze Herr Hammerbesitzer selbst in seinem großen, prachtvollen Wagen, während dagegen die Persönlichkeit des Lieutenants den ganzen Schmuck des Cabriolets ausmacht. In Gesellschaften nehmen die Hammerbesitzer ein ganz eigenes Zimmer ein. Sie haben zwar keinen Rang, aber mehr als einen unterthänigen

Vasallen, und mancher liebe Getreue muß schweigend Platz machen, wenn die Wirthin den vollwichtigen Hammerbesitzer nach dem Ehrensitze führt; mancher hohe Beamte muß ihm nachstehen, denn die Rangrolle vermag nichts neben dem Vertreter der Dukatenrolle. Mit großer Selbstgenügsamkeit sprechen alle Hammerbesitzer von den reichsten und angesehensten Leuten des Landes, welche sehr haufig auch den einen oder andern Hammer besitzen, per Wir; per Wir sprechen sie von allen gebildeten Leuten, wir sagen sie von der Fahne der Nation und der Süßbutter aller Stände; wir von allen denen, die etwas Großes unternehmen, wozu viel Geld erforderlich ist. Es gibt blos zwei Klassen, von denen sie nicht in der ersten Person der Mehrzahl sprechen: nämlich die Bettler und die Gelehrten, und zwar thun sie das oft aus dem einzigen Grund, weil sie in ihrer Geldblindheit diese beiden Würden als gleichbedeutend betrachten. Ein Hammerbesitzer spricht immer in Banko, am öftesten in Hamburger Banko. Ist der Hammerbesitzer, der in eine Gesellschaft kommt, betagt, so erkundigen sich beinahe alle Mamas, wenn sie es nicht zum Voraus wissen, auf eine feine oder grobe Art, ob er verheirathet ist oder heirathsfähige Söhne hat; alle jungen Herrn möchten gerne wissen, ob er hübsche Töchter besitzt und wie schwer sie wohl einmal wägen werden; ist er jung, so lächeln ihm alle jungen Mädchen zu. Jedermann will in ihm eine Gans erblicken, die er rupfen, einen Fisch, dem er die Schuppen abmachen kann, und findet sich zufällig ein Spieler von Profession im Fahrwasser, so kann man sicher darauf rechnen, daß dieser den Hammerbesitzer am allerwenigsten aus den Augen oder aus den Klauen läßt, so bald er ihn einmal habhaft werden kann. Und dann gibt es auch noch blinde Klippen, an welchen so mancher steinreiche Hammerbesitzer aufgefahren ist. Aber geschähe das nicht, so fände auch kein Umsatz unter der leichten Schaar der Hammerbesitzer statt; denn oft ist der Spieltisch oder auch der Würfelbecher Schuld, wenn die Hammerwerke allmälig oder mit raschen

Schritten aus einer Hand in die andere wandern, wobei der letzte Besitzer immer den Hammerbesitzerstitel in seiner ganzen vollkommenen Schöne erbt, der Andere aber sich mit dem einfachen Herr begnügen muß. Doch das ist der Weltlauf: ein Ding ißt das andere auf, und das gilt mehr als je von diesen wohlgemästeten Patronen, welche niemals einen sicheren Bissen finden als einander selbst.

In Gesellschaft, wenn es sich um Künste, Wissenschaften, Politik, Staatshaushalt handelt, ist des Hammerbesitzers Ton zuweilen sehr entschieden, aber mit seinen Worten kargt er, und ohnehin wollen sie nicht in's Gewicht fallen; denn sehr oft sind diese Gegenstände dem reichen oder minder begüterten Hammerbesitzer fremd, der mit seinem Gelde alles gewinnen kann, nur nicht Kenntnisse und die Fähigkeit, Dinge zu beurtheilen, welche außer seinem eigentlichen und alltäglichen Wirkungskreise liegen.

Zu Hause ist der Hammerbesitzer ein guter und artiger Wirth, obschon etwas großthuerisch, etwas stolz auf all das Seinige, und er läßt eben so viele Champagnerpfröpfe aus Eitelkeit knallen als aus Gastfreundschaft; daher kommt es auch, daß das Vermögen manches Hammerbesitzers dahinschmilzt und wenn auch nicht gerade in Wasser, so doch in diesem brausenden Champagner aufgeht, dessen flüchtige Perlen oft ein getreues Sinnbild des raschen Aufschwunges und gänzlichen Falles unserer Hammerbesitzer sind.

Ist der Hammerbesitzer zufällig ein Mitglied des Adelstandes, so bekümmert er sich doch wenig oder nichts darum, ist niemals stolz darauf und legt auf seine Ahnen weit weniger Werth als auf seine Nullen beim Rechnungsabschlusse. Ist er dagegen bürgerlich, was am häufigsten der Fall ist, so ist er unermüdlich in Spöttereien und Ausfällen über die Adeligen; er spricht mit großer Verachtung von ihnen und macht sich über sie lustig wie über gebratene Barschen. Er äußert sich oft und viel über die unerhörten Besitzthümer, welche der Adel nicht zu behalten verstanden habe, sondern die in die Hände des dritten

Standes übergegangen seien; er sagt über den Adel alles Nachtheilige, Schlimme und Spöttische, was er nur weiß, aber er wählt sich oft genug seine Frau aus der Mitte desselben, und, was noch schlimmer ist, er bekommt sie beinahe jedesmal. Auf solche Art wird nicht selten dem armen Ehegott das Loos zu Theil, jungen Reichthum mit altem Adel zu verknüpfen, ob dies auch zuweilen eben so schwer und mißlich sein sollte als wenn man ein großes Seil mit einer feinen Seidenschnur zusammenknüpft, wiewohl auch diese im Ganzen eben so stark und eben so schwach sein kann, freilich jedes in seiner Art.

Sollte der Hammerbesitzer hinwiederum durch irgend einen Zufall entweder aus leicht erkennbaren oder aus ganz unerklärlichen Ursachen das werden, was die Staatszeitung in den Adelstand erhoben nennt, so verstummt er gänzlich mit all seinem Gebelfer gegen den armen Adel, er schweigt gleich der abgelegenen Wand, an welcher sein Wappen am selbsteingeschlagenen Nagel hängt, und wenn endlich die Reichstagspauken in Silber tönen aus allen Enden des Landes die Weihfesten aller Stände zusammenrufen, dann setzt er sich unter dieses sein Wappen, zum ersten Mal zum Vortheil desselben einen einfachen Hunderter mit einem Tausender zusammenstellend, zum ersten Mal drei Zahlen vieren vorziehend.

Sammelt man jetzt alle diese zerstreuten Züge, so könnte man beinahe in Versuchung gerathen, zu glauben, daß ein Hammerbesitzer eher ein Ding wäre als ein Mensch, ja mancher könnte aus unserer Beschreibung möglicher Weise schließen, diese Herren seien zuweilen ein Unding; aber da man bei allen solchen hastig hingeworfenen, allgemein gehaltenen, blos zum Vergnügen, mehr im Scherz als im Ernst aufgestellten Portraits sehr häufig die Farben zu scharf und zu ätzend aufträgt, und deßhalb leicht Verbesserungen gefordert werden könnten, diese aber mit einem gewöhnlichen Pinsel zu langsam von Statten gehen würden, so nehmen wir jetzt wie gebräuchlich einen weichen,

buschigen Hasenfuß und überstreichen alles zusammen; dadurch verwischen wir allzugrelle Farben und alle zu dunkle Schatten, geben jedoch gerne zu, daß unter der gewaltigen Schaar der Hammerbesitzer, welche trotz der ungünstigen Hammerkonjunkturen unser Land überschwemmen, eine Legion feingebildeter, kenntnißreicher, liebenswürdiger, sittsamer und vortrefflicher Mäuner sich vorfinden kann, die gleich Halbgöttern oder, um sublunarischer zu reden, gleich Vätern verehrt werden von ihren Untergebenen, welche gänzlich von ihnen abhängen und sie sammt ihrer Nachkommenschaft bis in's tausendste Glied segnen für ihre Güte, ihren Edelmuth, ihre Freigebigkeit, Uneigennützigkeit und Fürsorge. Schließlich müssen wir auch zugeben, daß, wenn nichts oder nur sehr wenig gefordert wird, um ein Hammerbesitzer zu werden, dagegen sehr viel gefordert wird um alles das zu sein, was ein wahrer Hammerbesitzer sein soll; Leistungen, die nur sehr Wenige so gut zu erfüllen wissen, daß ihr Name niemals anders als mit Verehrung, Achtung, Liebe und Dankbarkeit genannt wird. Doch wenn man's hier wagen wollte, Beispiele halber wirkliche Namen anzuführen, so würde die Liste derselben vielleicht weit länger ausfallen als diese ganze Physiologie, welche wir hiemit beschließen in der vollen Ueberzeugung, daß nur diejenigen, die sich selbst in einigen Zügen wieder erkennen, der Hand, welche sie entworfen hat, grollen werden.

Die alte Haushälterin.

(Ein Urbild.)

Die alte Haushälterin, diese lebenslängliche, getreue und ergebene Dienerin, die alles weiß, an alles sich erinnert, alles kann und alles versteht, ist bei allem dabei und wird über alle Dinge um Rath gefragt, hilft Allen, zeigt sich über keine Person und keine Sache unmuthig, lebt, stirbt, trauert und freut sich mit der Familie, welcher sie dient; sie kennt den Verdruß derselben und ihren Stolz, prahlt mit ihren Vorzügen und verschweigt ihre schwächeren Seiten eben so gut, wo nicht noch besser, klüger und vorsichtiger als sie selbst; diese alte, artige, zugleich demüthige und achtunggebietende, untergebene und geehrte, geliebte und etwas gefürchtete, freundliche, reinliche, mit Berechnung plaudernde und fürsichtig verschwiegene Frau gehört einer Race an, die nunmehr beinahe ganz ausgegangen ist in unserem alten, aber neu reparirten Vaterlande. Diese alten Haushälterinnen gehörten den alten, gleichfalls ausgegangenen Familien, den alten Stammgütern, den großen aristokratischen Besitzthümern. Sie haben mit diesen gelebt und gediehen, sie stehen und fallen mit diesen, und so wenig man jetzt noch diese verwesten Größen findet, eben so selten stößt man auch auf diese alten Urbilder treuergebener Dienerinnen. Doch kann man noch da und dort welche aufstöbern, und sind sie einander in Etwas ungleich, so gleichen sie sich doch in so vielen Dingen.

Entweder ist es eine alte Frau, welche immer tief seufzt, wenn sie von einem jungen Ehepaar hört, das gänzlich herabgekommen ist, weil der Mann das kleine Besitzthum verschnapst hat; oder die sich eine Thräne abwischt, wenn von einem Manne erzählt wird, der das Weite ge-

sucht und seine Frau mit Schulden und zwei leeren Händen zurückgelassen hat; oder die einen Strom von Thränen vergießt, wenn von einem guten Manne gesprochen wird, der plötzlich von seiner jungen, unversorgten Frau weggestorben ist; oder aber ist es eine alte Jungfer, welche seufzt und die Augen verdreht, wenn man von einem treulosen Bräutigam spricht; oder die sich die Augen wischt, sich schneuzt und schluchzt, wenn eines jungen Mannes gedacht wird, der auf die See gegangen und nicht wieder gekehrt ist; oder welche seufzt, sich die Augen wischt, sich schneuzt und schluchzt und dazu schnaubt, die Nase rümpft und den Kopf schüttelt, wenn die Rede auf junge Herrn kommt, welche sich mit den armen Mädchen vergnügen, mit den reichen aber verheirathen.

In jedem von allen diesen Fällen ist jedoch die alte Haushälterin ganz jung in das Haus und in den Dienst der Familie gekommen, oft genug als untergeordnete Dienerin, und nicht selten, weil ihre Eltern oder andere Verwandten mit der Familie in Verbindung standen.

In jüngern Jahren betheiligte sie sich bei allen Vorkommnissen in der Familie, bei Freude und Leid, mehr in einiger Ferne; jetzt aber, bei zunehmendem Alter, thut sie dies unmittelbarer und handgreiflicher. In der Jugend erhielt sie oft Scheltworte von denen, die über ihr standen und weinte manchmal auf eigene Rechnung; aber jetzt schilt sie alle, die unter ihr stehen, macht saure Gesichter, ertheilt schweigende Verweise denen, die über ihr stehen, und weint nie über etwas Anderes als über Kümmernisse der Familie. In der Jugend lachte sie manchmal in's Fäustchen über ihre Herrschaft, jetzt lacht sie mitunter laut über das dumme Gesinde oder über das Nämliche, worüber die Herrschaft lacht. In ihrer Jugend konnte sie manchmal lächeln über eine lustige Stichelrede von Bedienten, ja, sie konnte einige fröhliche, freundliche Worte mit ihnen wechseln; jetzt sieht sie dieselben über die Achsel an, und wären sie sechs Fuß hoch, sie selbst aber hätte blos ein Paar Zoll über vier. In früheren Tagen bekam sie manch-

mal die alten Kleider von Ihro Gnaden auszutragen; jetzt erhält sie immer neue, schöne Zeuge zu Kleidern, und die abgelegten Hauben und Krägen von Ihro Gnaden bekommt sie erst, nachdem die gnädigen Fräuleins dieselben neu zugestutzt haben. In ihrer Jugend wohnte sie bald da bald dort, wo es am besten paßte, wo sie am nützlichsten werden konnte, wo sie am wenigsten im Weg und lästig war; jetzt hat sie ihr eigenes, schönes Zimmer, das für und von Niemand in Beschlag genommen werden darf, nicht einmal bei der Hochzeit des ältesten Fräuleins, wo so manche Gäste in jedem Winkel und in jeder Ecke zusammengepfropft werden mußten. Wie aber das schon ohnehin so schöne und saubere Stübchen der alten Haushälterin bei dieser festlichen Gelegenheit aussah, davon wollen wir jetzt nicht sprechen; wir wollen von diesem Zimmer blos sagen, daß es früher unfreundlich, dunkel und kalt gewesen, nun aber behaglich, heiter und warm ist, mit einem unförmlich großen Kachelofen, in welchem verschiedene Kannen, Häfen und mancherlei andere, der Wärme und Pflege bedürftige Gegenstände Platz finden können. Im Uebrigen ist dieses Zimmer beinahe ausschließlich mit der eigenen Fahrhabe der alten Haushälterin möblirt, größtentheils mit Weihnachtsgeschenken. Die braun angemalte, kleine, alte Kommode dort in der Ecke ist die Alterspräsidentin und Stammhalterin aller dieser Geschenke. Sie bekam dieselbe schon in den allerersten Jahren, als Ihro Gnaden sah, daß die Dienerin zu der guten Sorte gehörte, der man mit der Zeit Vertrauen schenken und folglich Hausgeräthe übergeben durfte. Die große glattgebohnte und polirte Chiffonière dagegen, welche zwischen den beiden Fenstern steht, gehört zu den allerletzten Geschenken. Das zierliche, aber altmodische Nähtischchen hinwiederum schreibt sich aus früheren Tagen, als die Gnädige merkte, daß sie in ihrer Haushälterin eine vortreffliche Aushilfe beim Nähen besaß, daß aber der Faden in einer Schublade aufbewahrt werden mußte, der Mägde und der Kinder wegen. Das hochbauschige Bett bekam sie bei der

Geburt einer der jüngeren, kleinen Herrschaften, als die gnädige Frau ungewöhnlich krank war und ihre alte treue Dienerin mehrere Nächte bei ihr wachte. Deßhalb pflegt sie auch zu sagen, sie habe dem jungen Baron Albert ihr gutes Bett zu verdanken. Den Sopha und die Stühle erhielt sie in dem Jahr als die Herrschaft über Land gereist war, und sie das ganze Hauswesen zur hohen Zufriedenheit derselben besorgt hatte. Das Kaffeeservice mit der goldenen Einfassung von weißem Porzellan und just nicht mehr ganz neumodisch, wurde ihr von dem ältesten Fräulein verehrt, als sie sich verheirathete. Die goldene Uhr, die an ihrem schwarzen Bande über dem Bette hängt, von dem gnädigen Herrn, als er vom Reichstage zurückkam, und das niedliche Polster, worauf diese Uhr ruht, von dem kleinen Fräulein. Den Spiegel hat unsere alte Haushälterin sich selbst angeschafft, Notabene von reichlichen Geschenken, welche sie bei verschiedenen Gelegenheiten bekommen. Auch für den Bodenteppich hat sie selbst gesorgt, Notabene in der Art, daß Alle im Hause Lappen beisteuerten. Die Silhouetten der ganzen Familie, welche mitten über dem Sopha an der Wand hängen, in der Form von Sonne und Mond mitten am Firmament und umgeben von allen Planeten, sind ein Geschenk des ältesten jungen Barons; aber der alte, weißangestrichene Schrank ohne Schloß und mit schlechten Hängeeisen, der in der Ofenecke dort steht, gehört zum Haus und hat seit unvordenklichen Zeiten dagestanden, wie auch der wachstuchüberzogene Tisch vor dem Sopha, der jedoch demnächst durch ein neues, schönes Weihnachtsgeschenk aus Mahagoniholz verdrängt werden dürfte. Unglaublich viele andere, erstaunliche Sachen und Dinge, welche sich noch weiter in diesem Zimmer befinden, zeugen von den getreuen Diensten der Eigenthümerin und von der Freigebigkeit der Hausbewohner, denn in einem Hause, wo es kleinlich und kalt zugeht, findet sich die von uns gezeichnete alte Haushälterin nicht vor. Nein, nur edlen, hochsinnigen, guten und splendiden Herrn ist es vergönnt, treue, ergebene, zuverläßige

und alte Diener zu besitzen. Reichthum ist im Grunde hiezu nicht nöthig, denn der Diener unterscheidet besser als jeder Andere, ob das, was er erhält, aus gutem Herzen und wirklicher Erkenntlichkeit für seine Dienste gegeben wird, und was er auf diese Art bekommt, das fesselt seine Ergebenheit, wenn auch das Geschenk nicht übergroß sein sollte. Kann man doch bei sehr mittelmäßigen Mitteln demjenigen, der noch weniger besitzt, viel geben, wenn man nur, so oft man etwas gibt, für sich selbst von irgend einem unnöthigen Wunsche absteht. Und wie können wir wissen, ob nicht die Herrschaft unserer alten Haushälterin das gethan hat; denn hier in ihrem Zimmer sieht man ferner: einen weißen englischen Piquéteppich, um damit das Bett an Sonn- und Festtagen zu bedecken, mehrere schöngebundene und auf einen Schrank aufgestellte Religions- und Andachtsbücher nebst einigen Haushaltungs- und Kochbüchern, worunter eine alte und eine neue Cassa Warg; ferner ein eisernes Schreibzeug mit einem Tintenhorn, das niemals ausgewaschen, niemals mit Tinte aufgefüllt worden ist, sondern blos mit dünnem Wasser, und worin eine alte unbefiederte, ausgetrocknete Feder mit einer Spalte so breit wie ein Nadelöhr und mit einem kleinen schwarzrothen Stückchen Lack am Ende thront. Mit dieser Feder macht die Eigenthümerin ihre kleinen Bemerkungen, von welchen wir hier einige kurze Pröbchen mittheilen wollen:

„Am achten Mai wurde die große, gelbe Truthenne gesetzt.

„Am eilften stand die Satanstruthenne auf, so daß alle Eier kalt wurden.

„Am zwölften gossen wir fünfzehn Pfund Talglichter.

„Am vierzehnten wurde die feine Leinwand auf die Bleiche gelegt u. s. w. u. s. w."

Solche Noten ungefähr macht sich unsere alte Haushälterin, aber Niemand darf deßhalb mehr oder weniger vortheilhaft von ihr denken, denn ist sie auch mit der Feder in der Hand keine gute Stylistin, so besitzt sie doch, was

diesen häufig fehlt, nämlich ein gutes und gesundes Urtheil, einen klaren und feinen Blick, sehr viel Takt, dazu eine passende und lebhafte Ausdrucksweise, nicht ohne verschiedene früher viel gebrauchte französische Redensarten, oft recht gut prononcirt, zuweilen auch ein wenig radgebrochen, aber immer à sa place, versichert Ihro Gnaden.

Mit dem Herrn im Hause spricht unsere alte Haushälterin selten etwas Ernstes oder Entscheidendes. Ist dieser Herr bei guter Laune, so scherzt er mit ihr, und sie antwortet demüthig, aber in demselben Tone, denn sie hat eine große Kunst gelernt, nämlich jeden Scherz, von welcher Art er auch sein mag, feinkörnig oder grobkörnig, zu verstehen und eine passende Antwort darauf zu ertheilen, mit steter Rücksichtsnahme auf ihren eigenen Standpunkt. Ist der Hausherr dagegen bei schlechter Laune oder von etwas Anderem in Anspruch genommen, und stellt sich, als ob er die alte Dienerin nicht bemerke, so geht sie ihm blos schweigsam aus dem Weg, denn wie jeder geschickte Seemann weiß sie bei allen Winden zu segeln.

Mit Ihro Gnaden dagegen spricht sie über alle wichtigen Angelegenheiten des Hauses, fragt selbst und wird über alles gefragt, ertheilt oft Rath, welchen Ihro Gnaden sodann zu einem Befehl an die Rathgeberin knetet und backt, worauf diese im Geheimen etwas lächelt, weil die Sache oft schon im Voraus bewerkstelligt ist. Die junge Herrschaft geht unserer alten Haushälterin früh und spät, zur Zeit und Unzeit zu Leibe mit Plaudereien und Scherzen, mit Fragen und Aufträgen, mit Bitten um Hülfe und Rath, um Speise und Trank, um Butterbrode und Naschwerk, um Extrafrühstücke und Extraabendbrode, endlich um alles andere Große und Kleine, denn hat sie es auch nicht selbst bei der Hand, so kann sie es doch schaffen, indem sie über alles und alle Behälter gesetzt ist, selbst über diejenigen, wozu sie die Schlüssel nicht genugsam verwahrt in ihrem kleinen blauangestrichenen Schlüsselkästchen, welches hinter der Thüre in ihrem Zimmer

hängt, und von welchem wir vergessen haben zu sagen, daß es allen Haushälterinnen seit vielen Generationen in diesem alten Hause gehört hat; man sieht es auch ganz deutlich, denn wenn das klumpige Kästchen oben noch ein wenig blau ist, so ist es dagegen inwendig kohlschwarz vor Alter, und seine Haken sind gänzlich abgenützt.

In der ersten Zeit ihres Dienstes aß unsere alte Haushälterin mit dem Kammerdiener, der Kammerjungfer und andern Personen desselben Rangs; hernach aß sie lange Zeit nirgends, jetzt aber ißt sie am eigenen Tisch der Herrschaft, jedoch nur, wenn diese en famille ist oder Hausfreunde zu Gästen hat, und sie selbst nicht von Haushaltungsgeschäften in Anspruch genommen ist; da nun dieser Fall selten eintritt, so sieht man sie auch nicht sehr oft bei Tische, aber erscheint sie wirklich, so ist sie ausgezeichnet reinlich und zierlich aufgeputzt, und hat einen schneeweißen, frisch gestärkten Kragen, sie stellt sich zu unterst an das Tischende, faltet andächtig die Hände zum Gebet, bewegt die Lippen und verneigt sich zuletzt und am tiefsten; dann zieht sie sachte ihren Stuhl vor, setzt sich nicht eher, als bis alle Andern sitzen, nimmt von allen Speisen zuletzt und am wenigsten, oft blos um das Ding einmal zu kosten, nimmt nichts von demjenigen Gericht, das sie nicht im Ueberfluß vorhanden sieht, legt selbst die Suppe vor, schüttelt den Kopf und nimmt alle Fehler der Bereitung, alles Verbrannte und Rauchige, alles Ungekochte oder Verkochte, alle zu dünnen oder zu dicken Saucen, alles was vergessen und außer Acht gelassen worden ist, mit Einem Wort alles Mißlungene auf ihre Verantwortung und läßt sich die Sache sichtbarlich zu Herzen gehen, obschon Niemand von der Herrschaft ein Wort zu ihr sagt. Bittet sie um Brod, Wasser, Sauce, Senf und dergleichen, so geschieht dies mehr mit stummen Zeichen als mit hörbaren Worten. Fehlt Jemanden ein Löffel, ein Messer oder eine Gabel, so reicht sie sogleich ihr eigenes Besteck und zwar auf ihrem Teller, sicherlich nicht mit der bloßen Hand. Schneuzt sie sich, so wendet sie

sich jedesmal vom Tische weg, was der kleinen Herrschaft so lustig vorkommt, daß sie sich Gewalt anthun muß, um nicht laut aufzulachen; bekommt sie ihren trockenen Husten, so geht sie sogleich hinaus; sie schnupft noch aus einer Düte, erhält aber jetzt bald von Seiner Gnaden eine Dose. Bei Tisch erhebt sie ihre Stimme niemals, spricht niemals, ohne angeredet worden zu sein, antwortet aber dann freundlich, freimüthig und ohne alle Verlegenheit. Zu den kleinen Herrschaften, welche um sie herum sitzen, kann sie wohl zuweilen flüsternd ein Wort sagen oder ihnen eine kleine Schicklichkeitsmahnung ertheilen, und dies wird niemals weder von Seiner noch von Ihro Gnaden übel aufgenommen. Ihre Serviette legt sie nach vollendeter Mahlzeit immer sorgfältig zusammen und sagt jedesmal in halblautem Tone: „Danke unterthänigst," wenn sie sich knirend vom Tische hinweg bewegt. Sofort trägt sie das Dessert auf und begibt sich ihres Weges. Den Kaffee trinkt sie nie allein, sondern muß beständig etwas zum Eintunken haben, und Kaffeebrödchen und Kaffee sind, wenn man bösen Zungen glauben darf, die einzige Speise und das einzige Getränk, worauf sie etwas zu viel Werth legt.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß die ganze Herrschaft artig und freundlich gegen sie ist; aber auch die Verwandten und Gäste sind das, und wären sie noch so vornehm. Sie erinnern sich ihrer jedesmal, nennen sie bei der ersten Begrüßung jedesmal mit Namen, damit sie weiß, daß man sich ihrer erinnert, klopfen ihr freundlich auf die Achsel, fragen sie, wie sie sich seit ihrem letzten Besuche befunden und erlauben ihr, wenn es Damen sind, einen Handkuß. Manche Gäste glauben sie auf ihrem Zimmer besuchen zu müssen, rühmen alles, was dort ist, danken ihr für ihre leckeren Gerichte beim Mittagessen, für ihre guten Thee- und Kaffeebrödchen, und verlangen Auskunft über die Zubereitung dieser und jener Speisen.

Die gesammte Dienerschaft hält unsere alte Haushälterin sehr in Ehren, fürchtet sie aber zugleich unglaub-

lich; denn sie ist zwar die Stütze und Hülfe Aller, aber sie bildet auch beinahe ausschließlich und allein die hohe Polizei im Hause, und Niemand weiß so gut wie sie alles, was vorgeht, alles was gedacht, gesprochen, im Schilde geführt wird, und zwar in den höheren sowohl als in den niedrigeren Regionen. Die Köchin bekommt dann und wann tüchtige Nasen, wie man zu sagen pflegt, und derbe Verweise, wenn sie nachlässig, unachtsam und malpropre ist, was unsere alte Haushälterin am allerwenigsten ausstehen kann. Die Küchenmagd, die Hausmagd und die Spinnerin werden hie und da derb zurechtgewiesen; aber um die Kammerfrau und um die Zofen der Fräuleins bekümmert sie sich nicht viel, sofern dieselben nicht mit ihr Possen zu treiben suchen, in welchem Fall sie laute Klage erhebt. Allen im Hause, mit Ausnahme von Seiner und Ihro Gnaden, ertheilt sie, je nach dem Rang der betreffenden Personen, in artigem oder befehlendem Tone, Mahnungen auf das Feuer Acht zu haben und keine Klappe zu ziehen, wenn es donnere. Niemand verhöhnt oder sucht diese alte Haushälterin, wenn sie auch noch so alt ist, zum Besten zu haben, außer die kleinen Bedienten, welche sie oft hinter ihrem Rücken nachäffen und Spektakel machen, worüber dann die Mägde vielleicht leise kichern.

In Streit geräth unsere alte Haushälterin mit Niemand, außer zuweilen mit dem neu angekommenen Inspector, wenn sie ihm recht aufrichtig die Gedanken ihres Herzens sagt, wie unehrlich und gewissenlos er seinen Dienst verwalte; eben so mit dem Buchhalter, wenn sie ihm ohne alle Umstände vorwirft, er saufe eine halbe Flasche auf einmal aus und treibe Lumpereien mit den Mägden; desgleichen manchmal mit dem Gärtner, wenn dieser nicht mit allem bereit steht, was sie für die Küche bedarf oder nicht alles so liefert, wie sie es haben will. Aber er (der Gärtner) hat gleichwohl eine ziemlich zuverläßige Art sie zu beschwichtigen, denn sie legt großen Werth auf Blumen, und wenn der Gärtner, dieses Rindvieh, mit Sellerie oder Majoran keine Ehre eingelegt hat, so darf er nur eine

blühende Geranie, eine Levkoie oder ein Veilchen bringen, und dann nimmt die Frau oder die Jungfer um so mehr Thymian in den Wurstkuchen und Pastinaken in die Suppen, sagt aber für die Blumen: „Danke recht schön." Hat jedoch der Gärtner, ohne sich zuvor eine Versäumniß zu Schulden kommen zu lassen, blühende Blumentöpfe in ihr Sonnenfenster gestellt, dann bekommt er einen Kümmelliqueur nebst einem: „Danke bestens! Ihre Blumen machen Ihnen alle Ehre." — In wahrer Feindschaft hat sie noch mit Niemand gelebt außer mit der Stockholmer Gouvernante, die kaum ein Jahr im Hause war. Diese, eine anspruchsvolle, vorlaute, äußerlich beinahe überbildete, innerlich aber rohe und ungebildete Person glaubte sich berechtigt den Diamant zu verachten, weil dessen Hülle nicht in mannichfaltigen Facetten abgeschliffen war, und die ächte Perle zu verschmähen, weil sie noch unerbrochen in ihrer Schale lag und nicht an einem Faden aufgezogen funkelte.

Jeden andern oder dritten Sonntag fährt unsere ehrliche Alte in die Kirche, wofern nicht Gäste oder allzu schwierige Gerichte, die man der Köchin nicht anvertrauen kann, vorhanden sind oder das Wetter allzugarstig ist, und bei diesen Kirchenbesuchen fährt sie im Winter in der zweisitzigen Chaise mit Fußsack, Sommers in dem lackirten Korbwagen mit einem Fell auf dem Boden. Zuweilen ißt sie dann im Pfarrhaus zu Mittag, aber die Pfarrerin besinnt sich immer ein wenig ehe sie die Einladung erläßt, ob es so ganz in der Ordnung sei, mit der Herrschaft und der Haushälterin zugleich Gesellschaft zu machen, obschon das Letztere in der Vogelperspektive, das Erstere in der Froschperspektive geschieht. Unsere alte Frau und Jungfer billigt nicht immer die Anstalten und Anordnungen der Pfarrerin und noch weniger der Kommissärin; sie findet alles bei ihnen höchst bürgerlich und filzig, obschon sie sich's nicht anmerken läßt.

Spricht unsere alte Haushälterin von ihrer Herrschaft, so geschieht dies mit einer Ergebenheit und Verehrung,

welcher Niemand zu nahe kommen mag, und wagt Jemand eine einzige spöttische Bemerkung über dieselben, so bekommt er wahrhaftig eine Antwort, der es an Salz und Lauge nicht fehlt. Die Ehre der Familie ist ganz ihre eigene Ehre. Ist dieselbe alt, so spricht die Haushälterin mit Stolz und Bewunderung von ihren Ahnen und ihren Großthaten in früheren Zeiten; ist die Familie neu, so spricht sie von ihren Aussichten und der Zukunft; ist sie reich, von ihren großen Gütern und Besitzungen, ihrer Pracht und Splendidität; ist sie weniger begütert, von ihrer Wohlthätigkeit und verständigen Haushaltung. Mit Einem Wort, sie spricht immer zur Ehre und zum Preis ihrer Herrschaft.

Verwandte hat sie nicht oder nicht viele. Eine Schwester- oder Bruderstochter wird sie beerben, mit Ausnahme dessen jedoch, worüber sie schon seit langer Zeit zu Gunsten der Mitglieder der jungen Familie ihrer Dienstherrschaft verfügt hat. Ist die Familie nicht in glänzenden Umständen, so bekommt sie Alles und setzt nach dem Tode der Alten in die Staatszeitung: Wer etwas dagegen einzuwenden hat, der melde sich bei u. s. w. u. s. w.

Das Begräbniß ist anständig und ehrenvoll. Alle im Hause sind schwarz gekleidet, alle weinen, wenn sie weggetragen wird, aber Ihro Gnaden weint am allermeisten, sie vermißt die getreue Dienerin in jedem Augenblick, in jedem Winkel und in jeder Ecke, sie kann nicht begreifen, wie sie eine neue bekommen soll, und sie seufzt schon beim entferntesten Gedanken an die neue Haushälterin.

Die Herrschaft welche sich Vergnügen machen will.

„Wie heißt das gottvoll schöne Gut dort unten zur rechten Hand?"

So fragt jeder Stockholmer seinen Postillon einmal während der raschen Fahrt von Stockholm nach Gothenburg, wenn diese Reise Notabene ganz altmodisch auf vier Rädern vorgenommen wird und nicht auf Dampfböten.

„Wem gehört der große prächtige Herrensitz dort unten zur Linken?"

So fragt beinahe gleichfalls jeder Gothenburger, der auf dieselbe Art nach Stockholm fährt, und diese beiden Fragen scheinen auf den ersten Blick beinahe ein's; aber betrachtet man sie etwas näher und genauer, so sind sie sich eben so ungleich wie die beiden Fragenden; mit Einem Wort eben so ungleich wie ein Stockholmer und ein Gothenburger. Der Erstere hat doch immer etwas mehr Schönheitssinn. Er blickt sich mehr um, er will durchaus den Namen des Schönen wissen, was er sieht, und überdies hat das Franzosenthum weit tiefere Wurzeln bei ihm geschlagen; er ist in hohem Grade neugierig, er planirt gern und denkt nicht immer an den innern oder den Geldwerth einer Sache. Der Gothenburger dagegen hat mehr Rechnungsgenie als Schönheitssinn und daher kommt es auch, daß er, sobald er etwas Großes, Schönes und Herrliches sieht, sogleich darauf denkt, was es kosten kann, und wer der Glückliche ist, dem es gehört; da er nun einen Postillon nicht wohl um das Erstere befragen kann, so wählt er das Letztere, und nun möchte man gar zu gern diese Vergleichung zwischen einem Gothenburger und einem Stockholmer fortsetzen, überzeugt, daß dieselbe sich wie zwei parallele Linien unendlich verläugnen ließe, ohne

daß beide Theile zusammenträfen, aber ein so appetitlicher Stoff dies auch für die Feder sein mag, so ersparen wir es doch bis auf jene Zukunft, in welcher so Manches begraben liegt, was theils an's Licht kommt, theils ewig im Dunkeln bleibt. Wir kehren also zu den Fragenden zurück oder, richtiger gesagt, zu dem Gefragten, das heißt, zu dem Postillon, welcher auf des Stockholmers begeisterte Frage sicherlich im Anfange wenigstens antwortet: „Was liegt daran?" aber auf des Gothenburgers Frage nach dem Besitzer des Gutes den Aufschluß ertheilt: „Nun ja, dem Major!" Der Gothenburger und der Stockholmer sind nun beide gleich klug; aber da jeder von ihnen eine Zunge im Munde hat, einige sogar manchmal zwei, so fragen sie von Neuem und vernehmen dann, was wir schon vorher wußten, nämlich daß das Gut Oliventhal heißt, ungeachtet es in keinem Thale liegt, ungeachtet niemals eine einzige Olive da Knospen getrieben hat, außer derjenigen, welche unsichtbar zwischen zwei liebenden Gatten aufblüht, und daß der Major Schmidt heißt, wie wohl schon hundert Majore vor ihm geheißen haben und noch nach ihm heißen werden. Dies war Alles, was der Postillon mitzutheilen vermochte, und wüßten wir nicht mehr, so würde unsere Skizze sehr kurz ausfallen; nun aber fügt es der Zufall, daß wir, in diesem Fall wenigstens, ein wenig mehr wissen als der Postillon, und dieses Wenige, was wir wissen, wollen wir jetzt erzählen.

Major Schmidt war nämlich ein vermöglicher Mann (um im gothenburger Geiste anzufangen), ohne jedoch reich genannt werden zu können, denn Reichthum bedeutet in unsern Zeiten Millionen, und des Majors Vermögen beschränkte sich auf ein einziges Hunderttausend. Dagegen war er ein vollkommen ehrenhafter Mann, und dieser Titel ist immer am besten im Positiv, denn wer ist nicht ehrenhafter als ein Schelm, und wer kann nicht der Ehrenhafteste sein unter zwei Schelmen? Er war also ehrenhaft und vermöglich, war ein munterer Cadet, ein schmucker Lieutenant, ein brauchbarer und tüchtiger Kapitän in einem

Landregiment gewesen, und jetzt war er nach vollbrachtem achtundvierzigstem Jahre ein verabschiedeter Major, ein freundlicher, gemüthlicher Landjunker, ein vortrefflicher Oekonom, ein guter Gatte, guter Hausherr, guter Wirth, ein angenehmer Whistspieler, der mit immer gleicher Laune seinen Robber gewann oder verlor und, wenn das Jahr zu Ende war und er gleich jedem ordentlichen Spieler seine Spielrechnung machte, weder gewonnen noch verloren, sondern blos einen angenehmen Zeitvertreib gehabt und über demselben niemals wichtigere Gegenstände versäumt hatte — die einzige Bedingung, unter welcher das Kartenspiel verzeihlich sein kann. Seine Frau gehörte zu jenen Frauen, welche alle Leute einmündig ein liebes, angenehmes Weibchen nennen, und wenn Alle das thun, so bedeutet es Etwas, nämlich daß sie gut, liebenswürdig, hübsch, gebildet, angenehm und munter ist, und siehe da, alles das war unsere gute Majorin mit ihren dreißig Jahren, welche ihr bis jetzt niemals schwer geworden, weil sie bei Andern noch nie eine Veränderung gegen sich wahrgenommen hatte, was immer das sicherste Kennzeichen bleibt in einem Frauenspiegel; denn wenn die Männer gleichgültig und überhöflich, die Weiber freundlicher und sanfter werden, dann ist es Zeit, nachzusehen, ob nicht ein graues Haar irgend wo sitzen und plaudern kann, und dies war bei unserer guten Majorin noch nicht eingetroffen.

Aber dieser Major und diese Majorin hatten zu ihrem großen Gram keine Kinder, und daher kam es, daß sie ungeachtet sie ein Engelleben führten und einander so innig liebten wie Eheleute nur thun sollen und thun können, doch manche verdrießliche Stunden hatten; unbescheiden genug führen wir den Leser gerade in einer solchen ein.

Es war nämlich Winter, nicht mehr so ganz im Kalender, sondern beinahe mehr in der Natur, denn der März hatte bereits das erste Viertel seiner kühlen Bahn zurückgelegt. Aber die Luft war trübe und schwer, das Feuer hatte ausgebrannt, man hatte bald Lichter angezündet, und der Major und die Majorin in dem schönen Oliventhal

saßen allein um den etwas zu großen ovalen Salonstisch, bissen dann und wann in einen Apfel, knackten eine Nuß und sprachen ihre Neugierde aus, was wohl die morgende Post bringen werde, obschon keines von beiden für seinen Theil etwas Besonderes zu erwarten hatte.

„Ich will doch sehen, ob ich von Adelaide einen Brief bekomme," sagte die Majorin gähnend.

„Ach, sie schreibt ja so selten," antwortete der Major und gähnte, angesteckt von seiner Gattin, gleichfalls.

„Ich bin begierig, ob sie über's Jahr nach Gustavsberg kommt."

„Ja, Gott weiß."

„Sind die Badtermine in den Zeitungen schon ausgeschrieben?"

„Ich habe noch nichts gesehen."

„Wir müssen doch sorgen, daß wir unsere gewöhnlichen Zimmer wieder bekommen."

„Ja, oder andere. Die unsrigen waren nicht besser als die andern."

„Wohl wahr, aber Du weißt ja, ich gehöre zu den Gewohnheitsthieren."

„Ich auch, sonst würden wir wahrhaftig nicht alle Jahre an diesen langweiligen Ort gehen."

„Das heißt doch zuviel gesagt."

„Freilich, aber was soll man anders thun?" sagte der Major, „der Sommer wird sonst zu lang, zumal nach solchen stillen und einförmigen Wintern, wie wir sie in unserer Gegend haben. Ich werde es nie vergessen, wie angenehm in meiner Kindheit und Jugend ein Winter auf dem Lande war; da gab es klingende Schlittenfahrten, man machte Ausflüge, ja sogar lange Reisen, und man betrachtete den Winter just als die Zeit, wo man Zeit hätte, sich lustig zu machen und beisammen zu sein, Verwandte, Freunde und Bekannte. Dann vollends die Weihnachten! Mein Gott, wie angenehm, munter und reich an Abwechslungen waren nicht die immer! Jedes Jahr

brachte neue Schwänke mit sich. Zuweilen dauerten die Weihnachtsvergnügungen bis tief in den Januar hinein. Den ganzen Winter hindurch, so lange alle Seen da unten in Smaland gefroren waren, kutschirte man zu einander, schmauste bei einander, that sich gütlich, tanzte, spielte und verlustirte sich aus Herzensgrund. Wir muntern Jungen brachten den 13. Januar das eine Jahr in Jönköping zu, das andere Jahr in Hindersmeß, das dritte in Fasting, und mitunter kam man in einem Jahr an alle diese drei Orte und machte sich da immer recht lustig. Hernach blieb man still und eingezogen, bis es thaute, und im Sommer blieb jeder daheim, erfreute sich an dem Sommer und dem schönen Gut, denn damals... der Teufel weiß, wie es zuging, aber die Güter waren schöner und die Sommer sommerlicher. Man aß im Freien, man ging im linnenen Kittel umher, man fuhr in's Heu, man fischte und jagte, und kein Mensch reiste an Brunnenorte, außer arme Kranke, Bäder kannte man keine andere, außer die man selbst im offenen See oder in seinem eigenen Brauhause nehmen konnte. Niemand hatte Zeit, mit seinen Pferden im Lande herumzufahren, sondern man ersparte das, bis der Winter und das Schlittenfahren kam. Aber jetzt, jetzt ist das ganz anders: jetzt zieht sich im Winter die ganze Welt in die Städte, und die Wenigen, die auf dem Lande bleiben, sitzen wie Einlieger da, während die benachbarten Güter leer und verschlossen dastehen, die Wege naß sind, die Luft neblig und trübe, und ohnehin können ja die Frauen eine Winterfahrt im offenen Schlitten nicht mehr aushalten."

„Die Herrn können's auch nicht besser," fiel die Majorin lächelnd und etwas gähnend ein, denn sie hatte diese Betrachtungen und Jugenderinnerungen alle schon früher gehört, so daß sie ihr nicht mehr ganz neu waren.

„Ei, warum denn nicht?" antwortete der Major; man wird freilich faul und träge, wenn man älter wird, und für all diese Langweile muß man sich im Sommer wieder entschädigen, indem man auf Dampfbooten oder in

verdammt theuren Wägen umherfährt, mit Pferden, von denen jeder Fuß ein ganzes Kapital ist, und hernach soll man sich viele Meilen weit von Hause abwaschen und abschwemmen, als ob man sich daheim nicht sauber halten könnte."

„Wie magst Du nur so sprechen, mein guter Wilhelm?" fiel die Majorin ein. „Niemand reist in's Bad, um sauber zu werden, sondern man geht seiner Gesundheit und seines Vergnügens wegen, um wieder ein wenig in die Welt hinauszukommen, und nicht in einem Winkel zu verwildern und zu verliegen, gerade wie..."

„Ach ja, ich gehe ja auch ganz gerne dahin," versetzte der Major, „obschon ich, unter uns gesagt, nicht läugnen kann, daß das Vergnügen bei solchen Ausflügen knapp genug zugemessen ist und jedenfalls den Kosten und unerträglichen Beschwerlichkeiten nicht entspricht. Denn Du wirst mir zugeben müssen, liebe Alte, daß Du von dem Tage an, wo die Saison in den Zeitungen ausgeschrieben wird, keine Ruhe mehr hast, bis wir in dem Wagen sitzen und nun das sogenannte Vergnügen beginnen soll, welches Du sehr oft langweilig findest, wie auch das Bad ganz schädlich für Deine Gesundheit, oder wie?"

„Ach ja, das mag wohl sein," erwiederte die Frau, welche einsah, daß ihr Mann nicht ganz Unrecht hatte, ihm aber doch nicht ganz Recht geben wollte und daher sagte: „Aber was für eine Unruhe meinst Du denn? Bin ich denn so unruhig vor der Reise?"

„Bist Du es etwa nicht?" antwortete der Major und wurde ganz lebhaft. „Hast Du nicht eine ganz unerträgliche Unruhe und tausend Bekümmernisse den ganzen Frühling hindurch, zuerst wegen der Zimmer, und dann, wenn man diese glücklich bekommen hat, wegen all Deiner Kleinigkeiten, Deiner Hüte, Hauben, Mäntel und wie sonst der Quark aller heißt? Wartest Du nicht mit äußerster Ungeduld auf die Posten, und wird es Dir nicht manchmal ganz übel, bis Du alle die Satansmüsterchen bekommst, welche Dir so viele Grillen in den Kopf setzen? Und dann

wählst Du und wählst, und hast tausend Bekümmernisse, bevor Du Deine Pakete hast, denn wenn Du bestellt hast, daß man diese der Diligence übergeben soll, so schicken Deine Freundinnen, die immer schlechte Kommissionärinnen sind, den ganzen Plunder mit dem Dampfschiff nach ganz andern Richtungen hin und legen den Deklarationsbrief in das Paket hinein. Endlich erhältst Du Deine Müsterchen, und wirst ganz entsetzlich betrübt darüber, daß sie vielleicht am Stück nicht so gut aussehen werden wie das Müsterchen, und nun läßt Du Dir's um Nähjungfern sauer werden; mehrere Aufgebote bleiben vergebens, und wenn diese Künstlerinnen endlich kommen, so können sie nicht bleiben, bis alles fertig ist, sondern haben furchtbar Eile, als müßten sie Butter aus dem Feuer ziehen, und dann stehst Du selbst früh auf und legst Dich spät nieder, damit alles auf den bestimmten Tag in Ordnung kommt. Endlich geht es an das verdammte Packen, und da wollen weder Schachteln noch Kästchen, weder Koffer noch Mantelsäcke ausreichen oder Platz gewinnen, und das Alles macht Dich ganz krank, bis wir reisefertig sind und nun zu einander sagen: Es wird Dir gewiß recht gut bekommen, wenn Du badest und Dich recht lustig machst. Aber es bekommt Dir nicht immer gut, und wir machen uns nicht immer lustig, das weiß der liebe Gott im Himmel."

„Nun, so reisen wir dieses Jahr in kein Bad," antwortete die Frau, die in ihrem Innern oft ganz dasselbe dachte wie ihr Mann, aber doch in ihrem Ton ein gewisses Zugeständniß, eine gewisse unterwürfige und halb erzwungene Nachgiebigkeit durchblicken ließ.

„Ach, Gott bewahre, warum denn? Es ist ja nicht der Rede werth u. s. w. u. s. w.," antwortete der Major, und man begab sich zur Ruhe. Man sieht hieraus, daß der Major zu jenen unbewußten Naturhumoristen gehörte, welche über alles, was sie wissen und vor sich sehen, ihren Humor auslassen, ohne selbst zu verstehen, was sie thun.

Mittlerweile kam ein neuer Tag und mit diesem die Post. Brunnenkur und Bad hingen beide aus ihrem Fell-

eisen heraus, die eine noch lockender als die andere, und die Zeitungsspalten waren voll von diesen warmen und kalten, süßen und gesalzenen, mineralgrünen und stahlblauen Einladungen.

Nach alter Gewohnheit schrieb der Major an den Badwirth in Gustavsberg; die Majorin schrieb um Muster, und nach ungeduldigem Warten just in der Zeit des Thauens, wo die Posten das einzige Band zwischen den Landbewohnern und der Welt sind und immer später als gewöhnlich eintreffen, erschien endlich zu Anfang April die Hiobspost, daß alle Zimmer in Gustavsberg bereits bestellt seien, alle besten nämlich, daß aber vielleicht die eine oder andere Bestellung zurückgenommen werde, und daß man jedenfalls Rath werde schaffen können u. s. w., denn ein Badinhaber läßt eben so ungern einen Kunden los als die Katze eine Ratte. Dieselbe unglückschwangere Post brachte auch von der Stockholmer Freundin einen Brief, worin diese schrieb, daß es ihr bei dem besten Willen unmöglich gewesen sei, die Kommissionen der Majorin auszurichten, weil u. s. w. u. s. w., und nun folgten ganze Seiten von Entschuldigungen und ein Bericht von Unpäßlichkeit, von einer baldigen Reise auf's Land, von Geschäften, und wie man es nicht wagen könne, seinem eigenen schlechten Geschmack zu vertrauen, weil man fehlzugreifen fürchten müsse u. s. w. u. s. w.

Die Majorin ärgerte sich nicht ohne Grund, warf den Entschuldigungsbrief auf den Tisch und sagte:

„Ja, so sind sie! versprechen goldene Berge, wenn man im Sommer beisammen ist, und man soll ihnen Höflichkeiten erweisen, soll mehrere Tage früher, als man beabsichtigte, von Gustavsberg nach Hause reisen, um sie auf ihrem Heimweg bewirthen zu können, läßt alles Mögliche auftragen und traktirt sie auf's Kostbarste. Aber wenn man sie um eine Kleinigkeit bittet, um Besorgung einiger Müsterchen mit Angabe des Preises und der Breite, um Aufkaufung eines hübschen Hutes und etlicher Hauben,

da haben sie tausend Hindernisse. Gott weiß, was ich jetzt thun soll!"

„Und was soll ich jetzt wegen der Zimmer beginnen!" seufzte der Major, denn diese Sache lastete auf ihm schwer.

„Mir ist wahrhaftig alles ganz gleichgültig," sagte die Majorin in einigem Unmuth und mit großer Bekümmerniß.

„Und mir noch weit mehr," antwortete der Mann etwas heftig, denn der Zorn seiner guten Frau steckte ihn an.

„Nun, so bleiben wir dies Jahr weg," äußerte die Frau in etwas spitzem Tone.

„Recht gern!" antwortete der Major in einem gewissen ruhigen und ergebungsvollem Tone, welchen er zuweilen annahm, und der seine gute Frau gewöhnlich noch mehr verdroß als Heftigkeit und Widersprüche.

„Ja, so bleibt es also ausgemacht," sagte die Frau und griff nach einer Zeitung, sowohl um zu lesen als auch sich hinter ihr zu beruhigen.

Eine Pause entstand. Der Major las wirklich die Zeitungen und dachte über Espartero und seine Unternehmungen ein wenig nach. Die Majorin stellte sich, als läse sie diejenige, die sie vor sich hatte, dachte aber inzwischen an das, was bei dem Allem herauskommen würde, eine Badreise oder ein Daheimbleiben, Ei oder Junge, wie man zu sagen pflegt.

Nach einer langen Stunde legte der Major endlich die Minerva weg, worin er einem schon seit drei Monaten fortlaufenden Artikel über Ankarswärd mit den Augen gefolgt war, aber wie weit seine Gedanken sich mit diesem Gegenstand beschäftigten, oder um ganz andere Dinge herum tanzten, wird der Verlauf dieser Erzählung am besten darthun.

„Hör' einmal, liebe Alte," sagte er ganz freundlich, gerade als hätte er systematisch die Weisheitsgöttin mitten entzwei gebrochen, sodann in vier Theile zerrissen und platt wie einen Pfannkuchen mit der Hand gestrichen, „während

des Zeitungslesens habe ich etwas ausgeheckt, an das ich schon oft gedacht habe, aber ohne etwas zu sagen, und zwar aus vielen Gründen. Siehst Du, unserer Badreise für dieses Jahr stehen Hindernisse im Weg; es ist, als solle das Ding nicht sein, und wenn Du denkst wie ich, so könnten wir uns mit etwas Anderem trösten, das noch bei weitem besser und angenehmer wäre. (Die Frau spitzte die Ohren. Sie hatte keine Kinder, und in diesem Fall wollen die meisten Frauen äußerliche Vergnügungen suchen, so lange es möglich ist, manche sogar weit länger, als es möglich ist.) „Ja, siehst Du, meine beste Karoline," fuhr der Major fort, „ich habe wirklich an eine kleine Stockholmer Reise für den Winter gedacht, (die Frau wurde heiter wie ein Maihimmel), an einen kleinen Aufenthalt dort. Ich weiß zwar wohl, daß ein solcher weit mehr kostet, als die Badereise, aber was macht das? Wir haben ja leider Gottes für Niemand zu sorgen (hier stießen Mann und Frau einen tiefen Seufzer aus, weder den ersten noch den letzten, der diesem Gegenstande galt), und können uns wohl ein Bischen lustig machen, bevor wir gar zu alt werden."

„Ach, mein guter, lieber Wilhelm," sagte die Frau, stand vom Sopha auf und schlang freundlich die Arme um ihres Mannes Hals, „ach, Du kommst einem meiner allerlebhaftesten Wünsche entgegen, nämlich dieses Stockholm einmal zu sehen, von dessen Lob ich schon so viel gehört und gelesen habe. Ja, Du hast vollkommen Recht. Auch ich habe manchmal diese Badereise ganz unerträglich gefunden (hier sagte die gute Frau zur Hälfte die Wahrheit, zur Hälfte eine Fabel); es ist wirklich verdrießlich, just in der allerschönsten Zeit von seiner Heimath wegzureisen und zwar an einen kahlen Platz, wo man Vergnügen suchen soll, wo beinahe alle andern Leute Gesichter schneiden, als wären sie in Folge eines strengen Urtheilsspruches da, denn beinahe alle klagen, schmachten und sehnen sich hinweg, sie sehen mit Entzücken dem Tag ihrer Abreise entgegen, behaupten aber immer, daß sie baden

müssen, der Eine seines Kopfes, der Andere seines Halses, ein Dritter seiner Schultern wegen u. s. w., obschon sie, gerade wie wir, oft blos da liegen, um sich die Zeit zu vertreiben. Nein, das ist mir schon manchmal recht langweilig geworden. Und wie unangenehm nur die Zurüstungen sind und das leidige Einpacken! Und hernach soll man dasitzen und für alle Leute, die in's Bad oder aus demselben reisen, den Wirth machen, blos weil man sie ein Paar Tage dort gesehen hat; wenn sie dann kommen, so gibt man sich die allerzuckrigsten Wörtchen, und wenn man sie um eine kleine Gefälligkeit ersucht, dann, ja dann geht es, wie es geht. Nein, ich danke! Wenn man nach Hause kommt, so ist alles in Verwirrung: die Blumen stehen nicht, wo sie stehen sollen, in der ganzen Wirthschaft ist es drunter und drüber gegangen (die Majorin war eine sehr thätige und verständige Oekonomin), und wo ist dann die Freude und das Vergnügen bei dem allem? Nirgends; man hat nichts als Kosten und Verdruß. Nein, von Herzen gern will ich den ganzen schönen und angenehmen Sommer zu Hause bleiben, dann aber, wenn der kühle Herbst kommt, etwas Weißzeug u. s. w. zusammenpacken und nach dem herrlichen Stockholm fahren, wohin ich mich schon so lange gesehnt habe, wo man alles bekommen und sich selbst anschaffen kann, was nicht der unbedeutendste Vorzug bei der Sache ist. Siehst Du, mein guter Wilhelm, ich verzichte für immer auf alle Badereisen, wenn mir nur einmal dieses Vergnügen zu Theil wird, da es ein wahres und wirkliches Vergnügen sein muß, während man von diesen lumpigen Badereisen wahrlich nichts Anderes als Beschwerden und Mühen hat und höchst selten ein vergnügtes Stündchen.

Man sieht hieraus, daß die Majorin wie auch ihr Mann die Dinge wirklich so ansahen, wie sie waren, aber daß bei beiden der Humor und die Satyre noch in ihren Windeln lagen, oder da lag wie ein Stück Eisen, das noch nicht verarbeitet und abgeschliffen ist, denn der fröhliche, gute, scherzende Humor, der in Alles eindringt,

dieser wird doch einzig und allein von großer und reicher Erfahrung gegossen, geformt und geschliffen von einer Erfahrung, welche uns alle Dinge von allen ihren Seiten betrachten, die eine mit der andern vergleichen, jeden Fehler und Mangel sogleich entdecken, alle Vorzüge und Verdienste, wären sie auch noch so sehr unter den Scheffel gestellt, auffinden läßt; von einer Erfahrung, welche macht, daß man nicht dieses oder jenes so riesengroß oder so erstaunlich klein findet; denn so wenig man ein spitziges Eisen fertig und geschliffen in der Grube vorfindet, eben so wenig wird man einen guten und ächten Humor bei Leuten antreffen, welche sich nicht viel in der Welt umgesehen haben, und sich dieselbe weit größer denken, als sie ist. Verstand, Witz, große Anlagen, tiefe Gedanken, das Alles kann zuweilen auch im entlegensten Winkel aufsprießen und Früchte tragen, aber Humor, ächten Humor darf man nur in dem rührigen Mittelpunkte derselben suchen.

Daß unser guter Major und seine Majorin recht gut begriffen, was eine Badereise für und was sie gegen sich hatte, das haben wir bereits gesehen; aber daß sie sich noch kein klares Bild von einem Winteraufenthalt in Stockholm machen konnten, das werden wir sogleich erfahren, und um recht deutlich zu machen, wie ihre Vorstellung von der Sache und die kommende Wirklichkeit sich zu einander verhalten werden, geben wir noch den für die Winterreise nach der Hauptstadt bestimmenden Schluß dieser Unterredung zwischen Herr und Frau.

„Ja," sagte der gute Major voll Vergnügen, den Wunsch seiner Frau so schön errathen zu haben, „wir reisen demnach in den letzten Tagen des Oktober ab. Bis dahin ist hier nichts zu thun, was nicht der Verwalter und das Gesinde besorgen könnten; kleine Diebereien laufen immer mitunter, ob wir zu Hause sind oder nicht, es geht im Winter alles nach der alten Gewohnheit, aber wir brauchen uns dann doch nicht diese kalte, unangenehme Zeit hindurch zu langweilen, wo Niemand zu einem kommt, wo man nirgends hinreisen kann, wo nichts dazu beiträgt,

die ewigen Abende zu verkürzen, und wo man beinahe sein ganzes Leben verschläft. (Der Major hatte aus Galanterie gegen seine Frau früher niemals gestanden, wie langweilig er den Winter auf dem Lande fand, und die Majorin, welche diese Herzensergießungen ein andermal gewiß übel genommen hätte, stimmte jetzt in jedes seiner Worte ein.) Nein, das muß etwas ganz anderes werden, beim Beginn der ländlichen Winterlangweile sich in seinen guten Wagen zu setzen, ohne alle Hutschachteln und Körbe (denn solches Zeug hast Du in Stockholm sogleich); wir fahren dann, versteht sich mit einer guten Reisekasse versehen, davon, nehmen hübsche Zimmer, machen uns aus Leibeskräften lustig, nehmen an allen öffentlichen Vergnügungen Theil, und Du kannst Dich dann überall umsehen, kannst von den tausend Einladungen, welche wir im Verlauf dieser vielen Jahre erhalten haben, alle unsere Freunde in Stockholm zu besuchen, Gebrauch machen, kannst ihnen Gelegenheit geben, uns all die Gastfreundschaft zu beweisen, mit welcher wir sie aufgenommen haben und die sie ganz gewiß von Herzen gern vergelten möchten."

Und nun begann man all die lieben Freunde in Stockholm aufzuzählen und zusammen zu rechnen, wobei man nur gegen den Einen oder Andern die kleine Einwendung vorzubringen wußte, daß sie die Kommissionen nicht ausrichten gewollt oder schlecht ausgerichtet hatten.

„Ich kann mir's schon denken," sagte die gute Majorin, „wie willkommen wir bei Excellenz A—s sein werden, die immer auf ihren Hin- und Herreisen bei uns vorlieb nahmen. Welche Soupers und Diners werden sie nicht uns zu liebe anstellen, und wie werden sie nicht für alle erdenklichen Vergnügungen Sorge tragen."

„Ja, und der General B.," versetzte der Major, „dort werden wir ganz wie die Kinder vom Hause sein, ebenso auch bei C. und bei D."

„Und wie angenehm werde ich's nicht bei der E. haben!" fuhr die Frau fort, „dort werde ich vermuthlich alle meine Vormittage zubringen, denn von allen meinen Be-

kannten aus dem Bade ist sie mir weitaus die Liebste, und ich habe mit Niemand so gut harmonirt wie mit Adelaide E. und ihrem Mann. Und dann die Landrichterin F.! Wie wird sie sich freuen! Es ist dies eine zahlreiche Familie, und die Tante F. wird mir gut zu Statten kommen, oder vielmehr Sabine F., denn die Alte kann freilich nicht in alle Läden mit mir springen, aber Sabine muß dies wahrhaftig thun. Ich habe ihr so manchen kleinen Dienst geleistet und so manche Kleinigkeit geschenkt, deren sie in der Eile bedurfte."

„Und der Baron G.," sagte der Major. „Wir waren schon in unsern jungen Tagen sehr gute Freunde, und er und seine Familie können uns in Stockholm zu manchen Annehmlichkeiten verhelfen; ebenso auch der Justizrath H., in dessen Hause ich als Cadet und Offizier oft war, denn damals lebte seine erste Frau noch, ein Geschwisterkind von meiner Mutter, mit der sie immer korrespondirte."

„Ja, ja, an Bekannten und Freunden fehlt es uns dort nicht," sagte die Majorin, „und wir werden kaum mit Allen fertig werden. Gewiß werden sie sich um die Wette bemühen, uns alle erdenkliche Vergnügungen zu machen, wenn wir endlich thun, um was sie uns so oft gebeten haben, nämlich nach Stockholm kommen und sie besuchen. Sie können uns auch weit eher zu einem Besuche einladen als wir, denn was haben wir ihnen für Vergnügungen zu bieten? Ueberdies ist es mit einer Einladung auf dem Lande etwas ganz Anderes: man muß da die Herrschaften und die Domestiken beherbergen, sehr oft auch ihre Pferde, man muß sie Alle gut zu verpflegen und zu unterhalten suchen, **hommes et bêtes**, wie Frau von Sevigné sagt. In den herrlichen Städten dagegen, da kommt man mit einem Mittagessen, einer Soirée und dergleichen ab; solche Einladungen werden aber auch gewiß wie vom Himmel herunter regnen, und wir werden kaum Zeit finden, allen Folge zu leisten."

„Man muß aber doch hie und da einen Ruhepunkt machen," sagte der Major, „und dann bitten wir irgend

einen guten Freund auf eine Tasse Thee zu uns, denn da wir blos als Reisende wohnen werden, so ist natürlich unsererseits an einen förmlichen Empfang nicht zu denken."

„Ja, das versteht sich," antwortete die Majorin, „und wir werden es sehr angenehm finden, auch einmal einige Zeit von unsern Haushaltungsgeschäften befreit zu sein und ganz für uns selbst zu leben, zu Mittag zu essen, was wir wollen (im Fall wir nämlich hie und da zu Haus bleiben können) ohne die geringste Mühe damit zu haben, ohne alles angeben und zu der Jungfer sagen zu müssen: Nehmen Sie nicht zu viel Muskat wie das letzte Mal; lassen Sie den Braten nicht anbrennen; sorgen Sie, daß die Sauce nicht zu dick wird, und daß sie eine schöne Farbe bekömmt u. s. w. Oh, das muß ein ganz herrliches Leben sein."

„Ja, aber Du hast ja in Gustavsberg zum Beispiel und in Medevi nie Etwas gut gefunden," wandte der Major ein, welcher einigermaßen bezweifelte, daß seine an einen guten, feinen und leckern Mittagstisch gewöhnte Frau sich in der Länge mit der Wirthshauskost begnügen würde. Inzwischen hoffte er, daß auch die Gasthöfe seit seiner Jugend sich vervollkommne haben wie alles Andere.

„Ja, das war immer eine elende Kost, schlecht bereitet, schmierig und nicht zusammenpassend; aber dort kann man ja alles wählen, und wir nehmen dann nur was uns am besten gefällt."

Der Major antwortete nicht hierauf, sondern überließ seine gute Frau ihren guten Gedanken über die Sache. Nach einer Pause aber sagte er:

„Und wie wirst Du Dich freuen, in Stockholm zum ersten Mal so viele Sachen zu sehen, die Du früher nie gesehen hast, und welche Dir Nutzen und Vergnügen zugleich bringen müssen! Wie viel Freude wird Dir nicht ein gutes Theater, ein vollständiges Ballet machen!"

„Ja," sprach die Majorin, „und wie angenehm wird das für Dich sein, in den langen Winterabenden Deine kleine Partie machen zu können, bei der Du Dich immer

so gut unterhalten hast, und die auf dem Lande so schwer zu bekommen ist, wenn man nicht wie Du mit Kreti und Plethi spielen will."

Auf diese Art wetteiferten die guten Gatten miteinander in Auffindung der herrlichen Seiten ihres neuen Planes, sie sprachen bis in den tiefen Abend davon, schliefen sehr vergnügt ein und träumten die ganze Nacht von den tausenderlei Vergnügungen Stockholms.

Und nun begann eine höchst angenehme Zeit für beide Gatten, zumal da sie trotz ihrer rosenrothen Träume von einem Stadtaufenthalt beide das Landleben sehr liebten. Der Major ging fröhlich und vergnügt über seine Aecker in seinem abgeschossenen Sommerrock, mit seiner Pfeife im Munde, und die Majorin pflegte ihre Blumen, sah nach ihren Webereien, stickte und nähte, machte mit dem Buch in der Hand Spaziergänge, sah da und dort in die Bauernstuben hinein, wo sie immer ein willkommener und geliebter Gast war, immer etwas Gutes zu thun, etwas Böses abzustellen, zu rathen und zu helfen wußte; in einem kleinen Korb, den sie bei solchen kleinen Wanderungen unter dem Arme trug, hatte sie immer Etwas, womit sie die schüchternen Bauernkinder an sich lockte, welche die herzensgute Frau gleichfalls vergötterten. Manchmal des Tags rief sie: „Wie glücklich bin ich, daß ich die Näherinnen und die lästigen Badreisezurüstungen vom Halse habe! Die immer fein und gut gekleidete Dame trug sich jetzt ganz besonders zierlich, denn sie wollte an ihrer Garderobe nichts sparen, weil sie wußte, daß sie alles in Stockholm neu haben konnte und neu haben mußte, wenn sie nicht als altmodische Landpomeranze erscheinen wollte. Die Majorin gehört, wie man sieht, ganz und gar nicht zu den dummen und einfältigen Weibern, obschon sie nicht in Stockholm gewesen war, und deren finden sich viele, wie man zuweilen auch dumme und einfältige entdeckt, welche wirklich in Stockholm gewesen.

Die Nachbarn, welche der Major und die Majorin in früheren Sommern beinahe immer vernachläßigt, weil

sie keine Zeit hatten, sich mit ihnen abzugeben, wurden jetzt an den Sonntagen besucht und nach Oliventhal geladen zu sehr fröhlichen und angenehmen Zusammenkünften, bei welchen die Majorin oft zeigen konnte, was für eine gute, vorsorgliche und treffliche Wirthin sie war. Kamen dann wieder Fremde, welche den ganzen Sommer über auf Reisen nach und aus den wunderkräftigen Bädern das Land durchschwärmen, so war dies Beiden außerordentlich angenehm, weil sie auf diese Art etwas Neues aus der Badewelt erfuhren (auch eine Welt, mit ihrem eigenen System, ihren eigenen Sonnen, Monden, Planeten und Phänomen), und wenn jetzt die Stockholmer Freunde wieder aufbrachen, so riefen sie zum Dank für die gute und gastliche Verpflegung, so weit man es hören konnte: „Willkommen in Stockholm! Willkommen in Stockholm!"

„Wie werden sie sich freuen, uns dort zu sehen!" sagte der vergnügte Major oder abwechselnd die Majorin, und dann antwortete jedes Mal derjenige Theil, welcher den Ausruf nicht gethan hatte: „Ja, das ist gewiß!" Und so glaubten sie beide.

Die gute Frau hatte tausenderlei Dinge in ihrem Kopfe, welche sie in Stockholm ausrichten wollte, und sie hatte mit ihrem Verzeichniß darüber bereits eine ganze Papierarche angefüllt. Zuvörderst und zuerst wollte sie Alles sehen, vom König (Seine höchstselige Majestät Karl XIV. Johann lebte noch) bis herab zu den Kleinkinderschulen, von welchen sie besonders genaue Einsicht zu nehmen gedachte. Sie wollte alle Fabriken und Maschinerien beschauen, wollte sich alles anschaffen, was im Hause fehlte, wollte alles Mangelnde ergänzen, alles zerbrochene, ächte Porzellan und auch einiges unächte ausbessern lassen, allerhand Kleinigkeiten einkaufen, und unter diesen etwa ein Dutzend seidene Strümpfe, die, wie sie hörte in Stockholm sehr gut gemacht wurden, und desgleichen wollte sie sich Handschuhe waschen lassen, obschon sie bereits einmal durch Vermittlung von Freundinnen feine Seidenstrümpfe erhalten hatte, welche gleich das erste Mal an ihren Füßen

zu Schanden gingen, und gewaschene Handschuhe, die so steif wie Horn waren und an jeder Naht sich öffneten. Das gab jedoch unsere gute und kluge Majorin blos der minder zuverläßigen Kommissionärin schuld.

Ja, sie waren in Wahrheit glücklich die guten Gatten in diesen herrlichen Sommermonaten, und mit ihren fröhlichen Bildern der Zukunft. Je näher jedoch der Herbst und die Zeit der Abreise kam, um so mehr verdüsterte sich der äußere sowohl als innere Horizont unserer reiselustigen Freunde. Es fanden sich allerlei Dinge vor, welche eine längere Abwesenheit nicht ganz räthlich erscheinen ließen. Der Major hatte just in diesem Sommer, da er ununterbrochen zu Hause geblieben, die Entdeckung gemacht, daß sein Inspektor doch nicht so ganz zuverläßig war, und daß der Buchhalter die Kartoffeln sehr liebte, Notabene in flüssiger Form, und eben so den Hafer, wenn ein Extrakt davon gemacht war. Ferner hatte er die Bemerkung gemacht, daß der Schaffner zwar ein recht bescheidener, aber nicht sehr fleißiger Bursche war, daß der Schmied Kohlen und der Tischler Bretter stahl, und so hatte er noch manches andere Leidige gesehen, was man erst dann bemerkt, wenn man einer Oekonomie vom Anfang bis zum Ende nachgeht, nicht aber blos hie und da einen Blick hineinwirft.

Aber alles das konnte jetzt gleichwohl nicht mehr abgestellt werden. Der Major rieb sich zwar ein wenig hinter dem Ohr und sagte dann und wann: „Hol' der Teufel die verdammte Reise!" Aber die Reise war nun einmal beschlossen, und man hatte aller Welt den Plan mitgetheilt; man hatte sich so herzlich darauf gefreut, und sie mußte unternommen werden, es mochte kosten was es wollte.

Auch die Majorin hatte vielerlei Dinge, welche ihr die Abreise erschwerten. Als gute Haushälterin und Hausmutter, welche zwar niemals geizig, aber auch niemals verschwenderisch gewesen und immer alle größere Vorräthe selbst unter den Händen gehabt hatte, kam es sie etwas

hart an, alle diese Dinge, all die blanken, hübschen Schlüssel der Jungfer zu überlassen, und nicht ohne einen kleinen Seufzer sagte sie zu ihrem Kammermädchen Katharine, die mit nach Stockholm gehen sollte: „Wenn ich wieder nach Haus komme, so ist gewiß alles zu Ende und meine Schlüssel sind schwarz wie Ruß." Die Majorin liebte ihre Hausjungfer sehr als die zweite Person in Rom, ganz und gar nicht aber als die erste. Und diese Katharine selbst! Auch sie war ein Dorn und Stachel der immer größer und größer in den etwas verwelkten Blättern des Blumen- und Freudenkranzes hervorstach. Katharine vergoß Fluthen von Thränen über diese Reise: sie hatte einen Bräutigam; sie war bereits dreißig Jahre alt, und da ist es gar nicht angenehm, den Bräutigam ein halbes Jahr lang sich selbst zu überlassen, zumal in der herrlichen Weihnachtszeit, wo die Mädchenliebe gährt wie Würzkuchen. Die Majorin suchte sie zwar durch mehrere ihrer abgelegten Kleider zu trösten, aber was half das? Vor wem sollte Katharine in Stockholm kokettiren? Gott bewahre! Sie nahm die Geschenke, dankte, schluchzte aber unaufhörlich, und darüber seufzte die herzensgute Majorin und hatte ein unangenehmes Gefühl, ein Gefühl reuevoller Zerknirschung darüber, daß ein anderer Mensch um ihrer Vergnügungen und thörichten Einfälle willen Kummer haben sollte; denn einen thörichten Einfall nannte die gute Frau mitunter die ganze Reise, und dann war sie selten bei recht guter Laune. Nun ging es vollends an das leidige Einpacken. Katharine war vor lauter Liebesqual nicht im Stande zu helfen, und diese Qualen gehören wahrlich nicht zu den leichtesten, wie man aus jedem kompetenten Romane sieht, oft sogar in der Wirklichkeit. Die Majorin mußte also selbst packen, und nun geschah es, daß diese Kleinigkeiten, diese Paar Sachen, das Bischen Weißzeug u. s. w., die man im Anfang nach Stockholm mitzunehmen beschlossen hatte, allmälig zu Haufen anwuchsen, zwar nicht so groß, wie die einst berühmten Heuhaufen des Lagers zu Wosnosensk, aber doch weit umfangreicher, als daß sie in

den hiefür bestimmten Schachteln, Koffern und Mantelsäcken Raum gefunden hätten. Bei genauerer Betrachtung nämlich hatte die Majorin gefunden, daß ein großer Theil ihrer schönen Garderobe zu kostbar war, um den Winter über im Oliventhal liegen zu bleiben, sondern daß sie dieselbe nach Stockholm mitnehmen mußte, um sie da ändern, renoviren, umformen und wenden zu lassen. Dies galt sowohl von den Kleidern als von den Hüten, sowohl von den Hauben als von den Krägen, und... „vom Teufel und von seiner Großmutter," pflegte der Major hinzuzufügen, wenn er nicht mehr alles berechnen konnte, aber wohl wußte, daß sich noch immer mehr vorfand.

Noch einen andern heimlichen Kummer, der gerade aus dem Herzen kam, hatte die gute Majorin, einen Kummer, welchen sie Niemand anvertraute, der ihr aber manche trübe Stunde bereitete. Sie hatte nämlich in den ersten Jahren ihrer kinderlosen Ehe eine arme kleine Waise zu sich genommen und nach bestem Wissen und Vermögen herangezogen; auch war ihr dies so vollkommen gelungen, daß das Mädchen sich recht gut anließ und mit der Zeit eine brauchbare, zuverläßige Dienerin zu werden versprach. Sie war schon jetzt bei feineren Arbeiten im Hause, beim Waschen und Glätten und so weiter eine recht gute Hülfe für Jungfer Katharine, und die Majorin hatte die kleine Spekulation in Zukunft, wenn Katharinens mürrisches Wesen mit ihren Jahren zunehmen würde, derselben eine Nachfolgerin zu geben in der kleinen Anna, die jetzt ihr fünfzehntes Jahr erreichte und gerade in diesem Winter den Religionsunterricht erhalten sollte, der sie befähigt, im kommenden Frühling das Nachtmahl zu empfangen. Aber nun fügte es sich sehr unglücklich, daß die Gemeinde zum Pfarrer einen ganz elenden Burschen hatte, der weder predigen noch die Kinder durch Erklärung von Gottes Wort und Willen zu nützlichen Menschen heranbilden, noch auch mit Ernst und Vernunft etwas von dem verrichten konnte, was sein priesterlicher Beruf forderte. Und

doch hatte man noch manches liebe Jahr ganz und gar keine Aussicht, ihn los zu werden, wenn ihn nicht der Tod wegraffte, denn ein Priester kann, widersinnig genug, sein Amt behalten, selbst wenn er weder Augen noch Ohren, weder Vernunft noch Sinne hätte, sondern blos gehen, stehen und schreien kann, und dies waren wirklich die einzigen Eigenschaften des gedachten Pfarrherrn. Von diesem Manne nun sollte der Majorin liebe kleine Anna zu einer so wichtigen Sache wie das Nachtmahl vorbereitet werden, während eine gute oder schlechte Vorbereitung hiezu so bedeutend auf die Zukunft eines jungen Geschöpfes einwirken kann. Die Majorin hatte immer im Sinne gehabt, wenn diese Zeit käme, der kleinen Anna selbst Gottes Wort zu erklären, so gut sie es verstände, und mit der größten Aufmerksamkeit ihre Fortschritte zu beobachten; aber nun wurde dies unmöglich, und sie behielt ihren Verdruß darüber für sich selbst; später aber sagte sie einmal mit Thränen in den Augen zu ihrem Manne, es mache ihr bittern Schmerz, daß sie ihr liebes, kleines Pflegekind in einem so wichtigen Zeitpunkt hilflos dem untauglichen Priester überlassen habe, und da antwortete ihr der Major mit der etwas gedankenlosen Gleichgültigkeit um dergleichen Dinge, welche oft den besten Männern in des Majors Alter anklebt: „Ei, was fällt Dir denn ein? Du wirst wohl das ganze Jahr daheim sitzen sollen, um Deiner kleinen Anna den Katechismus vorzusagen!"

Gerade das war es, was die Majorin nach ihrem Gefühl wirklich hätte thun müssen, denn in ihrer unverdorbenen Seele stand klar zu lesen, was sie für Recht hielt oder für Unrecht. Aber sie schwieg. Das Gute und Rechte wagt zuweilen nicht das Haupt zu erheben und sich gerade zu jenem Etwas zu widersetzen das, ohne eigentlich das Böse und Unrechte zu sein, doch eine gewisse Abart desselben ist und am meisten Aehnlichkeit mit Gleichgültigkeit hat.

Noch eine andere dunkle, unklare, chaotische Furcht quälte die Majorin, die Besorgniß nämlich, daß ihres

guten Wilhelms Liebhaberei für eine angenehme Whistpartie da und dort am Abend in jene Spielleidenschaft ausarten möchte, die schon Manchem so verderblich war, und zu welcher der Major in seinen jüngern Jahren einige Anlage gezeigt hatte. Aber dies verschwieg die Majorin noch weit mehr als ihre andern Bekümmernisse, und seufzend ging sie jetzt im Hause umher, befahl, verbot, warnte, mahnte, zeigte, erinnerte und predigte sich heiser. Der Major that ungefähr dasselbe, obschon etwas polternder, machtspruchartiger, hastiger und unbedachter, wie die meisten Herrn zu thun pflegen ohne daß sie es selbst glauben, weil wir Weiber immer zu artig sind, um sie auf ihre kleinen Schwachheiten aufmerksam zu machen; im Gegentheil lächeln wir im Stillen oft über die guten Herrn und haben innerlich unsern Spaß an ihnen, während sie glauben, daß wir im Staube liegen und ihre große Ueberlegenheit bewundern.

Am zweiten November setzten sich endlich Herr nnd Frau in den Wagen, aber der Wagen ging deßhalb noch nicht weiter, sondern blieb stille stehen wie eine ägyptische Pyramide, und aus seinem Innersten drangen Laute wie aus Memnons Bildsäule, denn sowohl Herr als Frau ertheilten jetzt ihre Endbefehle. Ueberdies hatte der Herr gleich beim Einsteigen einen Krug mit eingemachten Brombeeren für die Landrichterin Tante F. und einen Korb mit Trauben für Ihro Excellenz die Gräfin A. umgestoßen, so daß aus beiden der Saft herausrann. Die Majorin hatte vergebens ihren neuen Nachtsack vor diesen Flüssigkeiten zu bewahren gesucht; die kleine Anna hatte weinend mit einem Handtuch ihn abgetrocknet, und nun gingen endlich nach manchem: „Denk wohl daran, vergiß nicht, daß und so weiter" die Räder herum, und der Herr saß etwas verdrießlich wegen des Korbs und Krugs, die Frau etwas ärgerlich wegen ihres neuen Nachtsacks mit der Räuberfamilie darauf, deren Hauptperson einen unabwischbaren Brombeerfleck auf die Nase bekommen hatte, Katharine nahm auf dem Vordersitz Platz, sich badend in salzigen

Thränen und schluchzend mit denselben unheimlichen und abgemessenen Tönen, wie wenn die Maschinerie eines Dampfschiffes zu knarren und zu pfeifen anfängt. Rechnete man dazu noch den durchdringenden Novemberregen, der bald fein und bald stromweise herabfiel, und die bereits ganz zähe Straße, so konnte nicht geläugnet werden, daß die Lustreise sehr unlustig begann und gänzlich verschieden von den Sommervorstellungen von derselben.

Aber des Majors und der Majorin Fahrt nach Stockholm sollte dennoch keineswegs eine solche Reise von Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten werden, wie manche Leute sie so gern beschreiben, als ob es nichts auf der Welt gäbe, was nicht seine guten sowohl als seine schlimmen Seiten hätte. Im Gegentheil heiterte sich das Wetter auf, und je mehr man nach Norden kam, um so besser wurde die Straße. Der Major fand seine gewöhnliche Reiselaune wieder, nachdem die Majorin Korb und Krug auf ihre eigene Seite genommen hatte; Frau Karoline sah sich um, so weit der geschlossene Landauer es ihr gestattete; der Major erklärte ihr, was sie sah, und Katharine nickte und schlief jetzt statt zu schluchzen und zu weinen. Alles hatte jetzt eine lichtere, fröhlichere Farbe angenommen, und die Majorin begann sich von Neuem zu freuen über das bevorstehende Stadtleben.

„Und jetzt, meine gute Karoline," sagte der Major am letzten Reisetag, „jetzt bin ich der Ansicht, daß wir gleich nach unserer Ankunft in Stockholm eine Menge Besuche machen sollten, damit die Leute wissen, daß wir da sind, und darauf denken können, uns Unterhaltung zu verschaffen."

„Recht gern," antwortete die Majorin, „so bald ich nur einen Mantel und einen Hut und ein Paar Visitenkleider und einige Paar Handschuhe und einige Paar Schuhe und noch einige andere Kleinigkeiten habe, so kann das, denke ich, schnell geschehen. Sabine F. soll mir eine Nähterin verschaffen, und in ein Paar Tagen nähen wir dann schon einen Mantel und ein Paar Kleider zusammen."

Welche freundliche Träume von Nähterinnen die gute Majorin hatte! Aber sie sollte bald andere Dinge erfahren.

Am zweiten November, Vormittags neun Uhr, hatte sich, wie gesagt, der Lustreisewagen in Bewegung gesetzt, und am fünften November, Abends sieben Uhr, hielt er an vor Nummero (ach, wir haben die Zahl vergessen!) in der Malmskillnadsstraße.

„Endlich! Willkommen in Stockholm, liebe Alte!" sagte der Major, als er knielahm und müde, aber voll Vergnügen, sich am Ziele zu wissen, seine derb zusammengeschüttelte Frau aus dem Wagen hob, denn der Kutscher war zum südlichen Thore hereingefahren und zwar so rasch als möglich, als ob er in seiner ländlichen Einfalt dächte: Man soll es auch hören, daß die Herrschaft selbst in die Stadt kommt. Aber Niemand hatte darauf gehört und geachtet, und nur die Federn am Wagen und die arme Majorin hatten die Wirkung dieser großthuerischen Rennfahrt verspürt; überdies hatte ihr der gute Major fortwährend abscheulich in's linke Ohr zugeschrien, wo sie jetzt war, obschon sie von der Stadt nichts mehr sehen konnte als die Lampen und Laternen. Sie blickte rechts, sie blickte links, aber man jagte ja an allen Gegenständen vorüber, und sie wußte jetzt von Stockholm so wenig als von Konstantinopel, obschon sie durch die eine von diesen Städten reiste, in die andere aber voraussichtlich ihr Näschen niemals zu stecken hatte.

„Da haben wir eine vortreffliche Wohnung," sagte der Major, als er seine Frau zwei Treppen hoch geschleppt und man jetzt einige sehr hübsche und behagliche Zimmer geöffnet hatte, wo eine geschäftige Hausjungfer überall die Lichter anzündete. Die Majorin warf sich sogleich auf einen guten Sopha und begann, sich ihrer Reisekleider zu entledigen, denn auf Katharine war nicht zu rechnen; sie war die Treppe noch nicht oben, und kaum hatte sie den Weg zurückgelegt, so mußte sie sogleich wieder umkehren, um die Sachen heraufzutragen zu helfen. So ordnete es

der Major, welcher zuerst seine Frau heraufgeführt hatte, dann aber gleichfalls zur Auspackung des Wagens wieder hinabgegangen war, weil er fürchtete, seine ländliche Bedienung möchte sich sonst die Hälfte der Effekten stehlen lassen. Er warf die Reisehandschuhe weg, legte seine Uhr, deren Kette im Wagen gebrochen war, auf den Tisch und eilte hinab. Mittlerweile hatte Katharine die Schatulle des Majors genommen und heraufgetragen.

„Wohin soll ich's stellen?" fragte sie in einem knarrenden Mollton, welcher bedeutete, daß dies alles sehr langweilig sei und zu nichts tauge.

„Da hinein," antwortete die Majorin fröhlich und lebhaft, um die grämliche Katharine ein wenig aufzumuntern, und deutete auf die andern Zimmer; dann fügte sie freundlich hinzu: „Hier wohnen wir ja vortrefflich, wir haben es da wie die Perlen im Golde."

„Ach!" antwortete Katharine verdrießlich, „solche Steinhäuser habe ich noch nie gesehen, und ich glaubte kaum, daß ich die abscheulichen Treppen heraufkommen würde."

„Das wird sich schon machen, wenn Du nur einmal daran gewöhnt bist."

„Ei, daran werde ich mich nie gewöhnen. Aber ich werde alle meine Schuhe dabei zerreißen und die Schnürstiefelchen mit."

„Denke jetzt nicht an solche Sachen," sagte die Majorin etwas ungeduldig, „sondern lege Deine Reisekleider ab, eile zu meinem Mann hinab und sorge, daß wir alles bald heraufbekommen."

Schweigend, aber langsam und unmuthig begann Katharine ihre Abtakelung und war noch nicht zur Hälfte damit fertig als des Majors Stimme auf der Treppe erscholl:

„Ei der Tausend, was hat Katharine da oben zu schaffen? warum kommt sie nicht herab, um zu helfen?"

Die Majorin sah einen kleinen Sturm voraus und zog sich weislich in die innern Zimmer zurück; Katharine

aber ging murrend und brummend zu ihrem Herrn hinab und ließ die Thüre zum Vorzimmer weit offen. Die Majorin dachte nicht daran; sie hörte zwar, daß im äußeren Zimmer Leute aus- und eingingen, glaubte jedoch blos, die Sachen werden heraufgebracht, bis endlich eine ganz fremde Figur, eine Art Halbherr vorsichtig und still den Kopf in's innerste Zimmer hereinstreckte und, als er die Majorin gewahrte, dreist fragte, ob nicht der Kämmerer Laßman hier wohne.

„Nein," antwortete die Majorin höflich, „aber vielleicht hat er früher da gewohnt, denn wir sind Reisende und so eben erst angekommen."

Der Herr bat um Entschuldigung und verfügte sich schleunig hinaus. Unsere treuherzige Majorin folgte ihm nicht einmal bis in's äußere Zimmer oder den Speisesaal, sondern ging und beschaute ziemlich hübsche Lithographien, die in Rahmen an den Wänden im Schlafzimmer hingen.

Jetzt waren endlich die Sachen alle herauf gekommen, der Wagen war untergebracht, den Bedienten ihre Wohnung vier Treppen hoch angewiesen, und etwas müde, erschöpft und verstimmt, die rechte Hand ein wenig geschunden, die linke etwas gequetscht, trat der Major rasch in die innern Zimmer und fragte die Majorin sogleich, warum sie keinen Thee bestellt habe.

Die gute Frau stellte augenblicklich das Licht weg, mit dessen Hilfe sie die Lithographien besehen hatte, und wußte nicht recht, wie sie ihre Bestellung machen sollte, denn Katharine stand so dumm und so grämlich da, daß die Majorin sich kaum entschließen konnte, sie noch einmal die verdammten Treppen hinabzuschicken, einen Titel, welchen diese bereits von der brummigen Kammerjungfer erhalten hatten.

„Ei der Tausend, liebe Alte, ich habe Dich noch nie so unbeholfen gesehen," sagte der Major halb lachend und warf sich müde auf einen Sopha. „So zieh doch einmal die Klingel dort, dann wird im Augenblick eine Hausjungfer kommen."

Etwas beschämt und verdrießlich ging Frau Karoline an die Klingel, und als sie ein paar Mal geläutet hatte, kam ein schnippisches Mädchen, fragte, was man befehle, und versprach sogleich mit dem Thee zu kommen. Aber dieses sogleich währte eine halbe, beinahe eine ganze Stunde, während deren man allerlei Anordnungen traf, auspackte und sich heimisch zu machen suchte.

„Es geht verdammt langsam mit dem Thee," sagte der Major zum siebenten Mal. „Ich bin doch begierig, was die Uhr sagt." Damit ging er an den Tisch im äußeren Zimmer, auf welchen er seine Uhr, seine Handschuhe und dergleichen gelegt hatte.

„Katharine, wohin hast Du meine Uhr gelegt? Liebe Karoline, hast Du meine Uhr genommen? Wo zum Teufel ist die Uhr? Sie lag doch hier, das weiß ich so genau als daß ich hier stehe. Jetzt ist sie vielleicht unter all diesen Plunder da verschoben worden. Liebe Karoline, hast Du sie nicht in eines Deiner Kästchen gelegt? Katharine! wo ist meine Uhr, meine Handschuhe und all das Zeug?"

So fragte unser guter Major bald in gelassenem, bald in recht verdrießlichem Tone, aber die Uhr kam nicht wieder zum Vorschein. Sie war und blieb weg, und nun begann der Major in einer ganz andern Tonart:

„Alle Teufel, wo ist die Uhr? Ich habe sie hieher gelegt, mitten auf den Tisch, und die Handschuhe daneben, darauf will ich sterben."

Jetzt wurde eine jener ängstlichen, verzweifelten Suchereien angestellt, bei denen man die Betten und die Decken verrückt, im ganzen Zimmer das Oberste zu Unterst kehrt, Sophas, Tische und Kommoden wegschiebt, mit Einem Wort eine jener Suchereien, die wahre Plagen sind, zumal wenn sie mit der Nichtauffindung des Gesuchten endigen. Mitten unter diesem Möbeltumult kam die Hausjungfer mit dem Thee und fand kaum einen leeren Platz, wo sie denselben aufstellen konnte; der Major nahm sie jetzt in's Verhör, aber sie wußte nichts von der Uhr, sondern ver-

wunderte sich und begann zu suchen, wo man schon zehn Mal gesucht hatte. Inzwischen war sie doch die Erste, welche zu fragen anfing:

„Haben die gnädigen Herrschaften die Thüren wohl verschlossen gehabt, und ist Niemand hier oben gewesen, der nicht hieher gehörte?"

„Nein, Gott bewahre," sagte der Major, „es war kein Mensch da außer wir und unsere Bedienung."

„Nein, kein Mensch," fügte die Majorin etwas ängstlich hinzu, „sondern nur ein einziger, recht hübsch gekleideter Herr, welcher fragte, ob der Kämmerer Laßman hier wohne."

„Da haben wir's," rief die Kellnerin und schlug die Hände zusammen. „Ganz gewiß hat er die Uhr mitspazieren lassen, denn hier hat noch niemals ein Kämmerer Laßman gewohnt, und es war blos ein arglistiger Kunstgriff, nach ihm zu fragen."

Die Landbewohner standen ganz verblüfft da, und die Majorin hätte gern geweint.

„Wo war er denn, der Herr, liebe Alte," fragte der Major, welcher die Aengstlichkeit seiner Frau sah und nicht noch vergrößern wollte.

„Er kam hier herein in's innere Zimmer, antwortete die Frau mit schluchzender Stimme.

„Und Ew. Gnaden begleitete ihn gewiß hinaus?" fügte die Hausjungfer hinzu.

„Nein, das that ich wahrhaftig nicht," antwortete die Majorin betrübt.

„Dann können wir das weitere Suchen unterwegs lassen," sagte der Major, indem er sich setzte; „wir wollen jetzt nur unsern Thee trinken."

Diese Ruhe ihres Mannes quälte die arme Frau noch weit mehr als wenn er noch so sehr gebrummt hätte, und nun brach der langverhaltene Thränenstrom aus. Der Thee, nach welchem sie sich so sehr gesehnt hatte, schmeckte ihr ganz und gar nicht, er wollte nicht hinunter, und die Tasse blieb halb voll stehen. Der Major dagegen trank in der

größten Eile mehrere Tassen, um sofort, statt von der Reise auszuruhen, auf die Polizei und hernach auf das Bureau des Tagblattes zu eilen, alles der vermaledeiten Uhr wegen.

Der Major ging. Die Majorin weinte und bereute schweigend die ganze Reise, Katharine packte vollends aus und ergoß sich in unaufhörlichen Schmähungen über die ganze gute Stadt Stockholm, welche sie hintereinander eine Diebshöhle, ein Hundeloch, ein Satansnest und dergleichen nannte. Auch wurde ihre üble Laune nicht verbessert durch die Entdeckung, die sie jetzt erst machte, daß sie unterwegs einen beinahe neuen Shawl verloren hatte, und nun zog sie über das Reisen im Allgemeinen los und brummte halb laut für sich, dies sei die erste und die letzte Reise, welche sie ihre Lebtage unternehmen würde. Die Majorin saß schweigend da; sie dachte beinahe dasselbe und rief mit großer Ungeduld: „Nun, wie steht's? als ihr Mann endlich müde und schwitzend zurückkam.

„Ei, mein liebes Kind, Du wirst doch nicht glauben, daß ich die Uhr gefunden habe oder daß sie mir auf der Straße entgegengelaufen sei; ich habe im Gegentheil längst Abschied von ihr genommen, obschon ich wie ein Narr umhergesprungen bin, und jetzt wollen wir nicht weiter von dieser Sache sprechen."

Man sprach gleichwohl von nichts Anderem. Man sann hin und her, ob der abscheuliche Bursche die Uhr genommen habe, ehe er nach dem Kämmerer Laßman gefragt oder erst nachher; aber der Major sagte endlich mit schläfrigem Gähnen:

„Das kann am Ende gleichgültig sein. Die Uhr ist und bleibt fort, jetzt aber will ich mich legen, denn ich bin müde und schläfrig."

Gesagt, gethan: man legte sich, und ungeachtet der Uhrennoth machte es der Majorin ein gewisses Wohlbehagen, daß sie so gut lag und sich so schläfrig fühlte. Die Lichter wurden gelöscht, die Wägen rollten zwar entsetzlich auf der Straße, aber die Majorin dachte: das wird wohl

bald ein Ende nehmen. Es wurde zwölf, aber das Ding nahm noch kein Ende, so wenig als in der Fabel vom Esel der Strom verrann, sondern im Gegentheil wurde mit großem Gepolter die Thüre eines anstoßenden Zimmers geöffnet, wo andere Reisende wohnten, und es kamen mehrere Herrn herein, die einen furchtbaren Spektakel machten, so daß vom Schlafenkönnen keine Rede war. Sie schrien, lachten, fluchten und, was das Schlimmste war, sie begannen Cigarren zu rauchen, so daß der Geruch durch die verschlossene Thüre hereindrang. Der Major brummte, die Majorin seufzte, und Katharine, welche in einem Winkel neben dem Schlafzimmer ihr Lager hatte, kam von selbst und fragte, ob sie nicht hingehen und die ungeschliffenen Lümmel Mores lehren solle.

„Nein, Gott bewahre!" antwortete der Major halb lachend, „es ist am besten, wir lassen die Sache ganz sein, und überhaupt, meine liebe Katharine, müssen wir alle zusammen jetzt Geduld lernen, denn wir sind nicht in Oliventhal, und hier gilt keine Mahnung, weder von Dir noch von mir; leg Dich deßhalb nur wieder auf's Ohr und thue, als ob Du den Lärm nicht hörtest und von dem Satanscigarrenrauch nichts empfändest."

Eine schöne Zumuthung, nichts empfinden zu sollen, wenn man beinahe erstickt, und ein solches Unwesen nicht hören zu sollen, wenn man müde und schläfrig ist, brummte Katharine, als sie ihres Wegs ging, und die Majorin dachte ganz dasselbe, schwieg aber, obschon sie in den Füßen kalt, im Kopfe heiß hatte und alle ihre Schlafluft vergangen war, selbst nachdem das Unwesen der Nacht ein Ende genommen. Der Major schlief gegen Morgen recht gut, die Majorin war aber blos durch einen leichten Schlummer erquickt worden, als der Major schon aufgestanden war, aber auch aus diesem wurde sie plötzlich wieder geweckt durch das unaufhörliche Hin- und Herspringen und Stampfen von Kindern im dritten Stock, unmittelbar über ihrem Schlafzimmer. Diese blieben keine Minute lang ruhig, und man hörte sogar ihr helles Freuden- und Klage-

geschrei. Die Majorin hatte selbst keine Kinder, folglich auch nicht die wahre Geduld mit denselben, sondern pustete und wünschte die Raker alle zusammen in's Pfefferland. Endlich stand sie unerquickt und müde vom Wachen auf, lachte zwar beim Kaffee ein wenig über ihre erste Nacht in Stockholm, fand die französischen Brödchen recht gut, das Mandelbrod vortrefflich, die Sahne aber erbärmlich und die Butter, ach! diese durfte sich nicht von Ferne mit ihrer eigenen in Oliventhal messen, und die Majorin war, wenn auch nicht gerade ein Leckermaul, doch im Besitz eines feinen Gaumens, namentlich legte sie auf gute Butter großen Werth.

Der Major ging noch im Nachtrock herum und machte sich Allerlei zu thun; er hatte berechnet, was die Reise mit fünf Pferden und dergleichen gekostet, er hatte ein wenig darüber geflucht und an den Inspektor in Oliventhal einen langen Brief geschrieben, welchen der mit der nächsten Diligence zurückkehrende Kutscher mitnehmen sollte. Jetzt schickte er sich indeß an, auszugehen, und um elf Uhr verließ er seine Frau, nach vielen Ermahnungen so wohl an sie als an Katharine, die Thüren wohl zu verschließen, im höchsten Grade mißtrauisch zu sein und alle Leute ohne Ausnahme, welche kommen und anklopfen, abzufertigen.

„Ja, ich bin für meine Vernachläßigung dieser Regel bereits gestraft," seufzte Frau Karoline und versprach den Vorstellungen ihres Mannes pünktlich nachzukommen; Katharine aber murrte, wie abscheulich, unerträglich und qualvoll ein Aufenthalt an einem Orte sei, wo man dergleichen Vorsichtsmaßregeln nöthig finde, um nicht gänzlich ausgezogen zu werden, denn sie begann sich jetzt zu überreden, daß der Wirthshausdieb sicherlich ihren Shawl auf die gleiche Weise genommen habe wie die Uhr und die Handschuhe; sie ließ sich, als der Major gegangen war, weitläuftig darüber aus und verdammte Stockholm noch eifriger als vorher.

„Das mag sich nun verhalten wie es will," sagte die

Majorin, „so verschließ jetzt nur die Thüre und hilf mir dann meine Sachen vollends in Ordnung bringen."

Aber diese Arbeit war kaum begonnen, als es an die Thüre klopfte und Katharine hinaus mußte, um zu antworten: „Nein, bewahre! Hier wohnt kein Fleetwood," und einen Augenblick nachher: „Nichts da, hier wohnt der Oberst Karleson nicht!" Einige Minuten darauf kam ein altes Weib, welches bettelte, und bald darauf ein anderes mit Bachwerk, nach dieser eine Westgothländerin mit Baumwollenzeug und Tüchern, und als die sauertöpfische Kammerjungfer im steigenden Zorn alle diese Besucherinnen abgespeist hatte, so begann eine Musik vor der Thüre. Katharine war ganz und gar nicht musikalisch und fand die Musik aus der Stummen eben so unerträglich wie die aus Lucia; die Majorin fand dies aber recht angenehm und ging einen Augenblick von dem Briefe weg, welchen sie an ihre Haushälterin schrieb über eine Masse Dinge, die sie anzuordnen vergessen, die ihr aber unterwegs eingefallen waren. Sie reichte freundlich ein Vierundzwanzigschillingstück zur Thüre hinaus und dankte dem Orgelspieler für seine Mühe als er endlich aufhörte. Die Kinder jedoch waren fortwährend gleich lärmend, und dies quälte die Majorin unaussprechlich, so daß sie äußerst erfreut war als sie nur einen Augenblick sich zur Ruhe begaben; aber o weh! ihre Pein sollte jetzt vergrößert und nicht verringert werden, denn nun begannen diese nämlichen Kinder oder andere ihre Klavierlektionen, alles unmittelbar über dem Kopf der Majorin. Die Thränen standen ihr nahe; allein das half Nichts: die Lektionen währten den ganzen Vormittag, und vielleicht wäre es nicht ganz unpassend, hier die noch unentschiedene Frage zu besprechen, in wiefern, die kleinen Fräuleins und Mamsellchen, welche Klavierspielen lernen, mit ihrer künftigen Musik auch nur zum vierten Theil die gräßliche Pein wieder gut machen, welche sie all den unglücklichen Ohren verursachen, die verurtheilt sind, die Anfangsgründe ihrer Kunst mitanzuhören. Wenn man das Weh und die Wonne gegen einander abwägen wollte,

so flöge vielleicht die letzte Schale hoch in die Luft, denn alle Freude ist federleicht, alle Qual aber ist zentnerschwer. Wenn nur die ausgezeichneten Talente sich entwickelten, so würde man nicht so verzweifelte, musikalische Versuche hören wie jetzt, wo alle, nicht blos diejenigen, welche Gehör, sondern auch diejenigen, die nur Ohren haben, demselben Ziele entgegenstreben.

Die Majorin seufzte tief über diese neue Widerwärtigkeit und versenkte sich vollständig in ihre etwas langweilige Korrespondenz, als es von Neuem klopfte und Katharine wiederum hinausging, um Jemand fortzuschelten, diesmal einen Jungen, der einen Hut brachte, welcher dem Major Sucet gehören sollte.

„Das ist nicht wahr!" antwortete Katharine barsch. „Geh Deines Wegs, Du Schelm; Du hast wahrscheinlich den Hut gestohlen und willst ihn da jetzt hereinwerfen, weil man Dir vermuthlich auf der Ferse ist. Aber pack Dich augenblicklich! denn mich kannst Du wahrlich nicht zum Narren halten."

„Was ist das für ein Spektakel?" rief die Majorin aus dem innern Zimmer. Katharine verschloß die Thüre hinter dem Jungen, und nachdem sie dieselbe wohl verriegelt hatte, kam sie bleich vor Aerger herein und erzählte wie weislich sie den kleinen Spitzbuben abgefertigt habe.

Die Majorin wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen, denn ihr Mann hatte ihr gesagt, wenn Jemand mit einem Hut und einer Rechnung komme, so solle sie den Hut nehmen und die Rechnung bezahlen, und nun hatte Katharine den Hutmacherjungen so schnöde fortgejagt. Was war jetzt zu thun? Sobald die Majorin ihrer Kammerjungfer die Sache erklärt hatte, so wurde diese hinter dem Jungen hergesandt, ohne daß weder die gute Majorin noch die böse Zofe bedachten, daß eine wahre Wirbelwindsnatur dazu gehörte, einen Handwerksjungen einzuholen, welcher eine einzige, geschweige denn mehrere Minuten Vorsprung hatte. Katharine sprang jedoch, und als sie auf die Straße hinabkam, fragte sie rechts und links, alles in ihrem Pro-

vinzialdialekt, welchen sie im Zorn noch stärker accentirte als gewöhnlich: „Hat Niemand einen Hutmacherjungen mit einem Hute gesehen?"

Einige Vorübergehende sahen sie blos an, andere lachten, und nur von einem muntern Schornsteinfegerjungen erhielt sie die Antwort: „Er habe zwar keinen Hutmachersjungen mit einem Hute gesehen, aber einen Schuhmachersjungen mit einem Schuh." Katharinens Zorn war im Begriff, überzusprudeln, und beinahe wäre sie über den Jungen hergefallen, aber dieser war jetzt schon dreißig Schritte von ihr entfernt, und man hörte nur noch sein gelles Lachen, so daß Katharine unverrichteter Dinge wieder ihre zwei Treppen hinaufsteigen mußte, welche sie schon längst auf den schwedischen Blocksberg Blakulla gewünscht hatte. Als sie ihr Mißgeschick auf der Straße erzählte, konnte die Majorin sich des Lachens nicht enthalten; darüber ärgerte sich Katharine noch mehr, und die Hauben der Majorin mußten es entgelten, denn sie warf diese jetzt unbarmherzig herum, gleich als wären auch sie Hutmachers- und Schustersjungen.

Jetzt kam der Major.

„Ist mein Hut gekommen?" war seine erste Frage, und „Ei wie ärgerlich," sein erster Ausruf, als Karoline nicht ohne lustiges Lachen den Verlauf mit dem Hut, dem Jungen und Katharine erzählte.

„Ja, ja, Du lachst," sagte der Major selbst lachend, „aber ich sollte mich eben jetzt putzen und an einen Ort gehen, wo ich mit meiner Reisemütze nicht erscheinen darf. Sandgren muß daher den Weg zum Hutmacher suchen."

Sandgren wurde hereingerufen, und nun erfolgte eine Predigt mit Actionen nach rechts und nach links, und eine so lange Aufzählung von Straßen und Hausnummern, daß der Major in der hiezu nöthigen Zeit den Weg zum Hutmacher selbst zweimal hätte zurücklegen können. Endlich jedoch ging Sandgren, und kam, nachdem der Major in entsetzlicher Ungeduld gewartet und inzwischen dem Kutscher, nicht ohne tausend und eine Ermahnung wegen der

Winterverpflegung der Pferde abgefertigt hatte, athemlos mit dem Hut, dem Jungen und der Rechnung zurück.

Jetzt machte sich der Major fertig, einige Besuche zu machen, unter anderem bei der Tante Landrichterin, um zu fragen, ob nicht Sabine ihrer armen, aus Mangel an Mantel, Hut und dergleichen eingesperrten Cousine bald zu Hilfe kommen könne. Der Major ging, gab aber zuvor seiner Frau eine Adresse, mittelst deren sie Sandgren einprägen sollte, wo die Excellenz A. wohnte, denn zu dieser sollte Sandgren sogleich den Korb mit den Trauben tragen, nachdem seine Haupterpedition so glücklich ausgefallen war.

„Sandgren," sagte die Majorin, indem sie den von ihrem Manne erhaltenen Wisch studirte, „gehe jetzt ein gutes Stück in der Königinstraße hinauf, und dann in das Haus Nummero (auch jetzt haben wir unglücklicher Weise die Nummer wieder vergessen) dort gehst Du in den ersten Stock, (merke Dir das wohl!) übergibst den Korb mit den Weintrauben und meldest viele Empfehlungen von Deiner Herrschaft. Wenn man Dich fragt, ob wir in der Stadt seien, so antworte: Ja, und sag, wo wir wohnen."

„Sehr wohl!" antwortete Sandgren, der sich bereits für einen vollendeten Stockholmer Bedienten hielt, „ich werde alles schnell besorgen," und damit ging er.

Bald darauf kam er zurück, mit vielen Komplimenten und Danksagungen von der Herrschaft, welche die Trauben in Empfang genommen. Aber Niemand, erzählte er, habe gefragt, ob seine Herrschaft in der Stadt sei und wo sie wohne, sondern man habe blos den Korb genommen, gedankt und ihn behalten. Als die Majorin fragte, wer den Korb genommen habe, antwortete der Bediente: ein Frauenzimmer, und als Katharine wissen wollte, ob dasselbe groß sei und schwarze Kleider trage, so antwortete Sandgren: Ja. Katharine nickte jetzt mit dem Kopf und sagte: Dann ist es gewiß Jungfer Jeannette, welche das letzte

Mal mit Ihren Excellenzen in Oliventhal war." Die Majorin glaubte dasselbe.

Inzwischen wurde es ein, sogar zwei Uhr. Die Majorin hatte entsetzliche lange Weile und sogar großen Hunger. Der Kaffee und die Butter war und blieb unzureichend. Sie ging von Zimmer zu Zimmer, schaute unaufhörlich zum Fenster hinaus, sah aber nichts von dem hohen Hause herab, auf welchem sie sich zwei Treppen oben befand, zumal da es etwas breit eingelegte Vorfenster hatte. Sie setzte sich jetzt halb liegend auf den Sopha, sprang aber schnell auf, wenn ein Wagen mit heftigem Gerassel vorbeifuhr; dann ärgerte sie sich wieder darüber, denn es waren meistens Bier- oder Holzwägen, und sie beschloß, sich durch nichts mehr an das leidige Fenster locken zu lassen. Die Klavierlektionen hatten inzwischen aufgehört, die Majorin schloß die Augen und glaubte trotz ihres Hungers ein wenig schlummern zu können, als plötzlich die Thüre des unruhigen Nachtnachbars sich öffnete, ein Paar Personen eintraten, und nach einem ganz kurzen Gespräch, zuerst über das Wetter und dann über das gestrige Conzert im Börsensaale, die allerschauderhafteste Flötenlektion begann. Jetzt wollte die Majorin wirklich weinen, that es aber dennoch nicht, sondern begann mit raschen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen, blieb aber an allen Fenstern stehen und schaute hinaus, ob der Major nicht komme, wiewohl sie ihren Mann von dieser Höhe aus und namentlich jetzt mit seinem neuen Hut wahrscheinlich von andern Herrn nicht hätte unterscheiden können, selbst wenn er gekommen wäre. Aber er erschien erst um drei Uhr, und da war er so müde vom Umherrennen auf dem Steinpflaster, daß er sich blos setzte und nach Sandgren fragte, und ob man nach dem Speisezettel geschickt und ein Mahl bestellt habe.

Ein langes Nein war die ganze Antwort der armen Majorin, und Sandgren war nicht zu Hause. Der Major brummte ein wenig und sagte unter anderem:

„Mein Gott, wie angenehm wird es sein, wenn Du, liebe Karoline, nebst Deiner Katharine einmal ordentlich eingerichtet und eingewohnt bist, damit man doch auch zu Etwas kommen kann! Ich kann nicht an Alles denken und Alles vorausſehen. Ich glaubte, das Mittageſſen wäre in Ordnung."

Die Majorin ſah verdrießlich und ängſtlich aus, und Katharine, deren eigener Hunger ſein Recht geltend zu machen anfing, während zu gleicher Zeit ihr Ehrgeiz ſich zu regen begann, erbot ſich jetzt, den Speiſezettel zu holen. Sandgren hat alle ſeine Kommiſſionen ſo gut ausgerichtet, ſagte ſie bei ſich, und ich werde wohl nicht dummer ſein als er.

Jetzt begann der Major, müde und hungrig, dabei niemals recht bei guter Laune, wenn er mit der ſauertöpfiſchen Katharine, wie er ſie zu nennen pflegte, etwas zu thun hatte, ausführlich zu erzählen.

Er war bei Seiner Excellenz A. geweſen, aber nicht empfangen worden; bei General B. war ihm das gleiche Unglück wiederfahren: der General ſei ausgegangen, hatte man geſagt. Herrn C. hatte er auf der Treppe getroffen; er hatte ihm viele Grüße an die Majorin aufgegeben und ſie möchte doch ſeine Frau nicht vergeſſen. „Auch D. traf ich," berichtete der Major weiter; aber es war große Zerſtörung im Hauſe: die Schwiegermutter iſt geſtorben und ſoll in einigen Tagen begraben werden, wozu man mich gewiß einladet. Bei E—s traf ich die Frau ſelbſt; ſie war freundlich und angenehm wie immer; fragte unbeſchreiblich viel nach Dir, und läßt Dich erſuchen, recht bald bei ihr vorzuſprechen; ich verſicherte ſie auch, daß Du kommen werdeſt, ſobald Du mit Deiner Ausſtattung in Ordnung ſeieſt; aber da lächelte ſie auf ihre freundliche Weiſe und ſagte, Du möchteſt immerhin nur in Deinem Reiſekoſtüm kommen, denn ſie hege die Ueberzeugung, daß dieſes recht elegant ſei, wie Deine Toilette immer geweſen."

„Sagte ſie denn nichts davon, daß ſie ſelbſt zu mir kommen wolle, ſo lange ich wie eine Staatsgefangene

da sitzen muß?" sagte die Majorin, indem ihr die Thränen in die Augen traten.

„Nein," antwortete der Major, „sie könnte das auch nicht wohl thun, bevor Du bei ihr warst."

„Ach, mein Gott, solche Etikette unter guten Freundinnen! Ich meine, Adelaide hätte wohl kommen können. Und Tante F., was sagte sie? Sabine kommt doch gewiß heute Nachmittag?"

„Nein, das ist unmöglich," erwiederte der Major, „denn sie hat einen solchen Katarrh, daß sie sich Pflaster aufgelegt und einen wollenen Strumpf und Gott weiß was noch alles um ihren langen Kranichhals gebunden hat. Der Tante selbst that es ungeheuer leid, heute nicht zu Dir kommen zu können, weil sie auf den Abend eingeladen ist; aber morgen erscheint sie gewiß, wenn Sabine sich nicht hinauswagt."

„Ei, sagte die Majorin verdrießlich, „die Tante hätte zwischen jetzt und heute Abend wohl ein Bischen Zeit finden können, wenn sie gewollt hätte. Da soll man ihnen alle möglichen Gefälligkeiten erweisen, soll grüne Erbsen, Bohnen, Birnen, eingemachte Brombeeren mitbringen und das Zeug auf der ganzen langen Fahrt unter den Beinen stehen haben, und hernach helfen sie einem nicht einmal ein wenig, wenn man ihrer bedürfte. Was soll ich jetzt den ganzen langweiligen Tag über anfangen?"

„Nun," sagte der Major nach einigem Besinnen, denn er dachte wirklich, es sei Schade um seine gute Frau, „ich will zu einem Buchhändler gehen und Dir neue Bücher schicken, damit Du einige Unterhaltung hast, denn ich traf zufällig meinen alten lustigen Ruterfeldt auf der Straße, er freute sich ungemein, mich zu sehen, fragte unendlich viel nach Dir und allen Bekannten in unserer Gegend, sagte, er werde bald kommen und Dir seine Aufwartung machen; er wolle sehen, ob Du noch immer so schön seiest. Endlich fragte er mich, was ich auf den Abend vorhabe, und als ich ihm antwortete, daß ich schlechterdings nichts zu thun wisse, so bat er mich, ein Paar Robber Whist

bei ihm zu spielen mit ein Paar recht angenehmen Gesellschaftern, mit denen er mich bekannt machen wolle, und die mir ganz gewiß sehr gefallen werden."

Die Majorin seufzte, verzog den Mund ein wenig beim Gruß des alten lustigen Ruterfeldt, den sie immer für einen widerwärtigen, nichtsnutzigen, alten Spieler gehalten, und an dessen Jovialität sie sich niemals sonderlich erbaut hatte. Sie sah jetzt auf die Straße hinaus, ob Katharine nicht zurückkomme, allein diese ließ sich nicht blicken.

„Wie langsam diese Schildkröte doch geht," sagte der Major, „ich will Sandgren, der jetzt gerade zu Hause ist, nach ihr schicken."

Gesagt, gethan: der Major that etwas, was man in einer großen Stadt nie thun soll, nämlich er schickte eine Person fort, um eine andere zu suchen, und auf diese Art kann man um seine ganze Bedienung zugleich kommen.

Diesmal gelang jedoch das Unternehmen ausnahmshalber erstaunlich gut, und Sandgren kam nach einer kurzen Weile mit Katharine nach Haus zurück. Sie war bös wie ein Hahn, brachte einen ellenlangen Speisezettel, welchen sie auf den Tisch warf, und wollte sich über ihr langes Ausbleiben nicht erklären, aber als Sandgren darum befragt wurde, antwortete er mit kaum verhaltenem Lachen, Katharine habe zwar das Wirthshaus wohl gefunden, aber den Heimweg gänzlich vergessen; sie habe weder die Straße, noch die Hausnummer, noch den Namen des Hausbesitzers gewußt, sondern unaufhörlich nach Herrn Schmidt gefragt, bis er selbst ihr endlich begegnet sei.

„Ja, sie ist ein unbeholfenes Ding, und ich habe immer gesagt, daß wir Teufelsnoth mit ihr haben werden," sagte der Major und las über die Schulter seiner Frau den Speisezettel:

Butter.
Käse.
Anchovis.

Holländische Häringe.
Kaviar.
Metwurst.
Bouillon.
Erbsensuppe.
Sagosuppe.
Suppe à la reine.
Marinirte Strömlinge.
Marinirter Aal.
Ferkel à la daube.
Preßkopf.
Lammsbraten mit gelber Sauce.
Schinken und braune Bohnen.
Rinderbrust mit Kartoffeln.
Hühner mit Reis.
Roastbeaf und gerührte Eier.
Geschmorte Barschen.
Fischpudding mit Krebsbutter.
Reiskuchen mit rother Sauce.
Apfelkuchen.
Gebratene Gans.
Hasenbraten.
Kalbsbraten.
Ochsenbraten.
Mandeltorte.
Meringen.
Blancmangé.
Crême brulée.
Rosinen mit Mandeln.
Feigen.
Reineclauden.
Eingemachte Himbeeren.
Eingemachte Kirschen.
Salzgurken.
Pökelfleisch.

„Welch eine Menge von guten Sachen!" sagte die

Majorin, die es nach jedem einzelnen Gerichte gelüstete, ohne daß sie sich zu einer Wahl entschließen konnte.

„Wir müssen schnell etwas bestimmen, sonst bekommen wir nichts mehr," sagte der Major. Und nun wurde flugs Lammsbraten mit gelber Sauce ausgewählt, damit er doch etwas Goldgelbes wenigstens in seinen Magen bekomme, weil er nichts dergleichen mehr auf demselben habe, wie der gute Mann in scherzender Anspielung auf seine verlorne Uhr sagte; „aber was das Lamm betrifft," fuhr er fort, „so mache Dich darauf gefaßt, liebe Karoline, daß es selbst schon fünf oder sechs Mal gelammt hat, denn ich kenne die Wirthshauslämmer." Ferner wurden Bouillon, Fischpudding, Gänsebraten und Mandeltorte gewählt, auch gab man Sandgren noch die weise Mahnung, mit auf den Weg irgend etwas Anderes zu nehmen, wenn eines dieser Gerichte nicht vorräthig sein sollte.

Nun wartete man voll Ungeduld, während Katharine den Tisch deckte und erzählte, wie viel Grobheiten ihr gemacht worden seien, und wie lange sie auf den Speisezettel habe warten müssen; es wurde daher beschlossen, über die ganze Dauer des Stockholmer Aufenthaltes immer nur Sandgren auszuschicken, weil ein Bedienter zehn Mal mehr gelte als eine Magd, weil alle Leute Mägde haben, Bediente aber nur die Reichen, und weil man nach reichen Leuten immer mehr frage als nach andern, bemerkte der Major.

„Diese Erfahrung ist traurig genug!" sagte die gute Majorin, welche auf dem Lande gelernt hatte, gebildete und gute Leute mehr zu schätzen als nur reiche, zugleich aber wohl wußte, daß ihr Mann Recht hatte.

Endlich, Schlag vier Uhr, kam Sandgren roth und warm, aber die Speisen, die er brachte, waren eiskalt und zur Hälfte ausgeschüttet. Mehrere von den bezeichneten Gerichten hatte er nicht bekommen können, und das Bouillon glich jener Fischsauce, die man einst einem Schiffskapitän vorgesetzt, worauf er verwundert und erzürnt erklärte: in einer solchen Fischsauce sei er von Batavia nach Gothen-

burg gesegelt. Fischpudding und Gänsebraten waren nicht mehr zu haben, dagegen kam ein Kalbsbraten, von welchem der Major behauptete, daß er höchstens acht Tage lebendig gewesen, aber wenigstens seit vierzehn Tagen todt sei. Statt der Mandeltorte wurden aus Versehen Meringen gebracht, aber da weder der Major noch seine Frau jemals Meringen aßen, so bekam Katharine alle zusammen zu essen und holte sich bei dieser Gelegenheit ein schreckliches Zahnweh.

Um sechs Uhr ging der Major, nachdem er seine Frau herzlich geküßt, zu Bruder Ruterfeldt, machte jedoch einen Umweg über einen Buchladen und bat dort, man möchte allerlei Lektüre in sein Haus schicken; er werde dann Einiges davon behalten und das Uebrige zurückschicken. Der Buchhändler verbeugte sich und versprach, die Sache sogleich zu besorgen. Aber dieses „Sogleich" galt nicht mehr für den heutigen Tag, und sehr betrübt saß die Majorin ganz allein auf ihrem Zimmer, wo sie nur die Kinder oben springen und stampfen, hernach einen Walzer auf dem Klavier radbrechen hörte, während ihr Flötennachbar mit einer andern Person ein Duett aufführte, Katharine über ihr Zahnweh jammerte und die Meringen für ihre ganze Lebenszeit verschwor. Katharinens Musik war für die arme Majorin noch die allerunangenehmste, und nachdem sie sehr früh eine Tasse Thee getrunken, die Butterbrode aber unberührt gelassen, legte sie sich verdrießlich in's Bett und sagte in ihrem Innern: „Wenn die künftigen Tage in Stockholm nicht heiterer werden als dieser erste, so hätten wir besser gethan, in unserem freundlichen Oliventhal zu bleiben." Und ein tiefer Seufzer entfuhr der guten Frau bei dem Gedanken an ihre angenehme, behagliche Heimath.

Um zwölf Uhr erwachte die arme Majorin, als ihr Mann nach Hause kam. Er hatte bereits gegessen, roch ein wenig nach Punsch, war nicht bei guter Laune und schlief sogleich ein. Die Majorin konnte nicht mehr schlafen, sondern wachte bis vier Uhr, dann schlummerte sie ein,

hatte aber so unheimliche Träume, daß sie zwischen sechs und sieben Uhr vom Schlafe auffuhr, und von nun an war an keinen Schlummer mehr zu denken, denn nun begann jenes entsetzliche Getöse, auf welches die Stadtbewohner nicht achten, das aber einem armen Landbewohner im Anfang so manche schlaflose Nacht bereitet, bis sein Ohr nach städtischer Manier eingerichtet ist. Unsere Reisenden, welche in die Hauptstadt gekommen waren, um sich da Vergnügen zu machen, tranken schweigsam, unlustig und ohne ganz ausgeschlafen zu haben, ihren Kaffee. Der Major sah dann ein wenig in seine Schreibtafel, rechnete mit der Bleifeder, sann hin und her, sagte aber am Ende etwas plötzlich, etwas unfreundlich und ungewöhnlich:

„Ich gehe jetzt aus, werde aber wohl vor Mittag zurückkommen und dann hören, was Du für einen Plan hast, denn Du kannst doch nicht den ganzen Tag so dasitzen."

„Was ich für einen Plan habe," versetzte die Majorin mit halbverhaltenem Weinen," das ist bald gesagt. Ich werde wohl allein hier bleiben und mich langweilen müssen, gerade wie gestern. Ich kann ja nicht ausgehen, bevor ich mit Sabine über allerlei Dinge berathschlagt und mir einige nothwendige Sachen angeschafft habe."

„Zum Henker," sagte der Major, „was für ein unerträgliches Volk seid doch Ihr Frauenzimmer! Was fehlt Dir denn eigentlich? Ich finde, daß Du gerade aussiehst wie alle Andern, und was Du nicht hast, könntest Du Dir im Laden kaufen; aber Du sollst nicht dasitzen und Gesichter schneiden gerade wie Katharine."

Jetzt brach bei der Majorin der langverhaltene Thränenstrom los, und weinend sagte sie:

„Du sprichst sehr schnell ab über Dinge, die wahrhaftig nichts weniger als leicht auszuführen sind. Ich kann nicht wie Du in einen Laden springen und mir einen Hut kaufen. Nein, ich bin gezwungen, hier zu sitzen und auf Sabine zu warten oder auf die langweilige Tante selbst. Aber das sage ich, wenn ich zum Voraus gewußt

hätte, wie es hier zugeht, so hätte ich niemals einen Fuß in diese lumpige Stadt gesetzt."

„Weine doch nicht und sei nicht so betrübt, liebste Karoline!" sagte der Major mit freundlichem Schmeicheln. „Du hast allerdings darin Recht, daß Ihr Frauenzimmer nicht thun könnt wie wir Männer. Aber tröste Dich nur; es wird bald alles besser werden, und mein erster Ausgang heut soll zur Tante F. sein; ich will Sabine bitten, unter allen Umständen (wenn nämlich ihr Kranichhals wieder in Ordnung ist) zu Dir zu kommen und Dir mit Rath und That beizustehen, so daß Du wenigstens Unterhaltung hast."

„Unterhaltung!" sagte die Majorin unmuthig, aber da sie ihren Mann nicht betrüben wollte, so wischte sie ihre Augen, sah so vergnügt als möglich drein und dankte ihrem Mann für seine Güte noch einmal, zu Sabine gehen zu wollen. Als er schon vor der äußern Thüre stand, rief sie ihm nach, Tante F. solle ihre Magd schicken, um die trockenen Birnen, die Erbsen und die eingemachten Früchte abzuholen.

Der Major versprach es und ließ seine Frau wieder allein. Von Neuem begann der Nachbar seine Flötenmusik, auf welche das Cigarrenvergnügen wieder folgte, die Kinder oben erhielten wieder ihren Klavierunterricht, und in einer dritten Tonart begann eine Drehorgel vor der Thüre.

„Gütiger Gott, da weiß ich bald nicht mehr, wo mir der Kopf steht," sagte die Majorin für sich, denn sie hatte nicht einen einzigen Winkel in ihrem Zimmer, wo sie nicht diese unharmönischen Töne in ihrem Kampf miteinander gehört hätte. Auf die Hausflur wagte sie nicht zu gehen, denn sie wollte dem Orgelspieler nichts geben, auch glaubte sie ihn anständiger Weise nicht bitten zu dürfen, daß er seinem Geheul ein Ende machen möge. Aber der Orgelspieler war weder schüchtern noch blöde, sondern nachdem er eine ganze Stunde gedreht, klopfte er an die Thüre, und die Majorin gab ihm zwölf Schilling, jedoch unter der Bedingung, daß er mit seiner Musik aufhören, seines

Weges gehen und nicht sobald wiederkommen solle. Er kam dieser Aufforderung sogleich nach, allein der Majorin wurde gleichwohl keine Ruhe zu Theil, denn nun begann in den untern Regionen des Hauses ein unabläßiges Gehämmer und Gepolter. Es wohnten da nämlich Handwerker, welche immer auf die eine oder andere Art Lärm machen. Sehnsüchtig blickte die Majorin nach dieser Sabine aus, obschon sie ihr ziemlich gleichgültig war. So oft es an die Thüre pochte, und das geschah häufig genug, erwachte ihre Hoffnung, aber wenn dann allemal irgend eine nicht in's Haus gehörige Person sich offenbarte, so sank diese Hoffnung immer wieder. Endlich hört sie von ihrem Schlafzimmer aus, wie Jemand anklopft, wie Katharine öffnet und sich mit einer eintretenden fremden Person bespricht. Abermals erglänzt der Himmel, dessen Sonne die Hoffnung ist, und die Majorin eilt in's äußere Zimmer hinaus, entdeckt aber nur einen Jungen mit einem großen Bücherpack. Der Junge meldet viele Empfehlungen von seinem Herrn, dem Buchhändler, und bittet um Entschuldigung, daß dieser die gewünschte Bücher nicht schon gestern Abend geschickt habe, nun aber bringe er sie, zugleich mit einer Rechnung von etwa vierzig Reichsthalern. Die Majorin nimmt die Bücher, geht die Rechnung ordentlich durch, hat noch im frischen Andenken, wie dumm und ungeschickt es mit dem Hute gegangen, bezahlt deßhalb alles bis auf den letzten Heller und gibt dem Jungen noch überdies achtzehn Schillinge Trinkgeld, als dieser nach bezahlter Rechnung auf dem Teppich vor der Thüre stehen bleibt. Der Junge ging, und die Majorin begann in den Büchern zu blättern, wie auch einiges aufzuschneiden. Unter allen diesen Novitäten fand sich natürlicher Weise auch Etwas, das taugte; weitaus die meisten Bücher aber hatten für sie durchaus keinen Werth, und einige waren sogar höchst unpassend, so daß die Majorin sie alsbald in einen Schrank werfen ließ.

Aber auch das wenige Passende wollte heute der Majorin ganz und gar nicht munden. Sie nahm ein Buch

um das andere und legte es wieder weg, ohne von ihrer fragmentarischen und höchst verschiedenartigen Lektüre den mindesten Genuß zu haben. Die Cousinen *) warf sie am allerweitesten weg, denn diese erinnerten sie an die einzige Cousine, von welcher sie jetzt zu hören wünschte, nämlich an die langersehnte, kranichhalsige und mindestens dreißigjährige Cousine Sabine. Inzwischen schreitet die Zeit vor, und der Zeiger weist bereits auf halb eins, als es auf einmal verzweifelt klopft. Die Majorin glaubt bereits den Ton von Sabinens Fingerknochen zu erkennen, aber auch diesmal sah sie sich betrogen, denn als die Thüre geöffnet wurde, trippelte ein Stockholmer Jüngferchen herein, mit gewürfeltem wollenem Halstuch und mit einem äußerst zierlichen Häubchen auf dem Kopf, das Haar bis an die Mundwinkel herabgekämmt, von Rosapommade duftend und blinkend wie eines Dandys Stiefel, ferner mit hellgrünen Handschuhen und einem herabhängenden Nastuch in der Hand. Sie fragte sogleich in ihrem hellen Stockholmer Tone, ob Herrn Schmidts da wohnen, und als sowohl Katharine als die Majorin dies bejahten, so öffnete sie ihre Mägdesprachlade, welche wahrlich nicht zu den verächtlichen gehört.

„Also sind es wirklich Ihro Gnaden, Frau Schmidt selbst," sagte sie; „ich habe die Ehre, Sie freundlich zu grüßen von Ihro Gnaden, der Frau Landrichterin F. und von Fräulein Sabine; sie lassen sich nach Ihrem Befinden erkundigen, und es thut ihnen unbeschreiblich leid, daß sie nicht selbst kommen konnten; allein Fräulein Sabine hat so unbeschreibliches Halsweh, daß sie heute Blutegel setzen mußte, und Frau Landrichterin selbst hat sich unglücklicher Weise gestern Abend erkältet, sonst würde sie unbeschreiblich gern die Ehre gehabt haben, ihre Aufwartung zu machen, aber nun hat sie mir aufgegeben, Ihro Gnaden zu ersuchen, daß Sie die Gnade haben möchten, die Frau Landrichterin

*) Ein Roman von der Verfasserin dieses Werkes. A. d. U.

nicht zu vergessen und die Frau Landrichterin heute Abend um sieben Uhr zu einem Theesouper zu beehren, denn sie glaubte, daß die Frau Majorin nicht vor Abend ausgehen werden, weil Ihr Promenadehut noch nicht in Ordnung ist, sonst würde sie unbeschreiblich gern die Frau Majorin zu einem höchst frugalen Mittagessen gebeten haben. Und dann," fügte das Jüngferchen in einem andern, etwas zierlicherem Tone hinzu, „hat die gnädige Herrschaft von einem kleinen Krug oder von einem kleinen Korb oder von etwas anderem dieser Art gesprochen."

Jetzt erst kam die Majorin zum Wort, nachdem sie unmerklich über das unbeschreibliche Geplauder dieses ächten Stadtkindes, so wie über die ganze Einladung die Nase etwas gerümpft hatte.

„Ja, ja," sagte sie, „melden Sie meinen Gruß, und es thue mir unendlich leid, daß die Herrschaften alle beide unwohl seien, und ich werde heute Abend auf ein Stündchen zur Frau Landrichterin kommen. Da bringt Katharine eben den Krug mit den eingemachten Früchten und den beiden Körben; Sie werden so gut sein, dies heimzutragen und Ihre Herrschaft zu ersuchen, daß sie damit vorlieb nehme."

„Herr Jesus!" sagte das Stadtjüngferchen ganz erschrocken, „ich kann nicht das Alles über die Straße tragen. Das gebe ja einen greulichen Spektakel, gerade wie wenn ich eine Lastträgerin wäre."

„Ei was!" versetzte Katharine, „das Ding ist ja nicht so schwer, ich kann alles zusammen ganz leicht tragen."

„Ja, das kann Sie wohl thun, weil Sie vom Lande ist," erwiederte die Stadtjungfer mit einigem Mitleid; „aber für uns Mädchen aus der Stadt, die wir bekannt sind, schickt sich das ganz und gar nicht. Ich möchte um alles in der Welt nicht mit diesen garstigen Körben und dem unbeschreiblich großen Krug da über die Straße gehen; nein, Herr Jesus, das können Euer Gnaden nicht von mir fordern."

„Thun Sie, was Sie wollen," antwortete die Majo-

rin trocken. „Wenn Ihre Herrschaft diese Kleinigkeiten da haben will, so muß sie dieselben holen lassen; übrigens glaube ich, daß Sie wenigstens Etwas davon mitnehmen und das Uebrige dann ein ander Mal holen könnten."

„Das gibt ein entsetzliches Laufen diesen unbeschreiblich langen Weg," sagte die Stadtjungfer; „Doch lassen Sie sehen. Ich will meinen Shawl abnehmen und über den einen Korb werfen, den andern Korb und den Krug will ich dann auf den Abend holen, so merkt man es nicht."

„Großer Gott!" sagte Katharine lachend, „ist es nicht besser, am hellen Tage damit zu gehen, wenn man auch sieht, was man vor den Füßen hat, als im Dunkel überall die Nase anzustoßen mit diesen kostbaren Sachen?"

„Nein, Gott bewahre," sagte die Stadtjungfer voll Mitleid mit Katharinens ländlicher Einfalt. „Soll man einmal auf der Straße etwas tragen, so ist es gewiß am besten, wenn man es erst in der Dunkelheit thut."

„Hat die Frau Landrichterin nicht mehrere Jungfern oder einen Bedienten?" fragte die Majorin.

„Nein, ich bin ganz allein."

Die Majorin wechselte einen etwas spöttischen Blick mit Katharine, während die Stadtjungfer trotz der sechs Grad Kälte ihren warmen guten Wollshawl auszog, den Korb in die eine Hand nahm, das Tuch darüber wickelte und sich anschickte, blos mit einem dünnen baumwollenen Halstüchlein, das sie unter dem Shawl trug, fortzugehen.

„Geh Du immerhin so, wenn es Dir Freude macht," sagte Katharine lachend, nachdem sie die Thüre hinter dem Mädchen verschlossen hatte, und nun äußerte sie ihre große Verwunderung darüber, daß dieser kleine Gelbschnabel da die einzige Magd im Hause sei und doch nichts über die Straße tragen wolle. „So dumm und hoffärtig sollen mich Euer Gnaden niemals sehen," sagte sie, „ich will gern alles tragen, was nöthig ist, wenn ich nur nicht meine besten Kleider damit verderben muß."

„Das ist schön von Dir, liebe Katharine," sagte die Majorin, welche fand, daß Katharine, wenn sie auch keine

städtischen Gewohnheiten an sich hatte, doch wenigstens viele gute ländliche Verdienste besaß. Die Majorin dachte indessen an etwas Anderes, sie war böse auf die liebe Tante und Cousine, sie grollte ihnen in Gedanken, sagte aber zu Katharine kein Wort davon.

Es schlug zwei Uhr: ein schmutziger Lakei kam mit einem Gruß von dem Major, und er komme nicht zum Mittagessen, sondern ersuche seine Frau, allein zu speisen; inzwischen werde er bald nach Tisch heim kommen.

„Gott weiß, ob man einem solchen Kerl trauen kann," sagte Katharine; „vielleicht sind es blos üble Kunstgriffe."

„Schweig doch," versetzte die Majorin etwas ungeduldig, denn alle diese Dinge verstimmten sie immer mehr; „was in aller Welt könnte der Junge da für einen Nutzen dabei haben, wenn er solche Unwahrheiten sagte?"

„Bei wem sind Sie Bedienter?" fragte sie dann laut, als sie lumpige Trümmer einer Livree an dem Burschen bemerkte.

„Bei Kapitän Ruterfeldt," antwortete er.

„Dacht ich's doch!" murmelte die Majorin, und entwickelte dann einen sehr geringen Appetit bei dem fetten Beafsteak und dem saftigen Rahmkuchen, den sie sich holen ließ. Zwei Dritttheile blieben auf dem Teller liegen und dann sagte sie: „Pfui über eine solche Butter!" denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß die Wirthshausgerichte in Fett schwimmen und nicht in Butter.

Dann und wann klopfte ein Bettler, und trotz der mancherlei Mahnungen ihres Mannes, daß sie auf das Gewimmer der Leute nicht achten und sich von ihnen nicht täuschen lassen solle, war ihr mildes, mitleidvolles Herz jederzeit geneigt, etwas zu spenden. Katharine hatte dann immer über die zweckmäßige Anwendung dieser Almosen eine Moralpredigt in Bereitschaft, bei welcher das Branntweinverbot eine Hauptrolle spielte, und wenn die Bettler dann unter Danksagungen, Segenswünschen und den besten Zusicherungen endlich ihres Wegs gingen, so sagte Katharine: „Da sehen Sie! jetzt geht's mit schnellen Schritten

der Schenke zu." Katharine gehörte nämlich nicht zu den Landmädchen, die alles glauben, sondern sie hatte von Stockholm immer nur Böses gehört und glaubte von dieser Stadt weit mehr Böses als sie verdiente.

Um vier Uhr kam der Major nach Hause, war sehr freundlich gegen seine Frau, im Uebrigen aber noch schlechter gelaunt als am Morgen. Die Majorin sprach mit einigem Hohn von der Botschaft der Tante und Sabinens, und konnte nicht umhin, sich über das sonderbare Benehmen derselben zu ärgern.

„Sie glauben wohl, daß ich keine Kleider am Leibe habe," fuhr sie dann halb lachend und halb verdrießlich fort, „oder daß wir nicht die Mittel besitzen, einen Wagen zu miethen. Hätten sie uns doch wenigstens ganz freundlich und wie es der Brauch ist, zum Mittagessen eingeladen! Wir haben sie doch so lange bei uns auf dem Lande gehabt, wir haben ihnen so manchen guten Bissen vorgesetzt, so manchen Krug und Topf mitgegeben, wenn sie weiter reisten, und zum Dank dafür laden sie uns auf den späten Abend ein, wo man nichts mehr ausrichten kann."

„Ich will Dir's nur sagen," sagte der Major, „daß es nichts weniger als sehr freundlich bei ihnen aussieht, und ich glaube durchaus nicht, daß Du während unseres hiesigen Aufenthaltes so viel Freude von ihnen haben wirst als Du erwartetest."

„Gott weiß," antwortete die Majorin, „daß ich auf Freude von ihnen nie gerechnet habe, sondern ich erwartete nur, daß Sabine und die Tante mir einigermaßen an die Hand gehen würden."

„Ich weiß nächstens nicht mehr, was ich von den Leuten halten soll," sagte der Major verdrießlich. „Denk Dir nur, ich traf Seine Excellenz A. heute auf der Straße. Zuerst that er, als ob er mich nicht kenne und für einen königlichen Sekretär halte, hernach als ich ihm auseinandersetzte, wer ich sei, da sah er ganz verwundert drein und fragte, ob wir erst neuerdings in die Stadt gekommen seien. Als ich nun meine Verwunderung darüber aus-

sprach, daß er meine Karte nicht erhalten haben solle, die ich seinem Kammerdiener zurückgelassen hatte, da klopfte er mir auf die Schulter und sagte mit widrig vornehmem Lachen:

„Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie, mein ehrlicher Freund! Jetzt erinnere ich mich! Ja, ja, ich sah Ihre Karte und fragte sogleich, wo Sie wohnen. Was macht Ihre charmante Frau? Sie ist wohl nicht in der Stadt, oder? Wälze mich im Staube vor ihr, wenn Sie schreiben" u. s. w. u. s. w. So schwatzte der Alte eine Menge Zeug, an das ich mich nicht mehr erinnere, und er wollte mich kaum anhören, als ich ihm sagte, daß Du mit hier seiest und unverzüglich Ihro Excellenz die Aufwartung zu machen gedenkst. Von den Trauben sprach er nicht ein einziges Wort, während er sie in Oliventhal so sehr gerühmt und gesagt hatte, sie seien die besten, die er je gegessen, so daß ich mich Mühe und Kosten nicht verdrießen ließ, ihm mit der Post Ableger davon zu schicken. Sowohl von diesen als auch von den letzten im Korbe sagte er keine Sylbe, denn diese vornehmen Herren scheinen zu glauben, dies Alles sei ganz in der Ordnung, es lohne sich nicht der Mühe, davon zu sprechen, und noch viel weniger dafür zu danken."

„Ja, das Eine kann der alte Mann wohl vergessen haben," meinte die Majorin, „denn es war schon im vorigen Jahr; aber daß er für alle diese Trauben nicht mit einem Wörtchen dankt, das kann ich nicht begreifen. Da habe ich schönen Lohn für die viele Mühe, mit der ich sie auf grünes Moos in den hübschen Korb legte und dann mitnahm, so daß ich auf der ganzen Fahrt nicht bequem sitzen konnte; auch waren sie wirklich so gut konservirt, daß sie wirklich eher wie ein Schaugericht als wie etwas Eßbares aussahen. Nun, hat er uns dann nicht eingeladen, ihn zu besuchen?"

„Gott bewahre!" antwortete der Major; „als ich sagte, daß wir die Ehre haben werden, unsere Aufwartung zu machen, da antwortete er blos: „Dank, dank, dank,

mein bester Freund! Und den General habe ich auch getroffen."

„Nun, was sprach denn dieser?" fragte die Majorin.

„Ei," sagte ihr Mann lachend, „er schüttelte mir die Hand, so daß ich glaubte, der Arm gehe mir aus dem Gelenke; dann aber sagte er: er sei so kürzlich erst vom Lande gekommen, daß er sein Haus noch nicht geöffnet habe; und doch weiß ich, daß sie schon über drei Wochen in der Stadt sind, denn dies ist ihm später entfahren."

„Ja, in dieser guten Stadt gleichen die Menschen alle einander," sagte die Majorin etwas spöttisch, und ihr Mann nickte Beifall und sagte:

„Ja gewiß, wie die Eier. Der alte Ruterfeldt dagegen ist sich gleich geblieben; er ist noch immer so lustig, so gemüthlich und so freundschaftlich wie sonst. Er will durchaus hieher kommen, um Dir seine Aufwartung zu machen und einen Abend bei uns zuzubringen."

„Sicherlich mit noch zwei Andern," sagte die Majorin lachend, „denn bei seiner Freundschaft, seiner Gemüthlichkeit und dergleichen kommen doch immer die verwünschten Karten und der dritte und vierte Mann mit in's Spiel."

„Ach ja," erwiederte der Major, „das mag wohl sein, und Glück hat er noch immer; gestern Abend hat er mir vierzig Reichsthaler abgenommen."

„Nun, und wie viel denn heute?" fragte die Majorin lachend.

„Oh, das war unbedeutend," antwortete der Major, und die gute, liebe Frau fragte nicht mehr darum, sondern sprach von ganz andern Dingen, bis es Zeit wurde, zu der alten Landrichterin zu gehen.

Die Straßen waren trocken, alle Laternen angezündet, alle Buden wohl beleuchtet, und die Majorin freute sich sehr, auszugehen und in den strahlenden, schimmernden Bazar hineinzublicken; es betrübte sie ein wenig, als ihr Mann bei der Schiffbrücke in eine dunkle Quergasse ein-

lenkte, und man finstere, steile Treppen hinaufzugehen anfing.

„Das ist doch etwas Abscheuliches mit diesen finstern Treppen da," sagte der Major," und überdies ist es höchst unanständig, wenn man ordentliche Leute bei sich erwartet."

Die Majorin zitterte wie Espenlaub. Endlich gelangte man doch hinauf und nun begann man mehrere Male anzuklopfen, dazwischen hinein aber schwur der Major, dies sei das letzte Mal, daß er so im Dunkeln tappe und wie ein Bettler dastehe und anpoche; Sandgren solle Laternen kaufen und künftig überall vorausgehen, um die Leute nöthigen Falls wach zu poltern. Dies und noch mehreres Anderes wurde von dem Ehepaar beschlossen, bis das schon bekannte Jungferchen unter tausend Entschuldigungen herankam, die Thüre öffnete und sie in einen eiskalten, kleinen Speisesaal führte, ohne alle andere Beleuchtung als das dünne Licht, das sie in der Hand hielt und auch nicht von sich stellte als sie der Majorin den Mantel abnahm. Dabei versicherte sie, daß es Ihro Gnaden und dem Fräulein unbeschreiblich leid thue, nicht in die Kälte herausgehen und die gnädige Herrschaft empfangen zu können.

Hernach führte sie dieselbe Herrschaft durch ein kleines, dunkles Vorgemach, und nun erst kamen die Tante und Sabine mit einem ungeheuren Phrasenreichthum und zahllosen Freundschaftsversicherungen unsern Reisenden entgegen und führten sie in ihr Allerheiligstes, das heißt, in ein kleines, dunkles und trübes Schlafzimmer, worin ein Miniatursopha stand, auf welchem die Landrichterin und die Majorin sich nur mit großer Mühe behelfen konnten. Und nun wurde so viel gefragt, wie man sich seit dem letzten Male befunden, es wurden so lange Antworten ertheilt und mit so geringer Aufmerksamkeit angehört, und dann die tausend Danksagungen für die Birnen, die Erbsen, die eingemachten Brombeeren und so manches Andere, was die Majorin im Verlauf des Jahres geschickt hatte.

„Ach ja, das gute, schöne Land," bemerkte die Landrichterin, „da hat man alle diese Dinge in größeren Partien! Hier gibt es ja nichts, was man nicht baar bezahlen muß."

„Auf dem Land," murmelte der Major, „wachsen uns die Sachen auch nicht wild auf den Bäumen, sondern sie kosten ein recht artiges Geld, obschon man freilich nicht solche tägliche Ausgaben hat."

„Gerade diese täglichen, kleinen Ausgaben," versetzte die Landrichterin, „machen am Ende des Jahres große Summen aus."

Und nun begann zwischen dem Major, der Landrichterin und einem noch dazu gekommenen alten Assessor ein langes Gespräch über die Preise der Lebensmittel in der Stadt und auf dem Lande, und wenn Jemand alles gehört hätte, was da gesagt wurde, so hätte dieser Jemand nicht das mindeste Wissen dabei geerndtet, denn jede Person sprach für sich und zugleich mit den Andern, und keine sprach ein einziges Wort, das die Andern nicht schon gewußt hätten. Der sonst so friedliebende Major zankte sich um jeden Ausdruck mit der Landrichterin und dem Assessor, gähnte dann und wann, aber da bot ihm der Assessor eine Priese und die Landrichterin schnupfte aus ihrer eigenen Dose, gähnte hinter ihrem Lichtschirm und strickte an einem garstigen Strumpf.

Mittlerweile besprachen die kranichhalsige Sabine und die Majorin alle Moden, und es wurde beschlossen, daß Sabine am folgenden Tag eine Näherin zur Majorin schicken und, im Fall ihr verbundener Hals es erlaube, die Majorin in einem Miethwagen abholen solle, um sofort Hüte, Hauben u. s. w. anzuschaffen.

Dies beruhigte die Majorin ein wenig, denn in gemietheten Zimmern wie im Civilarrest daheim zu sitzen, ohne andere Vergnügungen als Katharinens grämliche Ausfälle gegen ganz Stockholm und gegen die hergelaufenen Leute, welche klopften und fragten, das schien ihr ein sehr

hartes und leidiges Loos. Ach, sie sollte bald erfahren, daß es Dinge gab, die noch härter und leidiger waren.

Erst als es neun Uhr schlug, kam das langerwartete Theesouper auf einem Tellerkorb, für welchen Sabine und der Assessor, der Major, die Majorin und die Tante auf dem Tisch vor dem kleinen Sopha Platz machten. Der Thee war dünn, die Sahne noch dünner, aber am dünnsten waren die überaus kunstmäßigen Butterbrödchen, auf denen ein unsichtbares Häutchen von Butter zwischen zwei Brodschnitten nicht früher zu entdecken war als bis der herbe Geschmack den Hals aufriß. Die Majorin bereute es tausend Mal, in ein solches Ding gebissen zu haben, und sie that sich die größte Gewalt an, um den Rest hinabzubekommen. Dabei ließ sie es denn bewenden, trotz der dringenden Zureden von Tante und Cousine, daß sie doch noch mehr Butterbrod essen und Fleisch zulegen möchte. Der Major that vollständig dasselbe, aber die andern drei Personen aßen von allem mit solchem Apetit, daß man bald nur noch leere Teller sah; die Rahmkanne war leer, ja selbst die Theekanne wurde auf den Kopf gestellt, um ihr den letzten Tropfen abzupressen, so daß der Deckel herabfiel und eine Tasse zu zerschmettern drohte.

Während dieses ganzen sogenannten Theesoupers, das sich zu einem wirklichen Souper verhielt wie Theewasser zu Thee, fanden die Landrichterin und ihre Tochter Gelegenheit, diesen neuen Brauch zu rühmen, und sprachen jetzt verächtlich von früheren Tagen, wo man sich Abends ordentlich zu Tische gesetzt, mit Messer und Gabel gegessen, einander in den Saal und wieder herausgeführt hatte u. s. w. u. s. w. Ei da bekam man doch etwas zu essen und war satt hernach, dachte der Major, schwieg jedoch und stimmte nur mit einem kurzen Kopfnicken in das Lob des Theesoupers ein.

Schlag zehn Uhr machte sich unser Ehepaar zum Aufbruch bereit, denn ihre Augen kämpften unaufhörlich mit einem verscheuchten aber eben so unaufhörlich wiederkehrenden Schlafe. Die Tante und Sabine ergingen sich

in langen und zahlreichen Versicherungen, wie unendlich angenehm es sei, die lieben Verwandten den ganzen, langen Winter in Stockholm zu haben, manchen Abend so vergnügt mit ihnen zusammen zu sitzen, sie in ihre Zirkel einzuführen u. s. w. u. s. w. Der Major dankte und dachte sein Theilchen; die Majorin war so schläfrig, daß sie weder dankte noch dachte.

Jetzt leuchtete man ihnen wenigstens die Treppen hinab, aber als sie glücklich auf der Straße angekommen waren und das Jungferchen die Thüre wieder verschlossen hatte, da begann der Major sogleich zu erklären: „Hol' mich der Teufel, wenn ich das noch einmal thue," die Majorin aber begann zu lachen, und es wurde beschlossen, so schnell als nur möglich nach Hause zu gehen und durch Sandgren ein Paar Portionen holen zu lassen, denn der Major versicherte, daß er es in keinem Fall bis morgen aushalten könnte, und die Majorin empfand es sehr stark, daß ihr Mann Recht hatte.

Als sie nun endlich in ihrem warmen, behaglichen Zimmer ein kleines Wirthshausmahl mit dem besten Apetit zu Gemüthe führten, da hatten unsere Reisenden die erste vergnügte Stunde seit ihrer Abreise von Haus. Der Major schmähte über den unerträglichen Abend, den Assessor, das Theesouper, den Lavendelgeruch, den Mops, die Kälte und Unbehaglichkeit; die Majorin, welcher Sabinens Versprechungen wieder ihre beste Laune gegeben, lachte über den Aerger ihres Mannes und sah ein, daß sie ihn so bald nicht mehr zu einem Theesouper bei der Tante bekommen werde.

Man legte sich und schlief. Die Natur nahm ihr Recht, und die Natur hat noch größere Rechte als rasselnde Fuhrwerke, als Geschrei und Gelärm auf der Straße, als Cigarrenrauch, lärmende Kinder und Musiklektionen, obschon letztere sich gegen alle Arten von Natur sträuben zu wollen schienen, ohne im mindesten in das Reich der Kunst einzuschlagen.

Die Nähterin hatte versprochen, am andern Morgen

um zehn Uhr sich einzufinden, denn Sabine hatte während der langen Stunden, da man auf das leckere Theesouper warten mußte, die kleine Stadtmamsell, welche so große Scheu davor hegte, am hellen Tag etwas auf der Straße zu tragen, aber sich gar nichts daraus machte, Abends auf denselben herum zu springen, zur besagten Nähmamsell geschickt, und diese hatte, trotz ihrer erschrecklich vielen Geschäfte, zu kommen versprochen.

„Ja, sie thut es blos uns zu Gefallen," hatte Sabine gesagt.

Aber jetzt wurde es zehn und elf Uhr, und man hörte noch nichts von einer Mamsell, denn so vieler Verdienste sich auch die Stockholmer im Allgemeinen zu rühmen haben mögen, pünktliches Wort halten gehört jedenfalls nicht dazu, und wehe demjenigen, der dasitzen und auf sie warten muß! Die Geduld bricht dann sehr oft in tausend Stückchen, allein man muß sie hernach doch wieder bis zum nächsten Male zusammenleimen.

Endlich um halb zwölf kam die Mamsell und schien im Anfang sehr bereitwillig der Majorin zu helfen, machte aber ganz unmögliche Gesichter, als sie hörte, daß es sich um Aenderung alter, nicht aber um Anfertigung neuer Kleider handelte, welches letztere Geschäft für diese Nähmamsellen einen ganz eigenthümlichen Reiz hat. Sie versicherte und betheuerte jetzt, daß sie für einen ganzen Monat Arbeit habe, daß sie mit ihren fünf andern Mädchen nicht alles fertig machen könne, was sie bis zum ersten Dezember versprochen, daß es ihr entsetzlich leid thue, der Majorin nicht dienen zu können, und endlich ging sie ihres Wegs mit der Bitte, man möchte in Zukunft an sie denken, wenn sie selbst mehr Zeit und die Majorin etwas Neues zu nähen hätte.

Da stand jetzt die arme Majorin, der all ihre seidenen Kleider keinen Nutzen bringen konnten, und da stand Katharine dieselben auf dem Arme haltend, bis die Majorin etwas ärgerlich zu ihr sagte:

„Zum Kuckuk, was stehst Du so da und flaggst mit

den Kleidern herum? Hänge sie sogleich wieder in den Schrank."

Jetzt kam der Miethwagen; aber nun begab es sich, daß der Major nicht zu Hause war, und daß die Majorin nicht recht wußte, wo die Landrichterin F. wohnte, sondern blos, daß man über die Nordbrücke mußte, aber daraus wurde der Kutscher nicht klug. Die Majorin stand schon im Begriff, ihren ganzen Fahrplan aufzugeben und den Kutscher wieder nach Hause zu schicken, als der schon mehr erwähnte Freund und Whistspieler, Kapitän Ruterfeldt, ankam. Nun entstand ein Komplimentiren, das kein Ende nehmen wollte. Er sagte der Majorin so viel artige und süße Sachen, versicherte sie, daß sie wo möglich noch schöner geworden sei als vor zehn Jahren, daß ihm vor Freuden die Thränen in die Augen gekommen, als er seinen alten, guten Freund, Wilhelm Schmidt, getroffen und erfahren habe, daß die liebe Gnädige in der Stadt sei. Er sprach zum Voraus seine Freude aus über die vielen vergnügten Stunden, welche sie mit einander zubringen würden, und was das Beste von allem war, er wußte zufällig, wo die alte Landrichterin und ihre Fräulein Tochter wohnten. Die Majorin lächelte ein wenig bei dem Gedanken, daß sie selbst und Sabine in dem gleichen Jahre geboren waren, sie überlegte, wie glücklich doch die Frauen seien, wenn das Kapitel Alter auf's Tapet komme, sie war sehr vergnügt, daß Kapitäns Ruterfeldts Besuch weit kürzer ausfiel, als sie sich in ihrer ländlichen Gewohnheit an lange Besuche vorgestellt hatte, und endlich fuhr sie ab zur Tante und Cousine. Diese empfingen sie in ihrem Morgenneglige, welches alles war, nur nicht schön, geschmackvoll und reizend, und die Wohnung der Tante erschien bei der Tageshelle noch weit grauer und unbehaglicher als bei der spärlichen Talgbeleuchtung.

Die Majorin dankte für die gestrige Bewirthung, und die Tante fand neue Gelegenheit zu einer Lobrede auf die Theesoupers; sie versicherte, daß der Assessor großes Gefallen an dem Major gefunden, und sagte voraus, daß die beiden

Männer gewiß recht gute Freunde werden müssen. (Die Majorin hatte ihre eigenen Gedanken von der Sache.) Die Tante fragte überdies, ob Cousine Schmidt Brett spiele, und Sabine beklagte die Majorin unendlich wegen ihres Mißgeschicks mit der Nähterin, das sie freilich beinahe voraus gesehen habe; sie versprach für eine andere zu sorgen, die weniger gesucht und zwar nicht ganz so geschickt, aber dennoch in ihrer Art ganz brav sei. Die Majorin dankte, und da sie ihr Hauptziel nicht aus dem Auge lassen, zugleich auch Sabine als ihre Begleiterin auf feine Art zur Eile ermahnen wollte, so sagte sie endlich: „Haben wir weit zu Folker?" denn die Begriffe Hüte, Hauben und Folker waren in ihrem Kopfe in Eins verwachsen.

„Zu Folker?" rief Sabine, indem sie vor ihrem Spiegel falsche Locken, Unterhäubchen und Hut zurecht machte; „Gott bewahre! Er wohnt ganz in Deiner eigenen Nachbarschaft; aber wir wollen nicht zu ihm fahren. Er ist so entsetzlich theuer, und doch sind seine Waaren um kein Haar besser als die von vielen andern Leuten. Nein, wir haben in der Westerlangstraße eine kleine Modehändlerin, welche für mich und Mama alles macht, einen äußerst gebildeten Geschmack besitzt, und überdies ein recht hübsches, gesetztes und artiges Dämchen ist, eine angenehme Unterhaltung zu führen weiß und sehr gute Vorräthe hat."

Die Majorin widersprach ihrer Cousine nicht, sondern glaubte ihr blind. Sie fuhren ab und hielten endlich vor einem kleinen Duodezputzladen still, sehr abgelegen in der unanmuthigen Westerlangstraße. Sandgren, in neuen gelben Handschuhen, öffnete zuerst den Schlag, sodann die Ladenthüre, und die Jungfern drinnen waren ganz verblüfft, denn ihre gewöhnlichen Kunden waren zum größten Theil Fußgängerinnen, denn auch Fräulein Sabine, eine der Vornehmsten, war unseres Wissens niemals zu Wagen gekommen. Die Putzkünstlerin knixte einmal um's andere hinter ihrem Tisch, und Sabine sagte:

„Jetzt bringe ich Ihnen einmal einen guten Kunden, es ist meine Cousine vom Lande, die einen Winterhut, mehrere Hauben und noch allerlei dergleichen Dinge haben will."

Die Modistin knixte noch tiefer und äußerte die Hoffnung, zur Zufriedenheit aufwarten zu können.

Die Majorin stand da und sah sich mit Blicken so trüb wie ein Novemberhimmel in der kleinen Bude um, denn die Hauben- und Huterexemplare, die sie hier sah, schienen ihr den vielgepriesenen guten Geschmack dieser Künstlerin ganz und gar nicht zu entsprechen. Aber sie mußte sich in die Umstände fügen und durfte nicht ihren eigenen Willen obwalten lassen. Sie begann daher anzuprobiren: „Ach, der ist zu eng! Nein, der ist gar zu dünn! O weh, der sticht mich in die Ohren! Nein, in diesem sehe ich gar zu komisch aus!"

So ungefähr äußerte sich die Majorin über die Hüte, und die Putzmacherin sagte: „Es sollte mir doch sehr leid thun, wenn keiner Ihren Wünschen entspräche."

„Die meisten eleganten Damen haben doch, wie ich aus meinen Fenstern sah, Sammthüte mit Federn, oder nicht?" wagte die Majorin endlich zu bemerken.

„Allerdings," antwortete die Putzmacherin und Sabine im Duett; „aber die Sammthüte kommen viel theurer zu stehen als die Seidenhüte; wenn jedoch Euer Gnaden einen Sammthut wünschen, so kann er morgen bei Zeiten fertig sein." (Letzteres sang die Putzmacherin Solo).

Jetzt tröstete sich die Majorin ein wenig, probirte noch eine Menge Hutformen, entschied sich für eine, und sagte, sie wünsche einen kornblumenblauen Seidesammthut mit schönen, leichten, weißen Federn. Sofort begann sie die Hauben zu wählen. Diese gefielen ihr etwas besser als die Hüte; doch wünschte sie auch an ihnen da und dort kleine Veränderungen, denn die Majorin hatte, obschon sie vom Lande war, einen ganz guten Geschmack, und wenn sie auch im Augenblick nicht wußte, was die allerneuste Mode verlangte, so konnte sie doch sehr gut beur-

theilen, was veraltet, häßlich und geschmacklos war. Sofort besah sie sich Krägen, Spitzen, Bänder, Handschuhe und Manschetten. Die Putzmacherin hatte von allem etwas; Sabine wußte Waaren und Preise nicht genug zu loben, und die gute Majorin kaufte Verschiedenes ohne einen Heller abzuziehen. Sabine pries einen Kragen und ein Paar braune Handschuhe mit solcher Begeisterung, daß die Majorin sich veranlaßt sah, ihr ein Geschenk damit zu machen, und Sabine war darüber so erfreut, daß sie stehenden Fußes mitten im Laden ihre Cousine küßte; auch die Putzmacherin war so vergnügt, sie plauderte so viel und schnauzte eine Magd, die ein Paar Ellen Band kaufen wollte, so entsetzlich an, blickte so finster gegen eine kleine Jungfer, die etwas Seide begehrte, und sagte zu einem Dalekarlier geradezu, daß sie keine Waaren habe wie er sie brauche. Ach, der Mensch ist sich immer gleich, im Putzladen wie im fürstlichen Gemach. Was kümmert man sich um Planeten, wenn eine Sonne am Firmament steht. Und diese nämlichen drei Kunden, die jetzt so kurz und so mürrisch abgespeist wurden, hatten sonst immer die allerfreundlichsten und zuvorkommendsten Antworten erhalten von dieser Putzmacherin, welche jetzt die gnädigste Herrschaft selbst bis an den Wagen begleitete und unter tiefen Bücklingen Hut, Hauben, Rechnungen und Alles bis auf den andern Morgen um zehn Uhr versprach; sodann sah sie sich um, was wohl das Personal der Nachbarbude davon denken werde, daß ein Miethwagen mit einem Livree-Bedienten eine ganze Stunde vor ihrer Thüre gestanden, und vergnügter als je ging sie an ihren Tisch zurück, obschon sie wußte, daß sie jetzt nichts mehr fordern durfte für der Frau Landrichterin Winterhut, welchen sie jetzt zum dritten Mal gewendet, und für Fräulein Sabinens Hut, welcher gewaschen und an allen Orten ausgebessert werden sollte. Nein, nein, dachte die Putzhändlerin, man thut nichts umsonst; wenn Fräulein Sabine mir einen solchen Kunden verschafft, so muß ich mich auch dankbar beweisen und thun, was ich kann. Und dies war unseres

Erachtens ein recht schöner Gedanke von der kleinen armen Putzmacherin, welche sich und eine alte blinde Mutter blos von ihrer Arbeit und ihrer kleinen Industrie ernährte. Aber ein garstiger Gedanke war es von Fräulein Sabine, daß sie kurz darauf dem armen Mädchen ein Paar Manschetten um zwölf Schillinge und eine Eau de Cologneflasche um sechszehn Schillinge abnöthigte, wobei die Putzmacherin mit einem betrübten Lächeln blos sagte: „Nun, es mag wohl geschehen, weil Sie mir den guten Kunden vom Lande verschafft haben."

Die Majorin und Fräulein Sabine setzten ihre Fahrten in dem Miethwagen fort und erstere erklärte kurz und gut, sie wolle sich einen fertigen Mantel kaufen, sie sei es müde, aus Mangel an diesem Kleidungsstück zu Hause zu bleiben; auch wolle sie sich nicht von den unzuverläßigen Versprechungen naseweiser und fauler Nähterinnen abhängig machen; Sabine, welche bereits auf die Mantelnäherin ihrer Cousine einen Plan ausgeheckt, sah sich daher genöthigt, mit ihr in einen der vornehmsten Läden zu gehen, mußte zusehen wie sie einen sehr schönen Wintermantel kaufte, und ohne alle Umstände hundertfünfzig Reichsthaler Banco dafür bezahlte. Sabine seufzte ein wenig, sagte aber leise zu dem Herrn des Ladens: „Sie haben eine Art kleiner Shawle, welche mir sehr gut gefällt. Ich werde dieser Tage einmal kommen und einen solchen holen. Hoffentlich halten Sie mich recht wohlfeil, da ich meine Cousine vom Lande hieher geführt und ihr gerathen habe, einen Mantel von Ihnen zu kaufen. Sie wird wahrscheinlich ein sehr guter Kunde werden, denn sie will Seidenzeuge zu mehreren Kleidern und noch vieles Andere kaufen."

„Oh gewiß, meine Gnädigste, über den Preis des Shawls werden wir nicht uneinig werden, und ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie an mich gedacht haben," sagte der Kaufmann, und inzwischen hatte die Majorin mehrere Seidenzeuge besehen und auf den Rath Sabinens, die gleichfalls ein neues schwarzseidenes Kleid brauchte und

deßhalb alles lobte, kaufte sie den Zeug zu mehreren Kleidern, dazu noch einen recht kostbaren Shawl, und bezahlte alles baar. Als sie daher weiter fahren wollte, verbeugte sich der Kaufmann so eifrig, daß seine Locken flogen, hüpfte mit einem einzigen Sprunge à la Taglioni über seinen Tisch weg, um für seinen Bedienten das Paket zurecht zu machen, und würdigte seine andern Kunden, welche dastanden und an Wollenmousselin, baumwollenen Tüchern und andern einfachen Waaren herumtasteten, nicht eines einzigen Blicks. Aber nachdem er zur Majorin und zu Fräulein Sabine sieben Mal seinen unterthänigsten Diener gesagt und dieselben abfahren gesehen, da wandte er sich zu seinen andern Kunden zurück und versicherte sie auf Ehre und Seligkeit, daß es eine bessere Qualität Wollmousselin und elegantere, gentilere, modischere Shawle für acht Reichsthaler in der ganzen erschaffenen Welt, auf und über der Erde nicht gebe. Die Leute kauften mit gläubigem Muthe, und der Kaufmann verneigte sich höflich, aber nicht so, daß seine Locken in Unordnung kamen; verbindlich und graziös überreichte er das mit Schnüren wohl verwahrte Paket den Käufern, aber er hüpfte nicht über seinen Tisch weg, sondern blieb klug und weise hinter demselben stehen.

Die Majorin war inzwischen hochvergnügt, lud in ihrem Freudenrausch über die bevorstehende Befreiung aus ihrem Civilarrest Sabine zum Mittagessen, und fand jetzt, daß das Theesouper von gestern Abend der Eßlust ihrer Cousine keinen Eintrag gethan hatte, denn sie verzehrte die im Fett schwimmende Wirthshauskost mit solchem Apetit, daß die Majorin sie wirklich darum beneidete. Der Major war heiter und munter; es wurde beschlossen, am morgenden Tag, wenn die Majorin Hut und Hauben hätte, in's Theater zu gehen und die Nachtwandlerin zu sehen, und Sabine begab sich unendlich leichten Muthes nach Hause, denn eine so gute Milchkuh wie die Majorin hatte sie noch nicht gehabt. Sie war wie verjüngt und wußte unendlich viel Angenehmes ihrer Frau Mama zu

erzählen, welche selbst, bei Allem was sie that und unternahm, immer darauf dachte, ein Paar Batzen, wenn auch nicht zu gewinnen, doch wenigstens zu ersparen.

„Ist unser alter Ruterfeldt den Vormittag hier gewesen?" fragte der Major seine Frau als Sabine gegangen war.

„Ja, er kam als ich eben ausfahren wollte," antwortete die Majorin.

„Du warst doch recht freundlich gegen ihn?" fragte der Major weiter, denn eine Ahnung schien ihm zu sagen, daß seine Frau am Bruder Ruterfeldt kein sonderliches Gefallen finde.

„Oh gewiß," antwortete die Frau lachend, „ich werde doch nicht so dumm gewesen sein, ihn scheel anzusehen, denn sonst könnte er ja glauben, Du habest Dich bei mir beklagt, daß er Dir all Dein Geld im Whist abnehme."

„All mein Geld!" wiederholte der Major mit halbem Lachen. „Nein, beim Teufel, das soll er wohl bleiben lassen; aber verdammt Glück hat er doch, das muß ich zugestehen. Apropos, er kommt heute Abend hieher mit einem Baron A. und einem Kammerjunker O., beide äußerst angenehme Leute, die Dir gewiß sehr gefallen werden."

„Mir gefallen werden! Ach, das verstehen die Herrn nie," murmelte die Majorin, aber sie befand sich an diesem Tag bei außerordentlich guter Laune und war wie immer eine gute, freundliche Wirthin, als am Abend Kapitän Ruterfeldt sammt den beiden unendlich angenehmen Herrn kam, um mit dem Major ein kleines Whist zu spielen, das bis zwölf Uhr dauerte.

Die Majorin war ganz schläfrig, wurde aber wieder etwas munter, als ihr Mann, nachdem die Herrn sich verabschiedet hatten, zu ihr sagte:

„Das hat doch der Teufel gesehen, daß ich bei einem so niedrigen Spiel vierzig Reichsthaler verlieren kann."

„Großer Gott!" dachte die Majorin, war aber zu schläfrig, um noch mehr zu denken.

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde Sandgren zu der Putzmacherin in der Westerlangstraße abgesandt, kam aber zurück mit dem Bescheid, daß um zwölf Uhr alles fertig sein solle, und um ein Uhr endlich erschien die Schachtel mit dem Hut, den Hauben, den Krägen und — der Rechnung. Diese war übertrieben theuer, und der Majorin wurde es ganz lau um die Ohren, nicht blos von ihrem schweren, warmen, nicht mittelblauen, sondern dunkelblauen und doch nicht ganz passenden Sammthut, sondern auch von dem Umstand, daß derselbe sammt den Federn und übrigem Zubehör vierzig Reichsthaler kostete.

Aber — dachte sie — geschehen ist geschehen, und so sei es denn! Damit setzte sie ihren Hut auf, legte ihren Mantel um und ging zum ersten Mal auf eigene Faust aus, um einen kleinen Vormittagsbesuch abzustatten bei ihrer wahren Freundin, der so liebenswürdigen Frau E. oder Adelaide, einer Bekanntschaft, welche sie schon vor mehreren Jahren in Gustavsberg gemacht, und die seitdem etliche Male im Sommer aufgefrischt worden war, theils im Bad, theils in Oliventhal, wo Frau E. und ihr Mann sich einige Male auf ihren Hin- und Herreisen in das Bad und aus demselben ein Paar Tage aufgehalten hatten. Die Majorin hielt sehr große Stücke auf sie, war in allen Dingen mit ihr einverstanden, betrachtete sie als ein Ideal von Liebenswürdigkeit, Anmuth, gutem Geschmack, gutem Ton, Takt u. s. w., ohne sie jedoch äffisch nachzuahmen, denn dafür besaß sie zu viel Verstand und Urtheilskraft, nahm sie Frau E. zu ihrem Muster. Sie sehnte sich ungemein, diese Freundin wieder zu sehen, und sie hatte in ihrer Herzensgüte bereits den kleinen Umstand vergessen, daß Frau E. sie nicht durch ihren Mann willkommen geheißen hatte oder selbst erschienen war, um sie zu begrüßen.

Sandgren kannte sich in den Straßen bereits aus, und gefolgt von ihm trat sie ihren Gang an. Frau E.

wohnte in der Königinstraße, eine Treppe hoch, komfortabel in allen Stücken. Man klingelte, ein Bedienter kam heraus, aber auf die Frage, ob Frau E. zu Hause sei, antwortete er: Ja, aber ich weiß wirklich nicht, ob heute empfangen wird, ich glaube kaum."

„Gehen Sie hinein und melden Sie einen Gruß von der Majorin Schmidt," sagte unsere gute Frau etwas ungeduldig, denn ihr Herz hüpfte bei dem Gedanken, diese geliebte und liebenswürdige Freundin wieder zu sehen.

Sie täuschte sich auch nicht in der Erwartung eines herzlichen Empfangs; Frau E. kam selbst ihr entgegengeflogen, umarmte sie und führte sie mit allen Zeichen großer Freude durch mehrere schöne, höchst geschmackvoll geordnete, warme und angenehme Zimmer nach einem kleinen Eckzimmer oder Kabinet, wo die Wirthin sich gewöhnlich aufzuhalten schien. Hier hieß sie unsere gute, fröhliche und glückliche Majorin auf dem Sopha Platz nehmen, setzte sich selbst in einen großen Emma und begann zu schwatzen und zu fragen, so daß die Majorin blos zu antworten hatte. Schon waren alle den beiden Damen bekannte Badgäste aus den letzten Jahren durchgesprochen, man hatte allerlei auszusetzen gewußt, hatte über verschiedene Dinge gelacht, und wohl fünfzig Mal hatte es geheißen: „Liebe, gute Adelaide! Beste Karoline!"

Aber jetzt entstand eine kleine Pause, während welcher die Majorin sich ein wenig umschaute und die elegante Anordnung bewunderte; auf dem Tisch vor dem Sopha erblickte sie eine höchst geschmackvolle und halbfertige Tapisseriearbeit und lobte sie, was Frau E. jedoch blos mit einem verbindlichen Lächeln beantwortete; sie rühmte auch Frau E—s unendlich schöne Morgentracht, bestehend aus einem weißen Musselinkleid mit feinen Stickereien, und zusammengehalten mit bunten, phantastischen Bändern, welche dem Ganzen ein höchst idealisches Aussehen verliehen. Frau E. lächelte auch hiezu und glaubte, ein gleichfalls Etwas rühmen zu müssen; sie begann daher mit dem Mantel und fragte zugleich, ob er nicht da oder dort gekauft worden

sei, denn sie meinte sich zu erinnern, daß sie einen solchen Mantel schon gesehen habe.

„Recht schön, sehr geschmackvoll und **comme il faut,**" sagte Frau E., welche außer diesen und einigen andern unübersetzbaren Ausdrücken niemals Französisch in ihr Schwedisch mischte, denn dazu war sie zu sehr **comme il faut.**

Als ihre Freundin den Mantel rühmte und man folglich auf das Kapitel der Toilette kam, nahm sich die Majorin den Muth zu fragen, was Frau E. von ihrem Hut halte, und ob derselbe nicht gut genug zu einem Promenadehut sei.

„Ja gewiß," antwortete Frau E., „hier kann man alles haben, alles brauchen, was man will, und dein Hut ist dafür, daß er in der Provinz gemacht worden ist, folglich nicht der allerneusten Mode entsprechen kann, recht hübsch; doch was bedeutet das, wenn er nur frisch und neu aussieht, und das muß man wirklich sowohl von dem Hut als von den Federn rühmen."

„Ja, das glaube ich wohl," sagte die Majorin mit einem etwas schmerzlichen Lächeln, denn sie ahnte bereits, daß Sabinens Putzmacherin in der Westerlangstraße kein Prachtexemplar von Modistin sei. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn er frisch aussieht, denn ich habe ihn so eben neu erhalten."

„Ist er hier in Stockholm gemacht worden?" fragte Frau E. erstaunt.

„Ja, allerdings."

„Und wo denn in aller Welt?"

„Bei einer Putzmacherin in der Wester . . . . oder Oesterlangstraße, glaube ich."

„Ja, mein Gott!" rief Frau E. lachend, „dann ist es kein Wunder, wenn er so aussieht. Warum in aller Welt kaufest Du nicht einen Hut bei Folker? Dort bekommt man immer etwas Schönes. Du mußt Dir nothwendig einen andern anschaffen und kannst diesen da zum

Kirchenhut auf dem Lande nehmen oder Deiner Hausjungfer verehren."

„Aber Folker soll ja so theuer sein und doch keine bessere Waare liefern als die Andern."

„Wer sagt das? So können blos Leute schwatzen, welche die Sache nicht verstehen. Ich will Dir einmal einen Hut zeigen, den ich vorgestern bei Folker kaufte (hier klingelte Frau E.), und ich bin überzeugt, daß er nicht viel mehr kostete als der Deinige. Was sagst Du? Vierzig Reichsthaler für diesen Hut! Ist das Weibsbild verrückt?"

Die Zofe kam und erhielt den Auftrag, den neuen, grauen Sammthut zu bringen, und nun kam das allergeschmackvollste Dingchen zum Vorschein, ein grauer Hut, graue Federn, graue Atlasschnüre, nebst einem leichten, luftigen Futter; der schwere, dunkelblaue Hut der Majorin mit seiner dicken, festen, weißen Feder sah dagegen aus wie ein Zuckerhut, welchem man die oberste Schichte seines blauen Papierdeckels abgenommen hat. Und dieser Hut der Frau E. hatte blos vierunddreißig Reichsthaler gekostet! Die Majorin seufzte schwer, als sie an ihre Hauben und all die andern Dinge dachte, die sie vor wenigen Augenblicken noch mit so vieler Freude und unter Katharinens ununterbrochener Bewunderung aus der Schachtel genommen hatte. Sie wurde der Sache so überdrüssig, daß sie das Modegespräch schnell abbrach und rief:

„Nun, liebe Adelaide, jetzt darf ich wohl auch Deine kleine Olga sehen, von der Du mir so viel erzählt hast?"

Frau E. klingelte wieder, und nun erhielt die Zofe Befehl, das kleine Fräulein hereinzuschicken, und das kleine Fräulein kam und war so allerliebst, so artig, so zierlich und hübsch, daß Frau Karoline ganz in Entzücken gerieth und ihr beinahe die Thränen in die Augen traten, weil sie nicht auch so ein Püppchen hatte, an dem sie sich erfreuen konnte. Während nun die gute Majorin mit der kleinen Olga plaudert und sie um ihre Puppe und ihre Beschäf-

tigungen fragt, sagte Frau E.: „Verzeih!“ und eilt, leicht und anmuthsvoll, wie sie alles thut, hinaus. Bei ihrer Hausjungfer angekommen, nimmt sie eine etwas verdrießliche Miene an und sagt hastig und halb unwillig zu ihr:

„Schicken Sie sogleich eingemachte Früchte und Backwerk nebst einem süßen Weine hinein, aber so schnell als möglich. „Ja, ja, blicken Sie nicht so verwundert drein, als wären Sie aus den Wolken gefallen,“ fügte sie lachend hinzu. „Sie müssen wissen, daß ich Landbewohner zu Gästen habe, und diese essen den ganzen Tag; sie wollen durchaus mit irgend etwas gefüttert werden, sonst ist es ihnen nicht wohl und man bekommt sie nie mehr vom Halse.“

Damit hüpfte Frau E. wieder hinein, man begann von Neuem wieder zu plaudern, und die gute Majorin, welche gänzlich vergaß, daß sie einen Stadtbesuch machte, der niemals eine halbe Stunde überschreiten darf, traf ganz und gar keine Anstalten zum Aufbruch. Als nun der Bediente mit seinem Teller hereinkam und der fremden Dame etwas anbot, sagte Frau E., ihren schönen Kopf ein wenig schüttelnd:

„Ach, meine Hausjungfer hat wohl nicht bedacht, als sie eingemachte Brombeeren nahm, daß dies für Dich als Südermannländerin keine Seltenheit ist. Sie hätte Himbeeren nehmen müssen.“

„Ei, kann man hier oben auch Brombeeren haben?“ fragte die Majorin und versicherte, daß sie dieselben sehr gern esse.

„Ja, aber sonst nichts, außer von Gothenburg,“ antwortete Frau E.; „aber ich kaufe meine Vorräthe immer von einer Landrichterin F., mit der ich vor einigen Jahren bei Warberg bekannt wurde, und diese verschafft mir jedes Jahr einen prächtigen Krug sehr gut eingemachter Brombeeren; aber sie ist sehr theuer mit denselben, weil sie behauptet, sie müsse ihre Waaren durch die Post beziehen. Ich bekam sie erst gestern.“

„Es war mir doch, als kenne ich meine Brombeeren

wieder," dachte die Majorin mit wohlverzeihlichem Verdruß, aber sie schwieg wie ein gutes Kind und ließ sich das delikate Mandelbackwerk mit den eingemachten Beeren sehr gut schmecken; dies Backwerk war das Erste, was sie seit ihrer Ankunft in Stockholm mit Apetit aß, denn es schmeckte weder nach Fett noch nach ranziger Butter.

„Nein, bewahre!" sagte Frau E., als der Bediente auch ihr anbot; aber die kleine Olga nahm sich eine große Portion, und der Bediente ging mit Zurücklassung des Tellers auf dem Tisch, denn es klingelte im Vorzimmer.

In demselben Augenblick hörte man wunderliche, sehr laute Stimmen in den angrenzenden Zimmern. Frau E. lauschte einen Augenblick, dann aber rief sie:

„Gott im Himmel, was ist das? Frau von Krollen und der Baron von St. Ange! Wie in aller Welt soll ich diesen abscheulichen Teller wegschaffen?"

Damit riß sie ohne Erbarmen den Dessertteller ihrer kleinen Olga weg und hätte vielleicht der Majorin dasselbe gethan, wenn nicht diese den ihrigen mit einem halbgegessenen Zimmetsterne darauf weggestoßen hätte, worauf Frau E. den Teller nahm und schnell in ein Zimmer neben dem Kabinet trug.

Bis Frau E. zurückkam, waren die Gäste in's Kabinet getreten, und nun erfolgte eine lustige Scene, ein Gelächter, Geplauder und Gescherze, ein fröhlicher Austausch von Witzworten und schwankhaften Einfällen, und alles dies in einem Französisch, bei welchem blos einige englische Worte und Ausdrücke mit unterliefen.

Die Majorin stand ganz verblüfft da. Sie glaubte gut Französisch zu verstehen, denn sie konnte jedes französische Buch so gut lesen wie ein schwedisches, sogar die Erzeugnisse der neuen, etwas schwer verständlichen französischen Literatur. Sie konnte ganz geläufig und fehlerfrei einen französischen Brief schreiben, wenn es nöthig war, und sie hatte in ihrer ersten Kindheit und Jugend viel Französisch gesprochen, aber jetzt stand sie da und verstand beinahe nichts, als daß die ausländische Dame und ihr

Begleiter zu Frau E. geladen waren, aber nicht kommen konnten; daß sie deßhalb au désespoir, dans des transes waren, und nun selbst erschienen, um dies Alles zu erzählen. So viel, mehr aber beinahe nicht, verstand die Majorin von diesem lebhaften, sogar überlauten Gespräche, das jetzt sitzend weiter geführt wurde, während die Majorin ihren Platz auf dem Sopha verlassen und sich in ein Fenster zurückgezogen hatte, wo sie mit der kleinen Olga plauderte, um ihre Verlegenheit und das unbehagliche Bewußtsein ihrer Ueberflüssigkeit zu verbergen, was sie inzwischen sehr leicht hätte vermeiden können, wenn sie nur bei Ankunft der neuen Gäste ihres Wegs gegangen wäre; aber hiefür war sie noch viel zu ländlich. Auf der andern Seite machte es ihr Freude, diese sonderbaren Leute zu sehen; sie wollte daher weder von noch vor ihnen Abschied nehmen, sondern blieb, setzte sich wieder und schwitzte schrecklich in ihrem warmen Mantel, der ihr minder gut sitzendes Kleid verdecken sollte, so wie in ihrem steifen, schweren Hut, welcher neben andern Vorzügen auch den besaß, daß er fest, unbiegsam war wie eine Mauer von grauen Steinen.

Die fremde Dame war weder jung noch schön, und auch nicht eigentlich geschmackvoll gekleidet; aber sie war phantastisch und glich nichts von Allem, was die Majorin bisher gesehen hatte. Ihr Haar trug sie wie kein Mensch außer ihr; der Hut mit seinem Schleier und Bandwerk glich einer Fregatte mit vollen Segeln, und der Hut der Majorin sah gegen den ihrigen aus wie ein Dampfboot mit Schornstein, Rauch und Allem; ihr Bischofsmäntelchen hatte einen ganz eigenthümlichen Schnitt und wurde ganz eigenthümlich getragen; die Aermel ihres Kleides huldigten nicht der neusten Mode und waren auf eine ganz erstaunlich neue Art garnirt. Um ihre Toilette zu vervollständigen, muß man noch gestickte Handschuhe, gestickte Stiefelchen erwähnen, und in der Hand ein Nastuch, ungleich allen andern Nastüchern und von nicht wohl zu berechnendem Werthe. Ihr Ton und ihre Manieren verriethen eine Frau, welche alles gesehen hat, überall gewesen ist,

alles kennt und von keiner Schüchternheit oder Scheu weiß. Sie warf mit witzigen und beißenden Einfällen um sich, mit zahlreichen Anspielungen auf alles, nicht blos auf die kleinen Angelegenheiten, welche in der ziemlich magern Chronik Stockholms abgehandelt werden, sondern mit Beziehungen auf ganz Europa und namentlich auf alle Höfe. Ihr Begleiter dagegen, ein französischer Gesandtschafts-attaché, glich mehr andern Menschen als sich selbst, denn er hatte ganz und gar nichts Originelles oder Eigenthümliches an sich, schien aber zu jenen sichern Seglern auf dem schäumenden Meere der großen Welt zu gehören, welche zum Voraus alle Klippen und Scheeren kennen, deßhalb auch niemals an solchen auffahren.

Die Majorin konnte ihre Augen nicht von dem absonderlichen Paare verwenden und dachte unwillkürlich an die Gräfin Hahn-Hahn und deren Begleiter, an welchen sie so oft ihre Worte und Gedanken richtete, daß man ihn ihren Dativ nannte. Die Majorin that zwar, als plaudere sie mit der kleinen Olga, allein sie hörte begierig auf ein Gespräch, von welchem sie gleichwohl nicht den zehnten Theil verstand.

Frau E. verläugnete sich keineswegs als freundliche und aufmerksame Wirthin, denn trotz ihrer eifrigen Unterhaltung mit den neuen Gästen, vergaß sie den ersten nicht, sondern nickte dann und wann freundlich der Majorin zu und sagte ein Paar Mal: „Hier hat meine Olga wahrhaftig eine gute Freundin gefunden." Aber sie wagte es nicht, die Majorin in das weltumsegelnde Gespräch hineinzuziehen, weil sie nicht wußte, wie sie sich in demselben zurecht finden würde.

Zu den Fragen, welche die Majorin an die kleine Olga richtete, gehörte auch die, ob sie oft in's Theater gehe.

„Ach, nicht so oft," antwortete die Kleine, „aber heute erhalten ich und Amenaide (ihre Gouvernante) die Abonnementsbillette von Papa und Mama, um die Nachtwandlerin zu sehen; hernach ist hier großes Souper."

Ein wunderliches Gefühl beschlich die Majorin. Aber

jetzt brachen die ausländischen Gäste auf, und ihr Verschwinden ging eben so rasch von Statten wie ihr Auftreten. Der Zeiger deutete jetzt auf fünf Minuten über halb drei Uhr, und die Majorin erhob sich gleichfalls, um zu gehen, doch wünschte sie zuvor einige Aufschlüsse über diese sonderbaren Leute zu erhalten, und da Frau E. dies merkte, so sagte sie schnell und in einem Athemzug:

„Du hast da einen unserer vornehmsten Salonslöwen für diesen Winter gesehen. Ihr Mann ist Geschäftsträger bei der — — schen Gesandtschaft. Sie ist in der Welt umhergefahren, beinahe an allen Höfen gewesen und hat überall eigenthümliche Erinnerungen zurückgelassen; denn ihr Ruf ist höchst zweideutig und sie führt mitunter Stücke auf, woraus kein Mensch klug werden kann. Aber," fügte Frau E. mit einem ausdrucksvollen Lächeln und einem kleinen Zucken ihrer schönen Achseln hinzu, „sie ist eine Ausländerin, gehört einer ausgezeichneten Familie an, besitzt sehr viel Geist, ist kurzweilig und angenehm, mit Einem Wort, man reißt sich um sie in unseren Gesellschaften."

„Aber war sie auch nach der neuesten Mode gekleidet?" fragte die Majorin, die jetzt unter der Haube etwas wirr war von allen ihren Toilettengedanken, eine Epidemie, von welcher neuangekommene Landbewohner in der Hauptstadt leicht befallen werden.

„Ganz und gar nicht," antwortete Frau E. lächelnd. „Sie hat, wie manche Andere, ihre eigenen Moden und braucht manche Dinge blos, weil andere Leute sie nicht brauchen. Ueberdies gibt es im gegenwärtigen Augenblick keine eigentlichen Moden: man sucht etwas Geschmackvolles, Schönes, Distinguirtes zu finden, **voilà tout**," fügte Frau E. hinzu, welche den Mund so voll von Französisch hatte, daß noch einige Worte darin zurückgeblieben waren.

Jetzt endlich nahm die Majorin Abschied, und zwar einen so langen und umständlichen Abschied, wie ihn nur ein Landbewohner nehmen kann oder ein Mensch, der nach Ostindien zu reisen beabsichtigt. Frau E. begleitete sie durch alle Zimmer, drückte ihr die Hand und schloß mit

der Bitte, „sie ja nicht zu vergessen." Aber als die Majorin aus der Thüre war, hüpfte die elegante Wirthin im Galop durch alle ihre Zimmer und sagte für sich: „Gott sei Dank, das war ein Riesenbesuch."

Unsere Majorin hatte jetzt soviel zu denken, sie hatte so manche wunderliche Grille in ihren Kopf bekommen, und war nicht bei ganz guter Laune, obschon sie ihrem Mann auf seine Frage, ob sie sich bei ihrer Freundin E. gut unterhalten habe, zur Antwort gab:

„Ja, ganz vortrefflich."

„Bat sie Dich nicht zum Essen, da sich Dein Besuch so lange hinauszog?" fragte der Major.

„Nein, wie konnte sie das, da Du nicht dabei warst?"

„Zum Kuckuk, ich wäre leicht zu finden gewesen, wenn man nach mir geschickt hätte."

„Davon war allerdings nicht die Rede."

„Sie bat Dich, wohl bald wieder zu kommen?"

„Ja, sie bat mich, sie nicht zu vergessen, aber sie fragte, wo wir wohnen, und sagte, sie werde bald zu mir kommen."

„Ei, damit glauben die guten Stockholmer den Reisenden einen ungeheuren Dienst zu erweisen, als wenn es nicht weit freundlicher, artiger und angenehmer wäre, sie zu sich zu bitten," bemerkte der Major etwas verdrießlich.

Die Majorin antwortete nicht darauf. Sie dachte ungefähr ebenso wie ihr Mann, aber sie hatte doch eher Lust ihm zu widersprechen als Recht zu geben, deßhalb schlug sie einen Mittelweg ein, der oft der beste ist, nämlich sie schwieg.

Man könnte geneigt sein, sich zu verwundern über dieses Verhältniß, das zwischen liebenden Gatten und guten Freunden so oft eintritt, daß sie nämlich gleich denken und doch einander widersprechen; allein man darf nicht außer Acht lassen, daß die meisten Menschen eine dunkle Voraussicht aller Folgen einer Sache haben, daß sie gleichsam im Voraus empfinden, wie viel Uebel daraus entstände, wenn alle für oder gegen die gleiche Sache eiferten, nnd daß es

im Allgemeinen keinen widerlicheren Gesang gibt als einen vollkommen gleichstimmigen.

Alles, was die gute arme Majorin sah, alles, was sie bedachte, trug dazu bei, ihre schlechte Laune zu vermehren, obschon sie sorgfältig bemüht war, dieselbe vor ihrem Gatten geheim zu halten. Sie hatte vor ihrem Ausgehen am Vormittag alle ihre bei der Putzmacherin eingekauften Waaren auf dem Tisch und Sopha ausgebreitet, um sie ihrem Manne zu zeigen, und jetzt war sie mit allem zusammen unzufrieden, denn es erschien ihr garstig, schwerfällig, plump und geschmacklos, wie ihr Hut, vor welchem sie jetzt einen wahren gründlichen Abscheu hegte. Sie hatte nun beinahe kein Vergnügen, als ihr Mann, der in die Angelegenheiten der Damentoilette nur schlecht eingeweiht war, alles zusammen lobte und bei jedem einzelnen Stück: charmant! sagte, theils weil es ihm wirklich so vorkam, theils um dem Geschmack seiner Frau eine Huldigung darzubringen.

„Ach ja, es ist allerdings nicht übel," sagte die Majorin mit einem kleinen Seufzer und fügte dann hinzu:

„Lege es in die Schubladen dort, Katharine."

Ihr Mann machte nach dem Essen ein Schläfchen, und die Majorin wollte dasselbe thun, aber sie konnte nicht umhin, an das große Souper bei ihrer Freundin zu denken, welches ihr nur durch das kleine Mädchen verrathen worden war, und bei welchem ihre Freundin sie nicht haben wollte. Das Warum, das oft so peinlich räthselhaft vor uns liegt, nahm jetzt mannichfaltige Gestalten an, immer eine unangenehmer, ängstigender und kränkender als die andere.

Schlag sechs sollte der Wagen kommen, denn man hatte versprochen, Sabine in's Theater abzuholen und dann bei der Tante eine Tasse Thee zu trinken. So wenig dies dem Geschmack des Majors entsprach, so hatte er sich doch durch die Bitten seiner Frau bestimmen lassen, zuzusagen. Jetzt aber erschien dieser Besuch der Majorin selbst höchst peinlich, denn sie hatte wirklich ein Horn in der Seite,

wie man zu sagen pflegt, sowohl gegen die Tante als gegen die Cousine, und sie dachte verdrossen bei sich: „Da soll ich Brombeeren einmachen, soll mich auf der ganzen langen Reise mit dem Topfe quälen, damit die Lümpin sie dann verkauft und sich wohl bezahlen läßt, obschon sie jedes Jahr sagt, es sei dies ihr Lieblingseingemachtes, und zum Dank dafür verführt mich Sabine, elendes Zeug bei ihrer gepriesenen Putzmacherin zu kaufen, welche ich nie mehr sehen will. — Aber die Majorin schwieg und sagte ihrem Manne kein einziges Wort davon, denn die Verwandtschaft mit der Tante und Sabine kam von ihrer Seite her, und sie sah deutlich genug, daß ihr Mann auf beide nicht viel hielt, obschon er seiner Frau zu Liebe höflich gegen sie war. Endlich, als der Major erwacht, der Wagen gekommen war und die Majorin reisefertig dastand, machte sie gleichwohl ihrem Verdruß über allerlei Dinge ein wenig Luft und rief: „Ei, das sind doch die allerschlechtesten, elendesten Handschuhe, die ich je gesehen habe! Heute früh zerriß mir ein Paar in der Mitte, und jetzt bricht mir der Daumen auf. Nein, so viel habe ich wenigstens bei Adelaide gelernt, daß man die Handschuhe nirgends anders kaufen darf als bei Boivin oder Jaquemar, sie mögen kosten was sie wollen."

Und nun mußte Katharine ein drittes Paar holen, das gleichfalls in der Hand zerplatzte.

Als sie zur Tante kamen, sah es dort freundlicher aus als das erste Mal. Man hatte Thauwetter, und in diesem Fall ließ die Tante immer das vordere Zimmer heizen; da die sparsame Frau ferner wußte, daß der Besuch nicht lange währen sollte, so hatte sie ein Stearinlichtstümpchen angezündet, was dem Zimmer eine gewisse Heiterkeit gab, so weit ein Stearinlichtstümpchen solche gewähren kann. Sabine schwenkte sich in voller Parade, mit kurzen Aermeln und Armbändern an ihren magern Gelenken. Das Halstuch und der wollene Strumpf waren jetzt von dem Halse verwiesen, aber da ein Zugpflaster einen feuerrothen Ring daselbst zurückgelassen, so hatte Sabine ein rosarothes Tüch-

lein umgebunden. Auch der Thee mußte an einer andern Staude gewachsen sein als das letzte Mal, denn er schmeckte ziemlich gut, so daß der Major zwei Tassen trank; aber bei der zweiten sagte er:

„Jetzt, meine Herrschaften, müssen wir uns auf den Weg machen, denn es ist demnächst sieben Uhr."

„Wo haben Sie Plätze genommen, Vetter Schmidt?" fragte die Tante, um nur etwas zu fragen.

„Wir haben recht gute Plätze, sollte ich meinen," antwortete der Major; aber jetzt wandte Sabine heftig den Kopf und fragte:

„Wo denn, mein bester Vetter?"

„In der ersten Loge," antwortete der Major, „gab es keinen Platz mehr, und das Amphitheater war mir etwas zu saftig, da der Abend außer dem Miethwagen neun Reichsthaler kostet; ich bekam aber herrliche Plätze vorn in der zweiten Reihe."

Jetzt hätte man Sabine sehen sollen! Sie flog vom Theetisch auf, als hätte sie sich an Etwas verbrannt, und mit tragischer Verzweiflung, wie wenn ihre ganze Tugend auf dem Spiel stände, rief sie:

„In der zweiten Reihe! Himmlischer Gott, was haben Sie gedacht, Vetter!"

„Daß wir die Nachtwandlerin sehen wollen," meine gnädige Cousine," antwortete der Major trocken.

„Ja, aber in der zweiten Reihe, in der zweiten Reihe!" riefen Sabine und die Tante zugleich. „Das geht nicht an!"

„Sie wissen vielleicht nicht... Sie wissen vielleicht nicht..." und jetzt flüsterte die Tante dem Major etwas in's Ohr, und Sabine wandte aus eitel Verschämtheit ihr Gesicht ab, und die Majorin saß wie versteinert da vor Verwunderung *).

---

*) In dem königlichen Schauspielhaus oder der königlichen Oper sind fünf Logen oder Reihen übereinander; die zweite derselben wird vorzugsweise von den vornehmeren Personen von zweideutigem Rufe besucht. A. d. U.

„Ach, meine beste Tante, beruhigen Sie sich vollkommen," sagte der Major lachend, als er das geheimnißvolle Geflüster der Tante gehört hatte. „Kein Sterblicher wird Bäschen Sabine für ein solches Frauenzimmer halten, und was Karoline betrifft, so kennt Niemand sie, auch darf sie neben mir überall sitzen, wo es auch sein mag; nicht wahr, liebes Linchen?"

Damit stand der Major auf und ging auf Sabine zu, welche vor Entsetzen über den Gedanken, in der zweiten Loge zu sitzen, ganz verstummt dasaß.

„Nun, nun, meine liebe Cousine," sagte der Major, „erholen Sie sich von Ihrem Schreck und fassen Sie einen Entschluß: Wollen Sie mitgehen oder wollen Sie nicht mitgehen? Denn im letzteren Fall, wie auch im ersteren, müssen wir uns sogleich auf den Weg machen, wenn wir etwas von dem Theater sehen wollen."

„Ich muß Dir Etwas sagen, Sabine," sagte die Tante, ging mit ihrer verstummten Fräulein Tochter in das Schlafzimmer und zog die Thüre zu. Was sie miteinander sprachen, weiß man nicht so genau, aber gewiß ist, daß der Major halb stüsternd zu seiner Frau sagte:

„Hat man je solche Capricen gehört! Ich möchte doch wissen, wie dieser Platz Sabinen schaden könnte! Ich werde ganz rasend, und wenn sie nicht sogleich erscheint, so mag sie und die alte Hexe zum Teufel gehen."

„Lieber, guter, bester Wilhelm," bat die Majorin, „um Gotteswillen! Um alles in der Welt! mir zu liebe..."

Aber jetzt kamen die beiden Tugendheldinnen aus ihrer Schlafkammerberathung, und die Tante öffnete die Quelle ihrer Weisheit und stöhnte:

„Wir sind übereingekommen, daß in so guter Gesellschaft (das sollte ich wohl glauben, fiel der Major ein) es nichts bedeuten kann, wenn meine Sabine ein einziges Mal in der zweiten Reihe sitzt; aber im Allgemeinen, mein bester Vetter, werden Sie immer bei allen Gelegenheiten .."

„Ein andermal werde ich dankbar die Ehre haben, Ihren erfahrnen Rath anzuhören," unterbrach sie der Ma-

jor; „aber jetzt müssen wir aufbrechen, wenn wir für unser Geld etwas sehen wollen, und ich verpflichte mich, all den Schaden wieder gut zu machen, welchen Bäschen Sabine von ihrem Sitzen in der zweiten Loge nehmen kann."

Sabine sagte nichts, sondern setzte einen großen, garstigen Hut auf, zog ihn tief über das Gesicht und folgte den Andern; alle aber waren verstimmt und konnten sich jetzt nicht mehr viel Vergnügen von dem Besuch in der großen Oper versprechen, auf welchen die Majorin sich so sehr gefreut hatte.

Als sie die Treppe hinaufgingen und in die Loge traten, zitterte jedoch die Majorin in Folge eines unnennbaren Gefühls, das ganz angenehm gewesen wäre, hätte sie nicht die grämliche, sauertöpfische Sabine bei sich gehabt, denn diese war und blieb ihr ein Pfahl im Fleisch.

„Nein, ich danke! Ich will durchaus hinten sitzen," waren Sabinens allererste Worte, und die Majorin konnte sie mit allem Bitten nicht überreden, aber der Major machte endlich dem Handel ein Ende, als er bemerkte, daß man den edlen Wettstreit von den Nachbarlogen aus mit ansah.

„Ei, so laß ihr doch ihren Willen," sagte er, und damit trat er vor und setzte sich mit Nachdruck neben seine Frau, indem er Gott dankte, daß er seine gute, liebenswürdige Karoline neben sich hatte und nicht diese Satanssabine.

Des Majors Ungeduld war inzwischen einigermaßen unnöthig gewesen, denn die Ouvertüre war noch nicht ausgespielt, und da unsere drei Zuhörer sämmtlich nicht übermäßig musikalisch waren, so trösteten sie sich und verschmerzten gerne, was sie nicht gehört hatten.

Endlich ging der Vorhang auf, und nun war die Majorin Auge und Ohr, und hatte für nichts Anderes Sinn als für die Vorstellung, welche alle Saiten ihrer Seele in vollständiger Spanung erhielt. Mit der ganzen Aufmerksamkeit und fröhlichen Verwunderung eines Kindes folgte sie jeder Bewegung der Spielenden, und als der erste Akt zu Ende ging und der Vorhang wieder gefallen war, er-

griff sie ihres Gatten Hand, drückte sie liebevoll und sagte freundlich:

„Ach, wie hübsch das ist!"

Man darf sich über ihr Vergnügen um so weniger wundern, als sie bis jetzt noch nichts Anderes gesehen hatte, als die Meisterdarstellungen herumziehender Theaterbanden.

Aber mitten in ihrer Herzensfreude erinnerte sich die Majorin an Sabine, welche hinter ihr saß, und zwar vermuthlich mit Gefühlen der entgegengesetzten Art. Sie wandte sich schnell um, nickte ihrer Cousine fröhlich und freundlich zu und sagte:

„Wenn es Dir nur zum zehnten Theil so wohl gefällt wie mir! Aber Du sitzest da so schlecht, und ich bin Dir mit meinem Kopf gänzlich im Wege."

„Nein, bewahre!" antwortete Sabine, indem sie sich von Neuem zurückzog und dichter in ihren Hut und ihren Shawl einhüllte. „Ich kenne das Stück schon von früher und habe meine Freude blos an der Musik."

Die Geister der Musik waren nicht im Stande, Fräulein Sabinen vielen Genuß zu bereiten, aber die Majorin glaubte ihr blind und war froh, daß sie ihr nicht im Wege saß.

„Schau einmal hinab, so kannst Du die Königin, den Prinzen und die Prinzessin sehen," sagte der Major, und die Majorin befolgte sogleich seinen Rath; als sie die königlichen Personen ein Weilchen angeschaut, warf sie ihren Blick weiter umher und ließ ihre Augen auf einer Loge der ersten Reihe haften.

„Sieh doch," sagte sie schnell zu ihrem Mann, „dort sitzt ja Ihro Excellenz selbst. Wie vornehm sie den Kopf hält! Eben blickt sie hieher. Sieh nur, sieh nur, jetzt nimmt sie ihren Gucker und blickt mich an. Ich werde die Alte wohl grüßen müssen."

So sprechend machte die Majorin eine höfliche, demüthige Verbeugung mit dem Kopfe; aber die Dame, welcher dieselbe galt, wandte sich hastig ab und that, als ob sie den augenscheinlichen Gruß nicht bemerkte.

„Sie hat einen sehr steifen Nacken, die gnädige Gräfin," sagte der Major halb lachend. „Entweder kannte sie Dich nicht, oder ist sie böse, weil Du ihr noch keine Aufwartung machtest; ein dritter Fall läßt sich nicht denken. (Aber gerade dieser dritte Fall war eingetreten, und er betraf die verhaßte zweite Reihe). „Sie sah ganz erbittert aus, die gnädige Dame," fuhr der Major fort, „ganz so wie wenn sie manchmal in Gustavsberg oder Medevi unsere Equipage benutzen wollte, und ich mich stellte, als verstehe ich sie nicht."

„Ach ja," versetzte die Majorin, „sie wird wohl wieder gut werden, wenn ich zu ihr komme, und das will ich thun, sobald ich mein neues Kleid habe, denn diese Vormittagsbesuche im Mantel sind mir unausstehlich. Ich denke, die Trauben sollten etwas gewirkt haben, obschon die Leute thun, als wenn nichts geschehen wäre. Aber meinen kleinen schönen Korb, den will ich durchaus wieder...."

Jetzt ging der Vorhang von Neuem auf, und das Stück nahm die ganze Aufmerksamkeit der Majorin dermaßen in Anspruch, daß sie alle Excellenzen, alle sauren Gesichter, alle Trauben und Körbe in der Welt vergaß.

In einem andern Zwischenakt hatte die Majorin der kleinen Olga freundlich zugenickt, und da Frau Karoline eines jener guten, angenehmen Gesichter hatte, welche sich den Kindern sogleich einprägen, so hatte das kleine Mädchen vergnügt und freundlich den Gruß beantwortet; aber als die Gouvernante das sah, riß sie das Kind zurück und verbot ihr, noch einmal zur zweiten Reihe hinaufzublicken.

Die Majorin merkte das wohl, dachte sich aber nicht viel dabei. Sie war inzwischen unendlich vergnügt mit ihrem Abend, und nachdem der Plagegeist Sabine nach Hause gebracht worden, sagte sie zu ihrem Manne:

„Dank, mein guter, lieber Wilhelm, für dieses Vergnügen. Es ersetzt mir in reichem Maaß manche verdrießliche Stunde. Das Ding war sehr hübsch, und ich sitze ganz gern auf diesem Platz; wenn ich nur recht oft hinkommen kann!"

„Ja, weil Du ein kluges und vernünftiges Weib bist, das wohl einsehen kann, daß man eine Frau, die neben ihrem Manne sitzt, nicht mit einer Maitresse verwechselt. Aber Sabine ist ein wahrer..."

„Ach nein, sie ist doch recht brav," fiel die Majorin ein und legte ihre schöne Hand scherzend auf ihres Mannes Mund, „Du darfst nichts Böses von ihr sagen, denn sie hilft mir so unverdrossen bei diesen abscheulichen Nähmamsellen; sie hat mir endlich eine verschafft, welche neue Kleider macht, und eine Andere, welche Kleider ändert, und eine Dritte, welche die Nahten auftrennt." (Sabine wollte, in Parenthese gesagt, bei dieser Gelegenheit sich selbst ein schwarzes seidenes Kleid nähen lassen).

„Nun," sagte der Major lachend, „so soll ihr um dieser heiligen Dreizahl willen ihr unartiges Benehmen verziehen sein."

Es verhielt sich mit den drei Nähterinnen wirklich so wie die Majorin gesagt hatte, und so gut dies für die Garderobe derselben war, so schlimm war es für sie selbst, denn sie sah sich jetzt mehrere Tage gänzlich auf ihre Zimmer gefesselt. Bald kam die Eine, bald die Andere, um Etwas anzuprobiren, und während einer dieser Anprobirungen, wobei Sandgren strengen Befehl hatte zu sagen, die Majorin sei nicht zu Hause, geschah es, daß Frau E. erschien und ihre Karte abgab; die Majorin brach beinahe in Thränen aus als sie dies erfuhr, denn auf sie, auf diese Frau E., baute sie noch immer ihre ganze Hoffnung auf einiges Vergnügen im Gesellschaftsleben Stockholms.

Endlich war ein Theil der Kleider fertig, und Frau Karoline hatte sich Muth gefaßt, war selbst und allein zu Folker gewandert und hatte dort einen Hut gekauft, zwar keinen von den allergeschmackvollsten, aber doch „einen Hut von Folker," mit jenem unverkennbaren Gepräge von Leichtigkeit und Luftigkeit, welches einen solchen allen anderen so unähnlich macht. Sie bewahrte jetzt ihren „Zuckerdeckel" für nasse Tage auf, und begab sich mit

ihrem Folker'schen Hut auf den Weg, um Ihro Excellenz, der Frau Gräfin A. ihre Aufwartung zu machen.

Auf ihre Frage, ob die Frau Gräfin empfange, erhielt die Majorin eine bejahende Antwort, und der Bediente führte sie durch mehrere stattliche Zimmer in dasjenige, wo die alte Gräfin an ihrem Arbeitstische saß.

Langsam und mit fremder, verwunderter Miene richtete sich die Gräfin auf, und die Majorin sah sich in die leidige Nothwendigkeit versetzt, selbst zu sagen, wer sie sei.

„Ach ja, jetzt seh ich's," sagte die Gräfin, und drückte ihr freundlich die Hand. „Gott weiß, wo ich mein Gedächtniß hatte," fuhr sie fort, „ich sah wohl, daß es ein bekanntes Gesicht war, aber ich konnte nicht recht klug daraus werden. Willkommen, liebste Freundin, seien Sie mir herzlich willkommen! Was macht Ihr Mann, der Major? Ist er wohl auch hier in Stockholm? Wann kamen Sie in die Stadt? Wie gefällt Ihnen Stockholm? Waren Sie schon früher einmal hier, oder wie? Wo wohnen Sie, und wie lange gedenken Sie zu bleiben?"

Alle diese Fragen stellte die freundliche Gräfin in einem Athem, und folglich war es der Majorin unmöglich, mehr als die letzte zu beantworten; sie erzählte daher, daß sie und ihr Mann beschlossen haben, den ganzen Winter in der Hauptstadt zuzubringen, um den Landstaub ein wenig abzuschütteln.

„So," sagte die Gräfin, „so lange! Ei, das muß ich sagen! Können Sie sich wirklich entschließen, so lange von dem schönen, allerliebsten Oliventhal wegzubleiben! Nun das freut mich, denn ich hoffe, Sie auch manchmal zu Gesicht zu bekommen. Ei, sieh da, wie modisch und wie elegant! Ein sehr schöner Hut! Und ein allerliebstes Bischofsmäntelchen! Ja, ja, Sie brauchen freilich nicht darauf zu sehen, was es kostet. Nun, was haben Sie denn gesehen, liebe Freundin, seit Sie in der Stadt sind? Sie waren gewiß auch schon im Theater? Wie gefällt Ihnen unsere Lind?"

„Ach, sie singt gar zu schön, ich sah sie dieser Tage in der Nachtwandlerin."

„In der Nachtwandlerin!" wiederholte die Gräfin. „Also am Mittwoch! Ach, jetzt begreife ich . . . Doch nein, es ist nicht möglich . . . Saßen Sie nicht in der zweiten Reihe, liebe Freundin? Ein Frauenzimmer grüßte mich von dort, und ich konnte nicht begreifen, wer es war. Sie waren es doch nicht?"

„Oh ja," antwortete die Majorin etwas verlegen und begann zu ahnen, daß Sabine doch nicht so ganz Unrecht haben dürfte.

„Es war wirklich eine Bekannte, die mich grüßte," sagte die Gräfin, schwieg aber dann.

„Ja, ich hatte die Ehre, Sie zu grüßen," versetzte die Majorin nach einer kleinen Pause, „aber ich glaubte die Frau Gräfin kennen mich nicht."

„Nein, nein, ich kannte Sie auch nicht," erwiederte die Gräfin etwas verlegen.

Wiederum entstand eine Pause.

„Ach, meine gute, gnädige Gräfin," sagte die Majorin endlich, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie um Etwas zu fragen wage, was ich als Landbewohnerin wirklich nicht verstehe, und worüber Sie mich am allerbesten aufklären können: Ist es auf irgend eine Art unpassend und ungebührlich, im Opernhause in der zweiten Reihe zu sitzen, wenn der Mann dabei ist? Kann wohl Jemand etwas darüber sagen? Ist das möglich?"

Die Gräfin schwieg einen Augenblick; dann aber antwortete sie freundlich und, wie es schien, etwas geschmeichelt, daß man sie als Schiedsrichterin in dergleichen Dingen aufgerufen:

„Ja, meine liebe gute Frau Schmidt, da Sie mich geradezu fragen, so kann und darf ich Ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten, und diese geht dahin, daß man beinahe überall besser sitzt als in der zweiten Reihe. Reiche Leute,

wie Sie, brauchen ja ohnehin auf dergleichen Kleinigkeiten nicht zu sehen. Nein, gehen Sie nicht wieder in diese garstige zweite Reihe, sondern auf das obere Amphitheater und in die erste Reihe, in das Ochsenauge und sogar in die dritte Reihe; dort sind Plätze **comme il faut**, aber in dieser zweiten Reihe sitzen immer nur verdächtige Personen."

Die Majorin dankte der Gräfin aufrichtig und fügte hinzu: es sei dies sehr Schade, denn man höre und sehe auf diesem Platze recht gut; aber jetzt kam Seine Excellenz selbst, und damit die Majorin auch nicht bei ihm die Unbekannte spielen mußte, sagte die Gräfin sogleich:

„Sieh, lieber A., wir haben einen seltenen Gast! Die gute Frau Schmidt aus Oliventhal! Nicht wahr, ein sehr unerwarteter Besuch?"

„Ah, willkommen, meine Gnädige! Bestens willkommen! Tausend Dank für Ihre freundliche Bewirthung das letzte Mal! Immer gleich schön und reizend! Ihren Mann habe ich gesehen; er war so gut, mich ein Paar Mal aufzusuchen; aber da traf ich ihn auf der Straße und als ich hörte, daß Sie auch hier seien, beschloß ich, sogleich meine Aufwartung zu machen; allein ich wußte ja nicht, wo Sie wohnten."

Die Majorin dankte mit vielen Komplimenten und die Gräfin sagte:

„Ach, ich habe aus lauter Freude über den unerwarteten Besuch ganz vergessen, Ihnen für unsern höchst angenehmen Aufenthalt in Oliventhal im letzten Sommer noch einmal zu danken."

Und nun schwatzte man hin und her, und bald kam auch der Major, welcher seine Frau bei Ihro Excellenz abzuholen versprochen hatte; zuletzt, als man nicht mehr wußte, was man sprechen sollte, sagte Seine Excellenz selbst artig und freundlich:

„Tausend Dank, bester Herr Major, für die Rebsetzlinge, die ich aus Oliventhal erhielt. Sie ließen sich vortrefflich an, mein Gärtner lobt sie sehr und verspricht mir, daß ich bald von Ihnen prächtige Trauben bekommen

werde, welche unter allen Umständen die besten schwedischen Trauben sind, die ich je gegessen habe."

Der Major und die Majorin sahen einander an und konnten sich eines Lächelns nicht verwehren; endlich aber ergriff der Major das Wort:

„Euer Excellenz sind sehr gütig mir das zu sagen, und es freut mich ungemein, daß die Setzlinge sich so gut machen. Sie waren von all den drei Sorten, welche Karoline als Muster Ihnen zu überschicken die Ehre hatte"

Der Graf und die Gräfin schauten auf, sahen den Major und die Majorin, sodann einander selbst mit verwunderten Blicken an.

„Das Körbchen mit Trauben, das wir bei unserer Ankunft in die Stadt Ihnen zu überschicken die Ehre hatten, ist doch wohl richtig in Ihre Hände gekommen, gnädige Frau Gräfin?" fragte die Majorin, welche den Sachverhalt zu ahnen begann.

„Ein Korb! Und mit Trauben! Nein, meine gute Frau Majorin," antwortete die Gräfin den Kopf schüttelnd, „nein, davon ist mir nie etwas bekannt geworden."

„Ach, vielleicht haben es die gnädige Frau Gräfin bereits vergessen," sagte der Major mit einer etwas spöttischen Betonung, die indeß nur der guten Majorin auffiel, welche ganz verblüfft zu ihrem Manne aufsah.

„Vergessen!" wiederholten der Graf und die Gräfin zugleich, „nein, meine lieben Freunde! Solche Artigkeiten vergißt man nicht und man vergißt niemals, dafür zu danken." Damit klingelte die Gräfin heftig. Der Bediente kam herein und wurde jetzt befragt, wußte aber nichts; man schickte ihn hinaus um zu hören, ob eine andere Person etwas wisse, aber er kam bald zurück mit dem Bescheid, daß Niemanden das Mindeste von einem Korb oder Trauben bekannt sei.

„Er sagte doch, er habe den Korb einer großen, schwarzgekleideten Magd oder Hausjungfer übergeben!" bemerkte der Major halblaut gegen seine Frau.

„Ja, das ist wahr," antwortete die Majorin, „und überdies ist er selbst hier. Du könntest ja Sandgren fragen, Wilhelm; er ist draußen."

Der Major ging hinaus, und inzwischen klingelte die Gräfin ihrer Kammerjungfer, und befragte sie, aber eben so vergebens, obschon sie diejenige war, die nach der Meinung der Majorin und Katharinens den Korb empfangen hatte. Während die Kammerjungfer noch im Zimmer war, kam der Major halb lachend und halb ärgerlich zurück und erzählte, der dumme Sandgren sei richtig hieher gegangen, habe aber Ihro Gnaden — damit machte der Major eine Verbeugung gegen seine Frau — ersten Stock mit dem Erdgeschoß verwechselt, deßhalb den Korb dort gelassen und Danksagungen empfangen, obschon er ganz ausdrücklich Empfehlungen von Ihnen ausgerichtet.

Alle waren verwundert und Seine Excellenz sagte lachend:

„Nun, Herr Andersson bekommt mitunter auch Gelüste nach guten Trauben." Aber inzwischen sagte die Gräfin zu der Kammerjungfer:

„Jeanette geh' sogleich zu des Kämmerers hinab, und frage sie, ob sie in der vorigen Woche einen Korb mit prächtigen Trauben erhalten, und was sie damit gemacht haben."

Jeanette ging, und man sprach inzwischen theils scherzend, theils ernsthaft von nichts Anderem als von den unglücklichen Trauben.

Endlich kam Jeanette zurück, konnte aber vor Lachen kaum sprechen, und nun ergab es sich, daß des Kämmerers die Trauben empfangen und sich wohl hatten schmecken lassen; der Ueberbringer (Sandgren hatte zu dieser Expedition seine Livree nicht angezogen) habe einen Gruß von Herrn Schmidt ausgerichtet, und da der Kämmerer einen verheiratheten Seekapitän Namens Schmidt zum Bekannten habe, so haben sie geglaubt, das Geschenk komme von ihm.

Alle lachten laut auf, aber die Gräfin sagte endlich

voll Unmuth: „Nun, wo ist denn aber der Korb? Diesen werden doch des Kämmerers nicht sammt den Trauben aufgegessen haben."

„Ja," sagte Jeanette noch lauter lachend, „als sie bei dem Seekapitän fragten und Niemand darum wissen wollte, so glaubten sie, alles zusammen komme von unbekannter Hand, und eines der Mädchen hat den Korb mit Tapisserie ausgestickt, weil er so schön sei; sobald sie ihre Arbeit wieder aufgetrennt hat, wird der Korb sogleich heraufkommen."

Und nun hielt sich Seine Excellenz den Bauch vor Lachen, der Major und die Gräfin thaten beinahe dasselbe; die Majorin aber war so verdrießlich, daß sie kaum lachen konnte.

Aber eben jetzt wurde man durch einen entsetzlich vornehmen Besuch unterbrochen, eine andere weibliche Excellenz mit ihren Fräulein Töchtern. Die Majorin zog sich wieder weit von ihrem bisherigen Platz zurück, und nun begann eine Unterhaltung, welche zwar in reinem Schwedisch und weder so schnell noch so laut wie bei Frau E. geführt wurde, aber dennoch verstand die gute Majorin sehr wenig davon, denn es handelte sich von einem großen Souper, das stattgefunden, und einem großen Ball, der stattfinden sollte, und zwar alles in **la plus haute volée**; auch sprach man viel von dem ersten Dezember und all den Muthmaßungen darüber, denn man wußte noch nicht bestimmt, was zum Vorschein kommen sollte. Alles das waren Sachen, welche den gewöhnlichen Gedankenkreis der guten Majorin weit überschritten; aber sie blieb sitzen, hörte auf jedes Wörtchen und hätte das Nämliche sagen können wie ein gewisser Schneider vom Lande, der einmal in demselben Zimmer nähte, wo die jungen Herrn und Fräuleins W. von dem Hofsekretär Hjalm tanzen lernten. Der Schneider antwortete nämlich, als man ihn für seine Arbeit bezahlen wollte: „Nein, ich danke, ich begehre diesmal keinen Lohn, denn ich habe so viel profitirt." So saß auch die Majorin da und profitirte. Die Gräfin nickte

ihr freundlich zu und richtete von Zeit zu Zeit eine Frage an sie. Aber jetzt kam Jeannette feuerroth vor Lachlust mit dem Korbe herein. Die Majorin wurde aus Verlegenheit gleichfalls roth, aber der Graf und die Gräfin nahmen sogleich Veranlassung, unter verdoppelten Lachsalven ihren Gästen das quid pro quo zu erzählen.

Die Damen musterten den Korb, und die jungen Fräulein lachten sich halb krank, als sie die Stiche sahen, welche des Kämmerers Jungfern Töchter mit grüner und rother Seide in den Korb gemacht hatten. Die Anekdote machte mit manchen lustigen Zusätzen in ganz Stockholm die Runde, ohne daß man jedoch Herrn Schmidts anders bezeichnete als eine artige Herrschaft vom Lande.

Als der Major und die Majorin endlich ihres Wegs gingen, denn die Majorin hatte noch nicht begriffen, wie lang oder kurz ein Stadtbesuch sein darf, sagten der Graf und die Gräfin mehrere Male: „Vergessen Sie uns ja nicht!" und erkundigten sich nach ihrer Wohnung.

Auf der Straße sagte der Major:

„Daß diese Leute uns niemals auf eine gewisse Stunde einladen können und nichts wissen als ihr altes ewiges: Vergessen Sie uns nicht! Eine Redensart, deren ich bereits im höchsten Grade überdrüssig bin."

Die Majorin schwieg.

Jetzt begann eine mühselige Zeit: ein Paar Tage lang machte die Majorin ihre übrigen Besuche, und alle, welche sie zu Hause traf, sagten: Vergessen Sie uns nicht! Aber jetzt, als die meisten Toilettensorgen vorüber waren, stellte sich ein anderes Uebel ein, das die gute Frau nicht hatte ahnden können, und auf welches sie folglich nicht vorbereitet war. Sandgren hatte sich nämlich auf der Post vortrefflich zurechtgefunden und kam beinahe an jedem Poststage aus dem Süden mit einem Paket Briefe nach Haus, meistens an die Majorin gerichtet. Im Anfang war sie erfreut darüber, wie die meisten Frauenzimmer, wenn sie Briefe erhalten; zuletzt aber verdüsterte sich ihr Blick, wenn sie einen solchen nur ansah, denn alle diese

Briefe ohne Ausnahme enthielten nach der gewöhnlichen Einleitung: Gute, beste Karoline! und einigen Freundschaftsbezeugungen von ihren zahlreichen Bekannten in der Provinz, weiter nichts als Bitten und Kommissionen, immer eine schwerer und toller als die andere. Die Eine bat um Muster von allen Arten Zitz und allen Arten Wollmusselin; eine Andere fragte, was ein Schlafrock (zum Weihnachtsgeschenk für ihren Mann) und ein Schreibzeug (Weihnachtsgeschenk für ihren Bruder) und ein Morgenkleid (Weihnachtsgeschenk für ihre Mutter) und ein Shawl (Weihnachtsgeschenk für ihre Schwägerin) und ein Winterhut und eine Boa (für sie selbst) kosten mögen. Eine dritte hinwiederum schickte hundert Reichsthaler und bat die Majorin, nach ihrem eigenen guten Geschmack Weihnachtsgeschenke für ihre ganze Familie zu kaufen. Eine vierte Freundin ersuchte sie, alle neue Musikalien für ihre vierzehnjährige Tochter aufzukaufen, welche das Klavier hämmerte. Eine fünfte ersuchte sie, etwas Schönes und Geschmackvolles, nicht zu hell und zu bunt, für zwei Reichsthaler zu kaufen, das sie Jemand (sie sagte nicht einem Mann oder einer Frau) zu Weihnachten verehren wollte, und endlich stellte eine Bekannte das Ansuchen, sie möchte da und dort hingehen — Straße und Hausnummer waren nicht genau bezeichnet — und für sie ein noch wenig gebrauchtes Seidenkleid aufkaufen, das schon zwei oder drei Mal zum halben Preis im Abendblatt ausgeschrieben sei. Wieder Andere erschienen mit minder abgeschmackten, aber nicht minder beschwerlichen Kommissionen, und das Ergebniß war, daß die gute, dienstwillige Majorin jeden Vormittag im Koth der Westerlangstraße umhertappen und Briefe über Briefe schreiben mußte, zu ihrer großen Pein, denn sie schrieb etwas langsam, obschon sehr zierlich und fehlerfrei, wenn sie nämlich andere Gegenstände zu besprechen hatte als die leidigsten von allen, nämlich Kommissionen, ob nun im aktiven oder passiven Sinne. Sie hatte noch andere kleine Bekümmernisse auszustehen. Als nämlich das zersprungene Porzellan, welches sie so sorg-

fältig mitgenommen hatte, um es ausbessern zu lassen, zur Tante Landrichterin kam, die dieses mühsame Geschäft ihrer lieben Karoline zu Gefallen, das heißt um selbst einige Stücke in den Kauf zu bekommen, auf sich genommen hatte, so zeigte sich's, daß die gute Majorin, welche seit ihrer Verheirathung nie ihren Wohnsitz verändert, sondern beständig in ihrem schönen Oliventhal gelebt hatte, keine Meisterin im Packen gewesen, und daß das kaum ein wenig beschädigte Porzellan auf dem holprigen Wege in tausend Stücke zerbrochen war, so daß man es nur noch wegwerfen konnte.

Eine tägliche und stündliche Qual für die Majorin war Katharine, denn diese hatte Langeweile, winselte und wimmerte beständig, war mit nichts zufrieden und klagte unaufhörlich über Sandgren, weil er nichts thue, sondern beständig auf der Straße herumlungere, so daß alle Geschäfte an ihr hängen bleiben, wozu sie dann immer essigsaure Gesichter schnitt.

Auch eine Dummheit beging Katharine in ihrer Weisheit, und sie erzürnte sich, wie die meisten ungebildeten Menschen, deßhalb über Jedermann, nur nicht über sich selbst. Sie ließ sich nämlich trotz all ihrer Verschmitztheit und argwöhnischen Vorsicht von einer schlauen Betrügerin über das Ohr hauen. Die Majorin war eines Vormittags in ihren ewigen Kommissionen ausgegangen, und da kommt ein Stück von einer Frau oder Madame, klopft an die Thüre und sagt: sie sei vor einem Stündchen von der Frau Majorin Schmidt bestellt worden, um seidene Kleider, seidene Strümpfe und dergleichen zu waschen; da nun Katharine wußte, daß ein ganzer Bündel solcher schwarzer Wäsche vorhanden war, so ging sie hin, zählte der Madame die Strümpfe und übrigen Sachen vor und fragte sie, ob sie nicht Jemand wisse, der Handschuhe wasche. Die Madame versichert auch dies sei ihr Geschäft, und nun holt Katharine in ihrer Einfalt einen ganzen Bündel Handschuhe, fragte aber wohl weislich nach der Wohnung der Alten, im Fall diese die Wäsche nicht zur rechten Zeit

zurückbringen sollte. Die Madame gibt eine Adresse an, verspricht in einer Woche wiederzukehren, und Katharine verschließt ganz vergnügt die Thüre hinter ihr. Als die Majorin nach Hause kam, erzählte ihr Katharine mit großer Selbstgenügsamkeit, daß dieselbe Frau, welche die seidenen Strümpfe und Kleider abgeholt, auch sämmtliche Handschuhe mitgenommen habe, um sie zu waschen. Als aber die Majorin versicherte, daß sie von nichts wisse, daß alles zusammen wahrscheinlich ein Schelmenstück sei, und als Katharine vergebens nach der Adresse der angeblichen Waschfrau gesucht hatte, da wurde sie entsetzlich böse sowohl auf diese Frau als auch auf die Majorin, die Strümpfe, die Handschuhe und auf ganz Stockholm, am allermeisten aber auf den Major und Sandgren, als beide über das ganze Unglück blos lachten.

Auch Monsieur Sandgren machte hier und da einen kleinen Verdruß. Der früher so dienstwillige und aufmerksame Bediente war jetzt faul und unachtsam geworden, konnte oft nicht gefunden werden, und erlaubte sich sogar etwas barsche Antworten, wenn der Major ihm seine Saumseligkeit vorwarf. Sandgren begann nämlich am Leben in Stockholm Gefallen zu finden, er wünschte, da zu bleiben und hätte gern sein Handgeld auf ein Jahr zurückgegeben, um sich einen andern Dienst zu suchen, nicht weil er je eine bessere Herrschaft finden konnte als den Major und die Majorin, sondern blos der Abwechslung wegen, um sein Glück zu versuchen, um sich ein wenig in der Welt umzuschauen und um Katharine nicht mehr sehen zu müssen, die er niemals hatte leiden können und die ihm jetzt ganz unerträglich vorkam. Er sagte dies mit dürren Worten einem Kameraden, nämlich dem schmutzigen Bedienten des Kapitäns Ruterfeldt. Katharine und Sandgren lebten deßhalb auch in beständigem Streit.

Aber das Schlimmste von Allem für die gute Majorin war, daß sie sah, wie ihr Mann sich langweilte, nach seinen gewöhnlichen Beschäftigungen in Oliventhal zurückverlangte und beinahe niemals andere Zerstreuungen oder

Vergnügungen hatte als das ewige Spiel, dem er sich jedoch grundsatzmäßig nie mehr des Vormittags oder bis in die Nacht hinein, sondern nur, aber oft genug, des Abends ergab, auch weder bei Kapitän Ruterfeldt oder bei einem andern Hagestolz aus dessen Bekanntschaft, oder auch in seiner eigenen Wohnung, und dann saß die arme Majorin jedesmal da und gähnte bis ihr die Thränen kamen.

Manchmal gingen unsere Freunde vom Lande auch in's Theater, aber da die Majorin sah, daß dies ihrem Mann wenig Vergnügen machte, da sie selbst jedenfalls nicht allein gehen wollte und ohnehin den Spaß für etwas theuer hielt, nachdem sie ihrem Mann nicht ohne einige Verlegenheit erklärt hatte, daß man in das obere Amphitheater oder in die erste Reihe gehen müsse, so kam dies nicht gerade oft vor. Geschah es aber mitunter, so war die Majorin im siebenten Himmel. Sie erfreute sich wie ein Kind an jedem Schauspiel, ob es nun gut oder schlecht war; sie interessirte sich für ein Stück und seinen Ausgang im höchsten Grad, sie lachte und weinte abwechselnd, ja sie träumte oft die ganze Nacht davon. Ohne allen sogenannten Kunstsinn, ohne die Gabe, das Ganze oder die Einzelheiten mit den gewöhnlichen Kunstausdrücken zu beurtheilen, verehrte die gute Majorin die Göttin Thalia; sie folgte blos ihrem Gefühl; aber da dieses beinahe in allen Dingen die beste Richtung nahm, so geschah es, daß die Majorin sehr gut ihr Urtheil und zwar ein recht treffendes Urtheil darüber hätte abgeben können, allein sie wagte es nicht. Sie war hiefür zu schüchtern, weil sie die gebräuchlichen Worte nicht kannte, und sie beschränkte sich blos auf den für die Ohren ihres Mannes so wohlklingenden Ruf: „Ach, wie hübsch!" Darüber freute sich der gute Major immer sehr, denn er sah oft mit Schmerz, daß seine Frau von dieser beabsichtigten Lustreise, welche ihrer Einbildungskraft so glänzend vorgeschimmert, weit mehr Langeweile als Vergnügen hatte.

Am allermeisten verdroß ihn jedoch die Kälte oder leere Höflichkeit just von denjenigen Leuten, die er selbst

so gastfreundlich empfangen, und zu deren angenehmer Unterhaltung auf dem Lande er alles aufgeboten hatte. Er berührte diese Saite bei seiner Frau nur sehr selten und sehr leicht; sie that dasselbe und dachte ganz wie er; aber beide hatten ein Vorgefühl, daß die Sache in einem noch verdrießlicheren Lichte erscheinen würde, wenn sie dasselbe besprechen würden; beide hegten den heimlichen Wunsch und die heimliche Hoffnung, daß der andere Theil dieses unerwartete Benehmen ihrer Bekannten nicht so stark empfinden möge. So dachten beide und deßhalb schwiegen beide.

Die Majorin begann indeß zu überlegen, daß es dumm und Unrecht wäre, ihrer Freundin E. einen Groll nachzutragen. Sie entschuldigte dieselbe und sagte bei sich: „Sie konnte nicht anders. Sie war doch so freundlich und so herzlich so lange wir allein waren. Sie konnte sich nicht ausschließlich mit mir beschäftigen als diese lärmenden Fremden kamen, sie konnte mich auch nicht in ein Gespräch ziehen mit dessen Elementen ich so wenig bekannt war, und daß sie mich nicht dazubleiben bat, daß sie mich nicht zu ihrem großen Souper und auch später nicht einlud, das kommt wohl von den hiesigen Gebräuchen her beinahe Niemand zu einem Mittagessen oder zu einer heitern Hausmannskost einzuladen; vielleicht fürchtete sie auch, ich möchte mich in ihren glänzenden Abendzirkeln nicht wohl befinden, wo ich keinen Menschen kannte, und überdies war ja meine Toilette noch nicht einmal in Ordnung. Daß sie mich später nicht geladen hat, kann so mancherlei Ursachen haben: sie hat mich ja aufgesucht; vielleicht wollte sie mir damals einen Plan zu häufigeren Zusammenkünften vorlegen, und dieser konnte blos deßhalb nicht ausgeführt werden, weil wir nicht zusammentrafen. Daß ich von meinem Besuch bei ihr keinen vollkommen angenehmen Eindruck mitgebracht habe, das kann von mancherlei Gründen herrühren, und großentheils von dem Umstand, daß ich die ganze Zeit über mit dem warmen Mantel und dem garstigen, schweren Hut dasitzen mußte.

Aber jetzt ist das ganz anders, und ich will sie wieder besuchen, so bald das Wetter erträglich wird und man ohne Schirm ausgehen kann."

So dachte die Majorin in der innigsten Güte ihres reinen Herzens, und am ersten sonnenhellen Tag, wo auch die Straßen wieder trocken waren, kleidete sie sich im Vergleich zum ersten Mal ungemein elegant und spazierte zu Frau E. Aber, o das Unglück! Jetzt war diese nicht zu Hause und es war an der Majorin ihre Karte zurückzulassen; da sie jedoch blos an ihre Freundin gedacht hatte und nicht an ihren Besuch, so hatte sie jene kleinen, bequemen Dingerchen, genannt Visitenkarten, ohne welche man in dem pedantischen Stockholm nirgends die Nase hineinstecken kann, vergessen. Gleichwohl bahnte sich die Majorin nach einigen Schwierigkeiten endlich den Weg zur kleinen Olga. Diese saß mit ihrer Gouvernante in ihrem Zimmer und studirte ganz verzweifelt. Sie war unaussprechlich froh als die Majorin kam und ihre Arbeit unterbrach; sie hüpfte hoch auf und trotz der französischen Mahnungen ihrer Erzieherin, artig zu sein, sprang sie unserer Frau Karoline entgegen, schlang beide Arme um ihren Hals und sagte, nachdem sie die Majorin herzlich geküßt und ihr die Hand gegeben: „Dich habe ich sehr lieb."

Vergebens mahnte die Gouvernante, daß dies ganz unartig und nicht im Mindesten gentil sei; Olga kehrte sich ganz und gar nicht daran, und da die Majorin entzückt war über das holde Kind, so entstand zwischen beiden eine unendliche Freundschaft, die auch noch befestigt wurde durch eine große Düte schönen Konfekts, welches die Majorin in ihrem Muff für die kleine Olga mitgebracht, obschon sie die unentbehrlichen Visitenkarten vergessen hatte. Olga verlangte durchaus ihre Freundin solle bleiben bis Mama nach Hause käme, und die Majorin fühlte sich ganz und gar nicht abgeneigt; aber da die Hausjungfer versicherte, dies könne noch sehr lange anstehen, und da sie

die Majorin schlechterdings nicht darum bat, so fand diese sich veranlaßt, aufzubrechen, obschon sie gerne noch geblieben wäre.

Bei ihrer Heimkunft erzählte ihr der Major, sie seien beide auf nächsten Freitag, der in einigen Tagen war, zum Thee und Souper eingeladen, und er habe auch in ihrem Namen zugesagt.

Die Majorin wurde etwas warm um die Ohren: Thee und Souper bei Excellenz A! Das klang so stolz und doch so beängstigend. Sie begann zu zittern, der Major aber sagte lachend:

„Ei, es ist wahrhaftig nicht zu früh, daß sie daran denken, uns eine Höflichkeit zu erweisen, und ich begreife nicht, warum Du so zaghaft bist. Du bist beim Blitz so gut wie irgend eine von den Personen, die Du da triffst, ja noch tausend Mal besser, und ich wollte Niemand rathen, unartig gegen Dich zu sein, denn der sollte es, hol' mich der Teufel! mit mir zu thun haben."

„Ach, mein Gott! Wer sagt denn von einer Unart gegen mich? Du bist immer so heftig!" sagte die Majorin verdrießlich und verbarg dann, so gut sie konnte, ihre Bangigkeit vor dem Freitag.

Mit Sabine war die Majorin gänzlich versöhnt: sie fand, daß diese auch ihre recht guten Seiten hatte und immer auf's Genaueste wußte, was man thun, was man vermeiden und abwenden mußte. Sabine wurde dadurch der Majorin gewissermaßen unentbehrlich, und Katharine, welche den Weg endlich gelernt hatte, mußte als Courier zu ihr eilen, um sie zu einer baldigen Besprechung in einer höchst wichtigen Sache zu bitten.

Da Sabine sehr oft gute und schöne Beweise von der freigebigen Dankbarkeit der Majorin für ihre Hülfe und ihren Rath erhalten hatte, so leistete sie der Aufforderung ihrer Base beinahe immer augenblicklichen Gehorsam, und dies that sie auch jetzt. Sobald sie erschien, begann zwischen den beiden Damen eine große wichtige Berathung

wegen der Abendtoilette und über manche andere Dinge, welche für den kommenden Freitag zu wissen von Wichtigkeit war. Sabine war entzückt. Wenn man in Stockholm nicht selbst sagen kann: „Ich bin zur Excellenz A. eingeladen; ich war dieser Tage bei Excellenz B.; ich konnte nicht zu Excellenz C. kommen u. s. w.," so ist es schon Etwas im nächsten Thee- oder Kaffeezirkel rühmen zu dürfen: meine Cousine war gestern in Folge einer äußerst freundlichen Einladung bei Excellenz A. u. s. w., und Sabine war diejenige, welche wahrlich niemals versäumte, alles in der Welt auszubeuten, was ihr auf irgend erdenkliche Weise Nutzen, Ehre oder Ansehen bringen konnte.

Aus denselben Gründen wollte sie, daß ihre Cousine im größtmöglichen Glanz auftrete bei Excellenz A., in dieser Versammlung der **haute volée**, eine Benennung, die einen eigenthümlich wohlklingenden, zauberhaften und wundersamen Klang hat für diejenigen, welche niemals dabei gewesen, niemals dazu kommen können, sondern blos von Zeit zu Zeit aus der Ferne zuschauen dürfen, und zwar immer mit höchst neugierigen und neidischen Blicken.

Sabine hatte schon deutlich genug bemerkt, daß die Majorin dem Geschmack ihrer vielgepriesenen Putzmacherin in der Westerlangstraße ganz und gar nicht huldigte, und sie machte daher selbst den Vorschlag, sogleich zu Folker zu gehen und bei Zeiten eine möglichst zierliche Toque zu bestellen.

„Nein, liebste Sabine, nicht zierlich, aber geschmackvoll, passend und sogar etwas elegant, wenn Du willst," antwortete die Majorin, und damit machten sie sich auf den Weg zu dem alten ehrlichen Folker, welcher auf Freitag Abend goldene Berge versprach.

„Nein, Gott bewahre," sagte Sabine ihrer Cousine zublinzelnd, „es muß auf Freitag Mittag sein. Meine Cousine ist von Excellenz A. zu einem großen Diner geladen, und die Toque muß Schlag zwei Uhr fertig sein."

„Ganz nach Befehl," antwortete Herr Folker, und man ging.

„Mein Gott, wie schwer würde es mir werden, in den Läden so zu lügen wie Du es treibst," sagte die Majorin gutmüthig und halb lachend als sie auf dem Heimweg waren.

„Ei, das ist höchst nothwendig," erwiederte Sabine, ohne diese Bemerkung im Mindesten übel zu nehmen, „wenn man die bloße Wahrheit sagt, so wird man nie recht bedient. Du wirst sehen, daß Du Deine Toque nicht vor drei Uhr bekommst, und hättest Du gesagt, daß Du sie zum Souper haben wollest, so hättest Du sie nicht vor acht Uhr bekommen, und dann hätte ich die Ungeduld Deines Mannes und Deine eigene Angst sehen mögen, wenn der Wagen vor dem Hause gestanden wäre und Ihr nur noch auf die Haube hättet warten müssen."

„Nein ich danke, das will ich lieber nicht sehen," sagte die Majorin. Als sie nach Hause kam, überreichte ihr Katharine ein kleines rosenduftiges Billet auf welchem sie sogleich die Handschrift der Frau E. erkannte Mit Freude und Entzücken öffnete es die Majorin, aber wie betrübte sie sich als Frau E. schrieb:

„Beste Karoline! Wie Schade, daß wir einander nie treffen! Jetzt muß es auf die eine oder andere Art geschehen, und ich mache daher Dir und Deinem guten Manne den Vorschlag, nächsten Freitag Mittag ganz allein auf Hausmannskost mit uns vorlieb zu nehmen und sodann den Abend beisammen zuzubringen, entweder daheim bei uns unter heiterem Geplauder auf dem Sopha oder auch auf dem neuen Theater, wo man: „Zur ebenen Erde und im ersten Stock gibt, ein lustiges Stück von Nestroy," das wir in guter Gesellschaft gerne einmal sehen möchten. Schreib mir ein Wort, damit wir uns einrichten und Billete bestellen können; hoffentlich wird Dir nichts in den Weg kommen, denn alle unsere übrigen Tage sind

dermaßen in Anspruch genommen, daß wir mit Ausnahme dieses Freitags lange über keinen einzigen mehr zu verfügen haben. Olga steht neben mir und läßt Dich ersuchen, um Gotteswillen zu kommen zu Deiner

ergebenen Freundin
Adelaide E."

„Ach, wie ärgerlich!" sagte die Majorin, zeigte Sabinen das Billet und wußte nicht, was sie wählen sollte. — „Das wäre freilich tausend Mal angenehmer als das langweilige Souper bei Excellenz A. Sabine, was soll ich jetzt thun?"

„Was Du thun sollst!" antwortete Sabine lachend, „bei Gott, da darfst Du Dich nicht lange bedenken. Du sollst Dich sogleich niedersetzen (denn der Bote wartet), für die Einladung danken, und, wenn Dein Mann nicht anderwärts versagt ist, versprechen, daß Ihr Euch zum Mittagessen einfinden wollt, zugleich aber bemerken, daß Du die Ehre nicht haben könnest, bis zum Abend zu bleiben, da Du zu einem sehr großen Souper bei Seiner Excellenz dem Grafen A. geladen seist."

„Wie kannst Du wissen, ob dieses leidige Souper groß oder klein sein wird?" sagte die Majorin betrübt und verdrießlich. „Ach, welch ein unerträgliches Zusammentreffen! Da soll man zwischen seinen vier Wänden sitzen, ohne von einer Seele (mit Ausnahme Deiner guten Mama) auch nur zu einem Glas Wasser gebeten zu werden, und nun bekommt man zwei Einladungen zugleich und zwar die schlimmste zuerst."

„Die schlimmste! Wie kannst Du so sprechen?" bemerkte Sabine.

„Ja, ja, die langweiligste," bemerkte die Majorin.

„Das bleibt sich ganz gleich; daran muß man sich hier oben in der großen Welt gewöhnen," tröstete Sabine, und die Majorin mußte mit beklommenem Herzen ihrer Freundin E., die jetzt im ganzen früheren Glanz wieder

vor ihrer liebenden Seele stand, beinahe wörtlich schreiben, was Sabine ihr diktirte.

Als der Major kam, erzählte man ihm die Sache, und er ärgerte sich jetzt um seiner Frau willen über dieses Mißgeschick; aber bei alledem war die Majorin vergnügter als sie jemals seit ihrem Aufenthalt in Stockholm gewesen; auch der Major war wohlgemuth, weil er seine Frau so heiter sah, und man stimmte ein Duett zum Lobe der Frau E. an, welche doch immer eine so seelengute und liebenswürdige Frau gewesen sei.

Die dazwischen liegenden Tage gingen schnell genug vorüber, und das Mittagessen bei E. war recht angenehm, aber doch nicht so, wie die Majorin erwartet hatte. Sie glaubte beständig so tief unter ihrer Freundin zu stehen, und sie empfand zwar nicht den mindesten Neid darüber, allein es wirkte doch beschwerend und beengend auf sie. Auch wollte keine Unterhaltung recht gedeihen. Von was sollten die zwei Damen mit einander sprechen? Von den Gesellschaftszirkeln und den Personen, die sich in demselben bewegten? — Die Majorin kannte ja beinahe Niemand. — Von der Oper und dem Drama? — Ja, davon verstand zwar die Eine etwas, aber sie wollte nicht davon anfangen, denn im Allgemeinen ist es unerträglich, mit einer Person von einer Sache zu sprechen, von welcher diese beinahe nichts weiß. — Von der Literatur etwa? — Weder die Majorin noch Frau E. waren gelehrte Damen, und just deßwegen waren sie so liebenswürdig. Sie hatten beide sehr viel, sowohl in ihrer eigenen als in fremden Sprachen gelesen; allein die Majorin hatte nicht Gelegenheit gehabt, mit der allerneuesten Literatur gleichen Schritt zu halten, und Frau E. wußte beinahe nichts von der ältern, obschon beide Damen so ziemlich in gleichem Alter standen. Aber dies Verhältniß tritt oft ein zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes. Letztere lesen alles, was sie bekommen, Neues und Altes, blos aus Mangel an Lektüre; Erstere lesen blos das Neue und Neueste, und

können kaum vermocht werden, ein Buch in die Hand zu nehmen, auf welchem nicht wie auf den Volksliedern die Worte stehen: „gedruckt im heurigen Jahr."

Von was sollten sie also sprechen? — Von ihren Kindern? — Die Eine hatte keine Kinder, die Andere dachte vielleicht noch mehr an sich selbst als an ihre Kinder. — Von ihren Männern? — Die Eine liebte den ihrigen, ohne davon zu sprechen; die Andere haßte den ihrigen gleichfalls, ohne davon zu sprechen. — Von ihren Liebhabern? — Die Eine hatte nie einen solchen gehabt, denn ihr Mann war der Letzte gewesen. Die Andere lebte in einer Zeit, wo die Damen wohl zuweilen einen Liebhaber haben, aber im Gegensatz zu früheren Gebräuchen dies sorgfältig verbergen, nicht allein vor der Welt, sondern auch vor ihren besten Freundinnen. — Von ihren Hoffnungen? — Die Eine hatte blos eine einzige Hoffnung, darin bestehend, daß Alles bleiben möchte wie es war; die Andere hoffte unaufhörlich voranzukommen, d. h. sie hoffte, daß ihr Mann zu immer höheren Würden, zu immer größeren Einkünften, zu immer glänzenderem Ansehen befördert werden möchte, damit sie sich dann immer höher über ihre Freunde und Bekannte erheben könnte, welche jetzt theils auf gleicher, theils auf niedrigerer Stufe standen. Schließlich und endlich, wie sollten sie von Moden und Toilette sprechen können, diesem wichtigen Redestoff für weibliche Erörterungen? Die Majorin war ja noch so wenig mit diesem Gegenstande vertraut, und Frau E. kannte ihn gar zu genau, denn sie gehörte bereits zu jenen Auserwählten, welche nicht gerne eine Sache haben wollen, dse alle Andern haben, sonderm im Gegentheil nur eigenthümliche Sachen, wodurch sie sich von Andern auszeichnen, während die gute Majorin hinwiederum hoch vergnügt war, wenn sie nur aussah wie alle Andern, und nicht wie jene Personen, die Sabine ihr zuweilen auf der Straße oder in Läden zeigte, indem sie in übermüthigem Stockholmer Tone bemerkte: „Sieh einmal diese da an; die sind gewiß vom Lande."

Und dennoch mußten sich die beiden Frauen an diesen Stoff halten, aus reinem Mangel an irgend einem andern.

„Ach, wie schön und geschmackvoll Du immer angezogen bist!“ sagte die Majorin, als man sich nach der Mahlzeit in die Sophaecke gedrückt hatte, um Eins zu plaudern. „Hast Du das Kleid selbst gemacht, und wo bekommt man solche Schnüre?“

Frau E. lächelte, sah auf ihr Kleid, welches sie für höchst gewöhnlich hielt, und antwortete freundlich, aber mit jener Ueberlegenheit, welche sie in vielen Stücken besaß und annahm:

„Hältst Du mich wirklich für so geschickt? Nein, das habe ich in meinem Leben nie gethan. Ich habe eine Nähterin, die schon seit meiner Kindheit für mich arbeitet, und diese sagt, sie kenne meinen Wuchs auswendig. Sie näht mir Alles, aber woher sie diese Schnur hat, weiß ich selbst nicht. Nun, was für ein Kleid wirst Du denn heute Abend tragen?“

„Oh, es ist etwas ganz Gewöhnliches: ein festes, hellgraues Seidenkleid, garnirt mit rothem Sammt.“

„Das muß sich recht hübsch ausnehmen,“ sagte Frau E., welche sich leicht ein Bild davon machen konnte.

„Ach ja, es ist nicht übel, die Farben passen so gut zusammen.“

„Und was wirst Du aufsetzen?“

„Eine einfache rothe Sammttoque mit feinen, hellgrauen Federn, aber milchweiß in den Wipfeln.“

„Das macht sich gewiß recht gut.“

„Wenn das Ding auch nur fertig wird und Folker mich nicht zum Narren hält! Es war noch nicht da, als ich zu Dir fuhr.“

„Du kannst Dich auf Folker verlassen. Er lügt vielleicht manchmal, wenn es sich um einen Sommerhut handelt oder sonst um Etwas, das sich auf ein Paar Tage hinausschieben läßt, aber bestimmt man ihm Tag und

Stunde, so ist er treu wie Gold, denn er weiß, was zu seinem Besten dient."

„Wenn Du nur auch hinkämest!" sagte die Majorin mit einem Seufzer.

„Ich war erst vor vierzehn Tagen dort und ließ mir die tolle Geschichte mit den Trauben erzählen."

„Oh!" seufzte die Majorin," hätten sie mich nur zu gleicher Zeit mit Dir eingeladen! (Frau E. dachte, was sie dachte). Es wird mir ganz bange um's Herz, wenn ich unter alle diese vornehmen und unbekannten Leute hineinsitzen soll."

„Ei was?" antwortete Frau E. ein wenig gähnend; wenn man gut aussieht, hübsch gekleidet ist und jede Frage beantworten kann, mag sie nun französisch, englisch oder deutsch gestellt werden; wenn ferner auf die Frage, wer Du seiest, jedesmal geantwortet wird: Es sind sehr reiche Leute, dann kann man meines Erachtens vollkommen ruhig sein."

„Ja, aber wenn ich mir auch Ruhe erkämpfen könnte," erwiederte die Majorin, „so ist das Ding doch gewiß sehr langweilig."

„Das mag wohl sein," sagte Frau E. lachend, „zumal wenn weder Tanz, noch Musik, noch besondere Löwen vorkommen."

„Und das Alles, meinst Du, gebe es heute Abend nicht?" fragte die Majorin.

„Das kann ich natürlich nicht sagen," antwortete Frau E. mit einem schlauen Lächeln, denn sie wußte die verschiedenen Zeichen am Excellenzischen Horizont wohl zu deuten.

Aber jetzt war es Zeit für die Eine, sich nach Hause zur Soupertoilette zu begeben, für die Andere, nach dem neuen Theater zu eilen, und da es sehr schön Wetter, auf den Straßen trocken und nicht Polizeimondschein war, sondern der Mond des lieben Herrgotts schön am Himmel leuchtete, so wurde beschlossen, die Gäste noch ein gutes Stück Weg zu Fuß zu begleiten.

„Ach," sagte die Majorin, als sie endlich Abschied von einander nahmen, „wie gerne möchte ich jetzt mit Dir gehen, liebe Adelaide, denn Du bist doch in dieser großen Steinmasse die einzige Person, welche ich lieben und bei der ich mich heimisch fühlen kann."

„Danke Dir, gute, beste Karoline!" sagte Frau E., drückte der Majorin die Hand und ging in's neue Theater.

Als unsere Freunde vom Land eine Stunde später in Excellenz A. wohlbeleuchtete Wohnung traten, war beinahe die ganze Abendgesellschaft dort schon versammelt, denn der Major und die Majorin hatten die Mahnung der Frau E. befolgt, sich nicht zu früh dahin zu begeben und nicht die Ersten zu sein. Jetzt dagegen waren sie beinahe die Letzten.

Als die Dienerschaft der Majorin den Mantel abnahm, fühlte diese, daß sie zitterte, aber statt sich der Trostgründe ihrer Freundin zu erinnern, sagte die Reinherzige blos zu sich: Ich habe ja nichts Böses gethan, und in diesem Bewußtsein beruhigte sie sich wieder.

Die Gräfin kam ihrem Gast freundlich entgegen und stellte sie einigen Damen vor; die Majorin nahm sich einen Platz, ließ ihr Nastuch fallen, und bei dieser Gelegenheit hätte ihre Toque beinahe eine gefährliche Carambolage mit einer Kanzleirathsperücke gemacht, als der Rath voll Artigkeit ihr Tüchlein aufheben wollte; doch gingen Majorin und Toque unbeschädigt aus der Sache hervor, erstere freilich nicht ohne Herzklopfen und starkes Erröthen. Seitdem hielt sie ihr Nastuch fest wie ein Schiffbrüchiger sein Brett.

Dieses Souper sah aus und war wie alle andern Soupers, nur noch etwas langweiliger, denn Jedermann weiß, daß eine Excellenz immer eine Sonne ist, und daß jede Sonne immer ihr eigenes Planetensystem, jeder Planet seine eigenen Monde hat. Aber es geschieht oft, daß sich in diesem System außerordentlich niedliche und angenehme, deßgleichen außerordentlich widerliche und langweilige Planeten sich vorfinden, und daß sich unter den Monden ganz dieselben Ungleichheiten offenbaren, und nun wollte das

Schicksal, daß an diesem Tage alle langweiligen Planeten und Monde abgespeist wurden, nicht zur erdenklichen Freude irgend eines Sterblichen, sondern blos weil sie zum System gehörten. Mitten in diesem Kreise saß jetzt unsere gute Majorin und däuchte sich so allein wie Robinson Crusoe, bevor er seinen Freitag gefunden, denn ihr Mann war für den ganzen Abend an einen Spieltisch festgenagelt, wo die Excellenz vergebens einen vierten Mann zu einer Whistpartie mit einem alten Herrn gesucht hatte, der so langsam, so widerwärtig und zanksüchtig war, daß man die Leute nur durch dringende Bitten oder betrügerische Vorstellungen zur Uebernahme einer solchen Strafarbeit bestimmen konnte.

Die Majorin saß auf einem Stuhl, bis sie sich auf einen andern setzte, und neben ihr saß ein kleines Frauenzimmer von mittlerem Alter, unverheirathet und zungenfertig, eine Art von vornehmerer Hausjungfer der Gräfin, denn ihr Geschäft schien zu sein, allen denjenigen Gesellschaft zu leisten, mit denen sonst Niemand sprach, was sie auch mit solchem Fleiß und Eifer that, daß man sehr gut einsehen konnte, daß sie dafür ihr Taggeld hatte. Sie rückte ihren Stuhl beinahe an die Kniee der Majorin und begann zu fragen. Ja sie fragte so, daß die Majorin endlich unwillkürlich an den armen Skjutsbauern dachte, welchen ein Lieutenant F. vor einigen Tagen auf einer Reise durch die südwestlichen Provinzen zu Tode gefragt hatte.

Die Majorin ihrerseits nahm sich gleichfalls die Dreistigkeit zu fragen, wer dieser oder jener, wer diese oder jene sei, und nun erhielt sie eine kurze Beschreibung von allen zusammen, aber wenn solchen Daguerrotypbildern aller Humor mangelt, so erwecken sie blos Schläfrigkeit, zumal wenn die Originale so langweilig aussehen, und unter allen Personen sich nicht eine einzige befindet, von der man schon vorher reden gehört hat, so daß man wenigstens an seinem eigenen Ausruf: Ah richtig, das ist der, von dem ich mir schon so viel erzählen ließ! wieder erwachen kann.

Mittlerweile nahm das Souper seinen Verlauf: Die Wachskerzen brannten hell, die Rouleaux waren nicht herabgelassen, Kupferstiche und Lithographien lagen auf allen Tischen, die Bedienten eilten in ihren dünnen Schuhen auf den dicken, weichen Teppichen hin und her, und man würde nichts von ihnen gehört haben, hätten nicht die Gläser aneinander geklungen auf den großen Tellern, die sie herumtrugen, allerlei ausgesuchte Früchte, Champagner, Selterserwasser und Eis anbietend, nebst jenen unzertrennlichen Doppelbrödchen, die trotz aller Revolutionen in der Welt Gottes und der Mode gleichwohl dennoch immer dieselben Formen beibehalten, gleich als sollten sie neben dem Eis ein Symbol des Kältesten und des Wärmsten sein, was der Allvater je geschaffen.

Einige Male kam die Gräfin und plauderte einige gnädige Worte mit der Majorin, wobei sie immer Gelegenheit fand, den Nachbarn die Geschichte von den Trauben zu erzählen, die bereits ganz abgedroschen war und für die Majorin alle Drolligkeit verloren hatte; so oft und so verschieden hatte sie dieselbe schon von allen Seiten her vernehmen müssen.

Bei dieser stehenden und gehenden Abendmahlzeit kam die gute Majorin sehr zu kurz, denn sie war nicht gewohnt, nach den Eßwaaren im Fluge zu haschen, und so erhielt sie beinahe Nichts; dagegen wurde ihr etwas Sauce und ein Stück Gänsebraten über ihr neues Kleid geschüttet und geworfen, aber der Bediente, welcher sie damit übergoß oder richtiger gesagt, welcher sie dermaßen mit dem Ellbogen stieß, daß sie die Begießung selbst vornahm, drehte sich um und tröstete sie mit dem Bemerken, der Degraisseur bringe dies im Augenblick heraus, sagte aber nicht, was Jedermann weiß, nämlich daß dieses blos zuweilen gelingt, daß aber meistentheils die ganze Kunst des Kleiderreinigers darin besteht, einen grauen Fleck in einen grünen oder gelben zu verwandeln oder umgekehrt.

Müde und schläfrig kam die Majorin mit ihren Sauce-

und Ganserinnerungen endlich nach Hause und sagte gähnend zu ihrem Manne:

„Friederike Bremer hat sehr Recht, wenn sie die Soupers von Stockholm als den Gipfelpunkt aller Langweiligkeit darstellt."

„Was soll erst ich sagen?" erwiederte der Major eifrig. „Du hattest doch wenigstens Deine Freiheit und Deine Ruhe (schöne Freiheit und Ruhe, dachte die Majorin), aber ich, ich mußte wie ein wahrer Sündenbock herhalten und aus lauter langer Weile, Aerger und Verdruß verlor ich meine dreißig Reichsthaler. Aber so viel weiß ich, daß ich nie mehr in der Welt meine Füße unter den gleichen Spieltisch stelle, wie der Präsident X., denn es ist eine wahre Sündenstrafe, mit diesem alten Kerl zu spielen, und Gott verdamme mich, ich glaube, Seine Excellenz hat mich blos dazu eingeladen, um bei diesem filzigen Kreischer den vierten Mann zu machen, denn er zankte sich beständig mit Freund und Feind, ob er gute oder schlechte Karten bekam, ob er den Robber gewann oder verlor, und einmal, als er Kleinschlimm wurde, da meinte ich wirklich, er wolle den Verstand verlieren. Nein, ein solches Kartenspiel hole der Teufel."

Aber nun wollte das Schicksal, daß unsere Freunde auch von andern ihrer vornehmen Bekannten zu ähnlichen angenehmen Soupers geladen wurden; daß die Majorin wieder dieselbe Langweile hatte, obschon sie jetzt weder zitterte noch ihr Nastuch fallen ließ, und daß der Major sich noch einige Male verführen ließ, mit dem Präsidenten zu spielen und aus reinem Aerger sein Geld zu verlieren.

Der Gedanke an die Weihnachten war sowohl für den Major als die Majorin kein Lichtpunkt. Sie hatte da immer ihre Verwandten und Bekannten zu sich eingeladen, und diese Feiertage waren jederzeit durch fröhliche Unternehmungen und Festlichkeiten bezeichnet worden, denn die Nachbarschaft war groß, wenn sie auch nicht durchgängig der allerinteressantesten Sorte angehörte. Kurz man hatte immer heitere Erinnerungen von jeder Weih-

nacht, und was war jetzt zu erwarten? Entweder mußte man in seinen gemietheten Zimmern zu Hause bleiben und sich die Lungenfische und Grütze ganz allein zu Gemüthe führen, ohne ein anderes Vergnügen als Katharinens beständiges Gewinsel über das Unglück, nicht bei den Seinigen zu sein, oder mußte man, und dieser Gedanke war beinahe noch qualvoller, die Weihnachten, wenigstens den Weihnachtsabend, bei seinen einzigen Verwandten zubringen, der Tante und Sabine. Der Major schnitt Gesichter und die Majorin seufzte so oft sie daran dachten; aber sie sagten nichts zu einander, sondern ließen die Zeit herankommen, in der Hoffnung, sie werde irgend etwas Unerwartetes und Angenehmes mit sich führen. Aber ach, von all den Fahrzeugen, welche auf den Fluthen der Zeit herbeigesegelt kommen, sind nur äußerst wenige mit Freude und Glück befrachtet, sondern ganz andere Lasten drücken sie nieder, und zwar so tief, daß manchmal kaum das Dahlbord über die Wasserfläche emporsieht.

Die Majorin saß oft lange Stunden allein in ihrem trüben Zimmer, und dachte wie fröhlich und gemüthlich, wie heiter und behaglich sie es in Oliventhal hatte, wie bequem alles war, wie gut sie bedient wurde, wie wohl sie sich in allen Stücken gefühlt, wie vergnügt sie namentlich diese Christfeiertage zubrachte, die auf dem Lande immer wenigstens noch etwas von ihrer jubilirenden Freude beibehalten. Sie dachte an ihre Zimmer daheim, welche jetzt leer, kalt, verschlossen, mit zugemachten Läden, ohne Teppiche und Doppelfenster dastanden; sie dachte an ihr Haus, ihre Blumen, ihre guten und getreuen alten Diener, und sehr oft und zumeist an ihre kleine Anna, welche sich nach ihrer Pflegemutter schmerzlich sehnen mußte, zumal in dieser Zeit, da sie ihrer am meisten bedurfte. Und ich sitze hier, nutzlos und vom Heimweh geplagt, dachte endlich die Majorin, und einige Thränen schlichen langsam über ihre Wangen; aber wenn ihr Mann kam, so nahm sie sogleich eine fröhliche Miene an und schien mit allem wohl zufrieden was er vorschlug.

„Jetzt ist es hier allerdings nicht sonderlich lustig," sagte er einmal um's andere, „aber nach Weihnachten, im Februar, da beginnt das heitere Leben erst recht, und dann wollen wir nicht so wie eingepuppt dasitzen, hernach im März und April wollen wir uns allenthalben umschauen, und alles Merkwürdige und Sehenswerthe betrachten; das wird sowohl mir als Dir Freude machen, denn ich bin zwar schon manchmal in Stockholm gewesen, aber freilich ohne viel mehr zu sehen als Straßen und Gassen, Wirthshäuser, Menschen und Vieh, und einige angenehme Gesellschaftszirkel, die aber jetzt gänzlich ausgegangen zu sein scheinen, denn entweder sind sie gar nicht mehr vorhanden oder liegen sie außer dem Bereich von uns Landbewohnern. Gegenwärtig haben wir's allerdings ein wenig langweilig, aber später wird's schöner."

So ungefähr sprach der Major dann und wann, und seine gute Frau gab ihm weder Recht noch Unrecht, sondern schwieg zu der Sache, weil doch immer er es gewesen war, der die ganze Reise vorgeschlagen hatte, freilich in der aufrichtigen Meinung und Absicht, ihr dadurch eine große Freude zu machen.

Von ihrer Freundin Adelaide sah die Majorin beinahe Nichts; oder geschah dies je zuweilen, so hatte diese entsetzlich viel zu thun, theils mit Weihnachtsgeschenken, theils mit Einladungen und andern Geschäften; und zu ihrer nicht geringen Verwunderung erfuhr die Majorin, daß Adelaide neuerdings ein kleines, sehr vergnügtes und angenehmes Souper gegeben, ohne gegen sie davon zu schnaufen.

Die kleine Olga dagegen kam auf ihren täglichen Morgenspaziergängen, insofern Wetter und Straßen solche gestatteten, sehr häufig zur Majorin, und wurde da jedesmal mit guten und wohlschmeckenden Sachen bewirthet oder mit hübschem Spielzeuge erfreut; sie bewies ihr aber auch ihre Ergebenheit und Dankbarkeit auf die unzweifelhafteste Weise, und dies war die größte Freude, welche die Majorin von ihrem ganzen Aufenthalt in dieser Stadt hatte,

welche so heiter, so angenehm ist, und so mancherlei Reize darbietet, wenn man nur . . . Doch dieses Thema ist viel zu reichhaltig zu einer Besprechung in dieser kleinen Skizze von „einer Herrschaft, die sich Vergnügen machen will."

Am Thomastag (einem Tag, welchen Katharine nach dem Brauch der südwestlichen Provinzen damit gefeiert, daß sie Morgens um fünf Uhr hereingekommen war und ihre Herrschaft, die erst Nachts ein Uhr zu Bette gegangen, mit Kaffee geweckt hatte) an diesem Thomastag kam endlich die zugleich gewünschte und gefürchtete Einladung der Tante, den heiligen Abend und die zwei ersten Weihnachtstage bei ihr zuzubringen. Sabine erschien selbst mit der Einladung, machte viele Umstände, sagte es werde ganz schlicht, einfach und frugal zugehen (was der Major nicht im Mindesten bezweifelte) und sprach ganz geheimnißvoll von Christgeschenken, verbat sich aber alle dergleichen, oder, sagte sie, müßten dieselben ganz ohne Werth sein, u. s. w. u. s. w.

Der Major und seine Frau dankten sehr, sahen aber ein, daß sie hier nothwendig Geschenke bringen mußten, um der Tante einigen Ersatz zu leisten für ihre „magere Bewirthung, für welche ich der geizigen, alten Hexe wahrlich nicht verpflichtet sein will," sagte der Major. Man beschloß also auszugehen und Geschenke einzukaufen.

„Ich will der Alten ein Paar große Mandarinentheetassen verehren," sagte der Major, „und eine tüchtige Düte voll guten Thee, so daß wir wenigstens am heiligen Abend etwas Genießbares bekommen."

„Nein, Gott bewahre," meinte die Majorin lachend, „das geht nicht an. Es muß irgend ein Souvenir sein, sonst könnte die Alte böse werden."

„Souvenir!" wiederholte der Major ironisch, „ei, das wäre ein recht hübsches Souvenir für mich, wenn sie Tassen und Thee hätte, die beide nichts taugten."

Es wurde also beschlossen, daß der Major ein sehr schönes Theeservice aus französischem Porzellan kaufen und die Theedose mit der allerfeinsten Sorte füllen sollte,

obschon er behauptete, das Geschenk sei theurer als die ganze alte Tante werth sei. Von der Majorin erhielt die Tante einige recht schöne Sachen, Bäschen Sabine gleichfalls mehrere noch kostbarere Dinge, aber auch dieser wollte der Major Etwas geben, wovon er selbst einigen Nutzen hätte, und er kaufte daher einen sehr schönen und kostbaren Halsschmuck, „damit ich," sagte er, „diesen verdammten, garstigen, rothrandigen Kranichhals nicht mehr sehen muß."

Der Christabend kam und mit ihm ein überaus schönes Wetter, trockene Straßen und glänzender Mondschein. Die Majorin war sehr bekümmert um Katharine, aber der Major gab derselben ein recht hübsches Geschenk mit der Weisung, sie solle auf den Christmarkt gehen und sich so lustig als möglich machen. Schlag sechs Uhr machte man sich auf den Weg zur Tante. Die Einladung lautete auf sieben Uhr, aber man hatte beschlossen, den Christmarkt zu beaugenscheinigen, nachdem man zuvor einen kleinen Umweg um das Haus der Frau E. gemacht, um auf höchst geheimnißvolle Weise einige Pakete für die liebe Olga hineingleiten zu lassen, an welche die Majorin früh und spät dachte. Alles das machte ihr viel Vergnügen, ihr Mann freute sich über ihre Freude, und die Händedrücke, welche sie miteinander wechselten, als sie durch die schönen Straßen, über die stattliche Brücke hin und zwischen den freundlich beleuchteten Häusern und Buden wandelten, waren Millionenmal mehr werth als all die kostbaren Christgeschenke, welche so manche andere Eheleute mitten in Zwietracht, Haß und Unmuth einander verehren. Ja, die gute Frau schritt so heiter und vergnügt an ihres Mannes Seite dahin. Der Mond und Tausende von Sternen flimmerten über ihnen, sicherlich hoch erfreut auch einmal wirkliche Liebe auf dieser Erde Hand in Hand gehen zu sehen, und die Majorin blickte in jedes Haus hinauf, wo sie vorüber kamen. Ueberall erglänzte es hell, und in ihrer unendlichen Güte glaubte sie auch, daß überall Freude, Friede, Eintracht und Vergnügen herrsche. Sie blickte zu den

Dachstübchen hinauf, — auch von dort erglänzte es, obschon schwach genug, — und sie seufzte bei dem Gedanken, wie wohl die Bewohner da oben mancherlei Dinge bedürftig sein werden, die sie selbst so gut entbehren könnte; sie vergaß, daß sie in der größten Stille schon manche Thräne getrocknet, manchem Mangel in der Hütte der Armuth abgeholfen hatte, sowohl in ihrer gewöhnlichen Heimath als auch hier in dieser unendlichen Mischung von Reichthum und Armuth, von außerordentlicher Ueppigkeit und grauenvollem Elend. Aber unsere gute Majorin gehörte zu den weichherzigen Frauen, die sich bei allem betheiligen wollen; sie freute sich mit den Fröhlichen im ersten Stock und beklagte die Armen im fünften.

Es war beinahe halb acht als unsere Freunde seufzend die Treppen der Tante hinanstiegen, und doch zündete diese ihre Stearinkerze nicht eher an als bis ihre Gäste mitten im Saal standen. Es sah ziemlich freundlich aus bei der Tante: es war hell und warm, nnd das macht sehr viel in dieser kalten Welt.

Der Assessor wankte wie gewöhnlich auch im Zimmer herum; man hatte ihm seines trockenen Hustens wegen Honig in seine Tasse gegeben und dieselbe auf ein Seitentischchen gestellt, wohin er von Zeit zu Zeit ging und nippte. Der Assessor gehörte zu jenen bescheidenen, alten Hagestolzen, welche eigentlich niemals Jünglinge oder kräftige Männer gewesen, sondern in der Jugend blöde und im Alter langweilig, dabei mit einer gewissen Trockenheit behaftet waren, welche jetzt dermaßen überhand genommen hatte, daß er an Leib und Seele einem Zaunstock glich, der schon seit Menschengedenken stand und im Dienste ergraut war.

Er war eine Art von Faktotum für die Tante: sie konnte ihn nicht entbehren, und doch konnte sie es nicht unterlassen, ihn beständig anzubrummen, und so ging es schon seit dreißig Jahren, denn schon zu Lebzeiten „meines Mannes, des seligen Landrichters, gehörte der Assessor zu denjenigen von seinen getreuen Untergebenen, die in unserem

Hause viel Gutes genossen," pflegte die Tante zu sagen, ohne jedoch hinzuzufügen, wie viel tausend Mal der Assessor der Wittwe seines Vorgesetzten ihre Güte bezahlt hatte. Ueberdies bestand noch ein anderes Band zwischen dem Assessor und der Tante: er war nämlich von ihr in der Stille zu dem glücklichen Manne ausersehen, welcher ihre Tochter Sabine zuletzt an den Fuß des Altars begleiten sollte, im Fall nämlich kein Anderer sich meldete. Je länger nun dies andauerte, je geringer die Aussichten auf irgend eine andere Partie wurden, um so mehr Freundschaft und Ergebenheit bewies man dem Assessor, und es war dies bereits der dritte Christabend, an welchem der alte, allein in der Welt stehende Mann seine Weihnachtsgrütze nicht im Wirthshause aß. Im ersten Jahr hatte er ein Paar Pulswärmer von der Tante eigener Hand gestrickt, zum Geschenk erhalten (der Assessor hatte immer Angst, es möchte ihm um die Pulse zu warm werden); im zweiten Jahr eine Reiseschärpe, zur Hälfte von der Tante, zur Hälfte von der Tochter gestrickt (der Assessor machte niemals eine Reise); aber diesmal sollte er mit einem Sophakissen erfreut werden (der Assessor besaß keinen Sopha in seinem Zimmer), gefertigt von Sabinens eigener, knochiger Hand. Solchergestalt stiegen seine Aktien, in demselben Maaß wie Sabinens Aktien sanken.

Der Abend war und blieb langweilig, zumal für die arme Majorin, welche es nicht unterlassen konnte, in ihrem Innern Vergleiche anzustellen.

Könnte man sich zuweilen dieser Vergleichsgedanken entschlagen, wie viel Schönes, Gutes und Angenehmes fände man da nicht auf unserer Erde, Dinge, welche sich jetzt niederducken und hinter noch schöneren, besseren und angenehmeren Sachen verbergen! Ueberdies saß die Majorin lange Stunden allein da und war beinahe eingenickt in der Schlafkammer, während Sabine sich mit dem Abendessen beschäftigte, und die andern ein kleines sechshändiges Whist aufführten, ein entsetzliches, unausstehliches Spiel, wie die Majorin seitdem beständig sagte.

Vor Schlag zehn Uhr kam das ersehnte Mahl nicht, und als es kam, war es Alles, nur nicht lecker und gut. Der Major und die Majorin waren beide hungrig und hatten eine anständige Weihnachtsbewirthung erwartet, aber Sabine hatte ihr Versprechen eines schlichten, einfachen und frugalen Mahles buchstäblich eingehalten, denn der Laugenfisch war ärmlich, die Grütze noch ärmlicher, die Sahne am ärmlichsten, und hernach kam ein allzu junger Kalbsbraten mit antikem oder wenigstens mittelalterlichem Backwerk, denn die Tante hatte alle ihre Aufkäufe schon in der Woche vor Weihnachten gemacht. Aber nun erschienen auch die Weihnachtsgeschenke, unter lautem Lachen hereingebracht von dem Stockholmer Jungferchen; der Major erhielt ein Unterwamms, gestrickt von der Tante, welche selbst die Nützlichkeit desselben beschrieb (der Major trug nie etwas Wollenes auf der Brust), sowie ein Cigarrenetui von Sabine (der Major rauchte niemals Cigarren und konnte es auch nicht ausstehen); die Majorin bekam von Sabine einen Schlüsselhaken (die Majorin gehörte zu den angenehmen Wirthinnen, welche nicht gleich schellenbehangenen Kühen beständig mit ihrem Schlüsselbunde klappern), und von der Tante bekam sie ein Paar gestrickte Socken von Wollgras (es war ihr nichts unangenehmer als überflüssige Wärme um die Füße).

So gibt es Leute, welche nichts weniger als den Geschmack von Andern zu treffen verstehen, aber dennoch, was das Allerschlimmste ist, mit ihrer Feinnäsigkeit großthun.

Als man vom Tische aufstand und nach allen Seiten hin unendlich gedankt hatte, begann der Major vor Allem auf seine neue Uhr zu sehen, die Tante aber bat ihre Gäste zuerst zu schauen wie vergnügt und zufrieden ihre Magd an dem so eben verlassenen Tische dasitze und esse.

„Dies," sagte die Tante, ganz gerührt von ihrer eigenen Güte und Volksfreundlichkeit, „dies ist ein alter Brauch in meinem Hause, daß ich allemal am Christabend

meine Dienerschaft an den Herrschaftstisch sitzen und sich da satt essen lasse."

Die Majorin wagte ihren Mann nicht anzusehen; aber sobald sie auf die Straße hinabkamen, und sie gingen auch jetzt zu Fuß, weil dies bei dem schönen Wetter der Majorin weit mehr Freude machte als das Fahren in Miethwägen — da pustete der Major und sagte:

„Nun, Gott sei Dank, endlich wäre doch dieser unerträgliche Abend überstanden; aber das sage ich aufrichtig, daß ich „meine Dienerschaft" sehr beklagen würde, wenn sie sich blos an solchen übriggelassenen Brocken satt essen dürfte, und hätten wir beide mit solchem Heißhunger von dem abscheulichen Laugenfisch und der infamen Grütze gegessen wie die Andern, so hätte die Dienerschaft am Christabend das Vergnügen an dem Tisch der Herrschaft zu sitzen blos gehabt, um die Teller abzuschaben und die Schüsseln auszulecken. Nun aber bekam das arme Mädchen doch einige Bissen auf Kosten meines eigenen Hungers."

Die Majorin lachte blos, aber auch sie verspürte einen nagenden Hunger, und man denke sich ihre freudige Ueberraschung, als sie nach dem langen frischen Abendspaziergang nach Hause kam, und, nachdem Katharine triumphirend die Thüren geöffnet, einen wohl gedeckten Tisch erblickte, mit allem dem, was sie am meisten wünschte.

Mitten auf dem Tisch standen nämlich einige in frischem und gedeihlichem Wachsthum begriffene Kamelien in ihren schönen Töpfen. Um dieselben herum prangten und dufteten frischausgeschlagene Hyacinthen in mehreren Farben. Vor denselben brannte ein Kranz von Kerzen in modernen Leuchtern und zu Aeußerst stand ein Dessertservice vom feinsten französischen Porzellan, mit zierlichen Messern und Gabeln (etwas, das die Majorin schon lange gewünscht hatte) und die schönen Dessertteller waren gefüllt mit Torten, Backwerk, frischen und eingemachten Früchten, sämmtlich von den leckersten Sorten.

Das erste Gefühl der Majorin war Freude, Rührung über die Güte ihres Mannes; aber bald brach sie in ein herzliches Lachen aus über seine Voraussicht, daß man einer kleinen Beilage zum Weihnachtsschmaus der Tante wohl bedürftig sein könnte, und wenn sie die schönen lebendigen Pflanzen mit Entzücken, das kostbare Service mit inniger Freude betrachtete, so ist es eben so gewiß, daß sie die aufgetischten Leckerbissen mit dem größten Apetit ansah.

Unter heiteren Scherzen und fröhlichem Geplauder setzten sich die beiden Gatten und machten sich über die Teller her.

„Das ist die angenehmste Stunde, die ich hatte, seit ich von Hause weg bin," sagte die gute Frau, und ihr Mann antwortete:

„Das freut mich, und ich habe mit diesem Einfall zwei Mücken zugleich geschlagen, denn auch Katharine hatte ihre Freude dabei, während sie sonst vor Heimweh geheult und gewimmert haben würde."

„Du guter Engel," sagte die Majorin und mehr nicht; aber weder gut noch ein Engel ist, wer nicht versteht, was sie damit meinte.

Fröhlich und glücklich schliefen die liebenden Gatten ein, aber beim Erwachen dachten sie seufzend an den unerträglich langen Christtag, den sie vor sich hatten, denn sie sollten ihn wieder bei der Tante zubringen, die ihnen von Tag zu Tag immer lästiger wurde.

Vormittags gingen sie indeß in eine Kirche, wo sie eine schöne, prunklose und zum Herzen gehende Predigt erwarten durften, welche sich lediglich an die Religion hielt und die Politik aus dem Spiele ließ; hernach aber mußten sie sich zum Mittagessen der Tante begeben, nachdem sie zuvor unter fröhlichem Lachen ein recht tüchtiges Frühstück eingenommen.

„Jetzt," sagte der Major, als er vom Tisch aufstand

und sich den Mund wischte, „jetzt bin ich bereit, mit den Ueberbleibseln vom gestrigen Souper vorlieb zu nehmen."

Diesmal bekamen sie bei der Tante weder Laugenfische noch Grütze, aber wenn der selige Kalbsbraten auch nicht wirklich in einem magern Ragout spukte, wenn das Backwerk nicht in einer mystischen Vermengung von Reis, Apfelmuß, eigemachten Preiselbeeren, Rahm und noch einigen festeren Dingen bestand, so wagte die Majorin doch nicht zu widersprechen, als ihr Mann es behauptete.

Nachmittags trank man bei der Tante Kaffee, und hiezu versammelten sich einige mittelalterliche Personen beiderlei Geschlechts, wahrscheinlich ihre genauesten Freunde, „um meine Nichte und meinen Neffen in meinen Gesellschaftskreis einzuführen," bemerkte die Tante. Von all diesen Gästen war immer einer abgeschmackter und langweiliger als der andere, und als der Kaffee herumgereicht worden, begann das höchst interessante Gespräch vom Wetter, von den Straßen, welche gestern noch so trocken und schön gewesen, heute aber ganz schmutzig seien, weil es thaute und regnete. Weiterhin ließ man sich über die letzten Diebs- und Mordgeschichten aus, und jeder wußte neue Umstände zu erzählen, worauf dann die Andern sagten: „Gott steh uns bei! Welche gefährliche Zeiten!" Und nun bemerkte der Major, es sei eine traurige Erfahrung, aber in seiner Gegend werden doppelt so viel Verbrechen begangen, seitdem Schelme und Diebe nicht mehr Ruthenhiebe zu fürchten haben, sondern blos Wasser und Brod, und gefällige Kerkermeister, die oft genug gegen eine kleine Erkenntlichkeit zu diesem Wasser und Brod noch Häringe und Branntwein liefern, und durch die Finger sehen, wenn die Gefangenen bei ihrer Ankunft ihre Röcke mit saftigen Fleischschnitten ausgefüllt haben, was alles gerade kein Beweis für die Ausführbarkeit der philanthropischen Ideen sei; „man kann ja wahrhaftig," fügte der Major hinzu, „keinen Abend beim Schlafengehen sicher sein, ob man nicht am andern Morgen ausgeplündert und ermordet ist, und

zwar im eigenen wohlverschlossenen und wohlverriegelten Hause.

Einige von der Gesellschaft, welche noch nie über das Weichbild von Stockholm hinausgekommen waren, sprachen davon, daß man in solchen Fällen sogleich die Polizei holen müsse, und daß einer bestimmten Person im Hause bei ihrer Verantwortung aufgegeben sein sollte, dies sogleich zu besorgen.

„Das wäre alles recht schön," antwortete der Major, „wenn man auf dem Lande auch nur Polizei hätte!"

„Ei wie!" erscholl es von allen Seiten, „gar keine Polizei auf dem Lande? Das wäre ja entsetzlich."

Der Major meinte zwar, in Stockholm sei man auch nicht viel sicherer, obschon man da viel von Polizei spreche; aber Niemand achtete auf seine boshaften Bemerkungen, sondern Alle schwatzten zu gleicher Zeit von Dingen, die sie weder begriffen noch verstanden, und der Major gähnte gräßlich, die Majorin aber versicherte Sabinen in aller Stille, daß sie beim besten Willen keine Zeit finden würde, bei allen diesen Frauen Besuche zu machen, sondern daß sie sich das große Vergnügen, in diesen Gesellschaftszirkel zu kommen, versagen müsse. Dabei verharrte die Majorin auch fest, denn sie hatte in Stockholm bereits mehrere kleine nützliche Kunstgriffe gelernt, unter welchen der allernützlichste darin bestand, nöthigenfalls manchmal das gerade Gegentheil von dem zu sagen, was sie dachte, und dies war gerade jetzt der Fall, denn die Majorin dachte: lieber mutterseel allein in meinen gemietheten Zimmern bleiben, als mich unter diesen unerträglich langweiligen Menschen halbtodt gähnen; der Major aber erklärte auf dem Heimweg, daß nichts ihn bestimmen könnte, auch den dritten Tag bei der Tante und ihrem Anhang zuzubringen, die alte Hexe müßte denn Ueberzeugungsgaben aus Eisen und Hanf haben, denn freiwillig thue er es unter keinen Umständen mehr.

Jetzt begann eine neue Zeit.

„Ich bin der Sache überdrüssig," sagte der Major,

„wir müssen uns Vergnügen machen, es mag kosten was es wolle."

Und nun traf der Major Anstalten, verschiedene Besuche in verschiedenen Häusern zu machen, welche sämmtlich durch ihre angenehmen Gesellschaften berühmt waren, und mit deren Inhabern der Major und seine Frau im Verlauf der Zeit an dritten Orten Bekanntschaft gemacht hatten. Diese Besuche wurden indeß auf den Neujahrstag verschoben, und in der ersten Christwoche wurde man noch einmal zu E—s auf ein ganz angenehmes, kleines Mittagsmahl eingeladen, mit einigen Herrn und einigen älteren Damen aus Frau E—s Verwandtschaft. Ueber die Letzteren war die Majorin ganz entzückt, denn sie gehörten zu jenen gebildeten und angenehmen, achtungswerthen, freundlichen und artigen, fröhlichen und zugänglichen Frauen, von denen sich da und dort einige Prachtexemplare vorfinden, welche bis in ihr hohes Alter gesucht und gefeiert bleiben, eben deßhalb weil sie sich mit jedem andern Alter auf den gleichen Standpunkt stellen können, ohne ihr eigenes im Mindesten zu verläugnen.

Solcher Art waren Frau E—s Tanten, auf welche sie auch große Stücke zu halten schien, und ihre Bekanntschaft mit diesen gab der Majorin Ersatz für viele langweilige Tage und Stunden in den Mauern der Hauptstadt.

„Ach, wenn ich eine solche Tante hätte," seufzte die Majorin, und noch mehr — einen solchen kleinen Engel wie die Olga!" Diese war jetzt ganz bezaubert von der Majorin. Ihr kleines Puppentheater mit ordentlicher Maschinerie und Puppen sammt kleinen gedruckten Theaterstücken, die mit denselben aufgeführt werden konnten, versetzte sie und ihre zwei kleinen Brüder, welche für die Ferien aus ihrem Institut entlassen waren, in ein Meer von kindlichem Entzücken, das immerhin die wahrste und ächteste von allen Arten von Entzücken bleibt; darüber freute sich denn die Majorin, wie auch darüber, daß die eine Tante sich gleich ihr selbst unwillkürlich an Goethes Kindheit und ihr unvergeßliches Puppenspiel erinnerte, welches wahrschein-

lich den Grund zu seiner großen Vorliebe für das Theater und folglich auch zu seinem großen Talent für die dramatische Poesie legte. Man sprach jetzt viel von Goethe, von Eckermanns und Bettinas Briefen. Einige von den Herrn nahmen an der Unterredung Theil. Sie bewunderten und priesen Bettinas flammende Ergüsse, die Majorin aber behauptete, man werde ein wenig berauscht davon, und sie steigen ihr immer in den Kopf. Man lachte viel über diesen Einfall. Die Majorin schöpfte Muth und behauptete, Eckermann sei nicht wie ein glatter Spiegel, sondern blos wie der Rahmen des Spiegels, worin Goethe allein sich abspiegele, und als von Bettina die Rede war, so war sie dreist genug, zu erzählen, wie man vor einigen Jahren in Oliventhal allerlei kleine Vorstellungen, Charaden und lebendige Gemälde aufgeführt habe, und daß sie selbst einmal ganz ausstaffirt gewesen sei, wie Bettina die Frau Rath beschreibt, als sie an einem dritten Ort mit Frau von Staël Bekanntschaft machen sollte, ihr mit stolzen Schritten entgegentrat und blos sagte: „Je suis la mère de Goethe.“

So scherzte und schwazte man den ganzen Abend, wenn auch nicht immer so geistreich, doch wenigstens so heiter und angenehm, ohne alle Steifheit, Zwang und Schläfrigkeit.

Mit Einem Wort: die Majorin war unendlich vergnügt über ihren Besuch, und der Major ärgerte sich, obschon er ungewöhnlich Glück gehabt, daß er Karten gespielt hatte, gerade an diesem einzigen Tag, wo er unter vernünftige Leute gekommen, denn so nennt Jedermann diejenigen Leute, mit denen er sich unterhalten hat.

Dieser Tag hatte den Major und seine Frau gänzlich mit Stockholm ausgesöhnt, aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, und ein Tag bedeutet so wenig unter Wochen und Monaten.

Endlich kam der Neujahrstag, und der Major, der sich ganz und gar nicht um das neumodische Absagungsfieber und die Anzeichnungslisten zur Unterlassung der Neu-

jahrsbesuche *) bekümmerte, sondern gerade auf diese bedeutende Hoffnungen gründete, hatte sich einen zuverläßigen Aufwärter angeschafft, denn er wollte Sandgren nicht dazu verwenden, weil er irgend eine neue ländliche Kardinaldummheit von ihm befürchtete, und besorgte, er möchte es vielleicht eben so machen, wie ein Bekannter ihm von seinem ländlichen Bedienten erzählt hatte. Der Herr hatte nämlich am Abend seinem Bedienten ein ganzes Paket mit Karten nebst einer langen Liste über die Art der Abgabe derselben eingehändigt, und ihn genau instruirt, wie er sich dabei zu benehmen habe, endlich seine Vorlesung mit der Mahnung beschlossen, am Morgen ja nicht zu säumen, sondern sich bei Zeiten auf den Weg zu machen. Der Herr selbst dachte am Neujahrsmorgen tüchtig auszuruhen, er lag und streckte sich bis zwischen neun und zehn Uhr, dann aber stand er auf, jedoch ohne seinen Bedienten zu rufen, denn er war überzeugt, daß derselbe von seiner Expedition nach allen Weltgegenden hin unmöglich schon zu Hause sein könne. Aber wie staunte er nicht, als er, nachdem er ganz allein und ohne fremde Beihülfe seine Toilette gemacht, in's äußere Zimmer kam und daselbst seinen Merkurius gewahrte, der in aller Sicherheit ein Schläfchen machte, bis er die Glocke oder Stimme seines Herrn hören würde.

„Ei, der Tausend, wie kannst Du da sitzen und schlafen, statt zu thun, was ich Dir befohlen habe?" rief der Herr zornig.

„Sie meinen wohl mit den Karten?" fragte der Bediente ruhig.

---

*) An den beiden letzten Neujahrstagen hat man die unerhörten, lästigen Neujahrsvisiten sehr eingeschränkt zum größten Harme der Steindrucker, die sonst alle Hände vollauf zu thun hatten. Viele der Vornehmsten gaben den Impuls, man veranstaltete in mehreren Buchläden Anzeichnungslisten für diejenigen, welche keine Visitenkarten schicken wollten, und diese gaben das bisher darauf verwendete Geld an die Armen. A. d. U.

„Ja, allerdings, Du fauler Gesell!" antwortete der ergrimmte Herr.

„Damit hat es keine Noth," versetzte der Bediente mit großer Selbstgenügsamkeit, „denn ich habe Alles schon längst abgegeben. Aber noch nie in meinem Leben habe ich solche Grobheiten bekommen wie heute, denn sehen Sie, ich ging um fünf Uhr weg, und überall, wohin ich kam, mußte ich klopfen und pochen, denn nicht eine einzige Thüre war offen, und jeder, der mir öffnete, schalt mich wie einen Hund; aber ich warf die Karten blos hinein und sprang dann weiter, ehe mich die Andern einholen konnten, denn sonst hätte es gewiß Prügel abgesetzt."

Der Herr wußte Nichts zu sagen: er hatte seinem Bedienten befohlen, frühe wegzugehen, er hatte ihm befohlen, sich zu tummeln, und diesen beiden Befehlen war der Bediente in der vollsten Bedeutung des Wortes nachgekommen.

„Einen solchen Spaß würde mir Sandgren ganz gewiß machen, und es gäbe dann wieder eine Geschichte, wie mit den Trauben," sagte der Major; „deßhalb wähle ich lieber einen andern Aufwärter."

Aber siehe da, nicht alle Aufwärter sind mit hellen Köpfen begabt, wenigstens nicht mit solchen, welche die Meinung der Sterne deuten können, und nun begab es sich, daß unser guter Major dem Aufwärter einen entsetzlich dicken Bund Visitenkarten sammt einer erschrecklich langen Liste überreichte, mit der bestimmtesten Bemerkung, daß die Sternchen bei den Namen so viel bedeuten, daß auch für die Majorin eine Karte abgegeben werden müsse. Aber ob nun der Aufwärter aus unverzeihlicher Wirrköpfigkeit die beiden Fälle verwechselte, oder ob er philosophisch über die Sache nachdachte und, da er selbst ein minder glücklicher Ehemann war, nicht begreifen konnte, daß man mit einem Stern eine Frau bezeichnen wolle, indem hiefür nothwendig ein Kreuz genommen werden müßte, das Alles weiß man nicht so genau, aber gewiß ist, daß er in der ganzen Stadt umherrannte und die Karten schnurstracks

dem Befehl des Majors zuwider, ablieferte, denn bei allen Junggesellen und einigen hochgestellten Männern, welchen der Major eine Anfmerksamkeit erweisen wollte, machte jetzt schriftlich die Majorin zugleich mit ihrem Manne den Neujahrsbesuch, aber nicht in einem einzigen von den Häusern, wo sie schon vorher gewesen war, oder wo der Major sie auf diese Weise einzuführen gedachte, und was das Schlimmste von Allem war, sie erfuhren dieses Versehen ihres Neujahrsboten erst lange Zeit nachher. Sie saßen am Neujahrsmorgen so zufrieden und vergnügt bei ihrem Kaffee, und die Majorin war bei ungewöhnlich guter Laune, denn sie hatte mit einer von Frau E — s liebenswürdigen Tanten, welche, wenn auch nicht zu la plus haute volée, so doch zu la plus bonne société gehörte, einen gemeinschaftlichen Besuch der Neujahrsredoute verabredet, und die Majorin wußte den Werth einer solchen Begleitung bei einem solchen Gang sehr wohl zu schätzen. Da saß sie jetzt hoch erfreut darüber, und namentlich auch über die Aussicht diesmal wenigstens Sabine entbehren zu können, denn ihre Gesellschaft wäre sicherlich Frau Karolinens Loos geworden, wenn nicht die freundliche, alte Dame sich erboten hätte, sie zu begleiten. Die Majorin hatte deßhalb auch gethan, als ob sie Sabinens Einladungen zu diesem Behuf nicht verstehe, und als dieselben gar zu handgreiflich wurden, so hatte sie sich genöthigt gesehen, ihr zu sagen, daß sie bereits eine andere Gesellschaft ausgemacht habe. Sabine hatte dieß sichtlich sehr übel genommen, denn sie besaß jetzt ein neues schwarzseidenes Kleid, sie wollte durchaus auf diese Redoute gehen, wollte kostenfrei dahin kommen und hätte sich gar zu gern in Gesellschaft der Majorin sehen lassen, weil diese mit Excellenzen und andern hohen Thieren umging, folglich Gelegenheit bekommen konnte, mit solchen zu sprechen, eine Ehre, von welcher immerhin einiger Abglanz Sabinen zu gut gekommen wäre; ohnehin hatte Letztere sich vorgenommen, alle Schritte der Majorin an diesem Abend vollständig zu lenken, und nun mußte sie gänzlich von diesem Allem abstehen. Aber just

deßhalb saß die Majorin jetzt so vergnügt da, denn sie hatte endlich alle Berechnungen Sabinens und der Tante Landrichterin durchschauen gelernt, und sie sagte mehrere Male zu ihrem Manne: „Wie glücklich bin ich, daß ich Sabine los wurde!" Der Major aber rieb sich die Hände vor Freude und Entzücken über diesen angenehmen Umstand, denn Sabine und ihre Mutter wurden dem sonst so guten Mann von Tag zu Tag mehr zum Abscheu.

Inzwischen setzte sich der Major an diesem für alle Welt so langweiligen Neujahrsvormittag, machte seine Rechnungen und sah nach, wie viel der Aufenthalt in Stockholm ihn bis jetzt gekostet. Die Majorin ihrerseits saß in einem Fenster und sah zu, wie Bediente, Aufwärter und Herrn in voller Uniform, Herrn mit und Herrn ohne Degen aneinander vorüberrannten; aber sie fuhr ängstlich zusammen als ihr Mann, nachdem er eine ganze Stunde schweigsam und still addirt und multiplizirt, dividirt und subtrahirt hatte, endlich ganz heftig rief:

„Hölle und Teufel, was hat dieser Aufenthalt schon gekostet!" Und nun nannte er eine Summe, welche ich nicht wiederholen will, weil Manche sie zu hoch, Andere sie auch zu klein finden würden, aber gewiß ist, daß die Majorin die Hände zusammenschlug und rief:

„Das ist allzuviel Geld für so wenig . . . . Freude, hatte sie hinzusetzen wollen, nun schwieg sie aber plötzlich, um ihren Mann nicht zu beleidigen. Dieser rechnete weiter, und sie blickte auf die Straße hinab, ging aber schnell vom Fenster weg, als sie einen kleinen Herrn mit Degen vor einem großen Herrn mit Ordensstern sich verbeugen sah, denn dies nahm sich zwar von ihrem Fenster aus recht lustig aus, aber sie erinnerte sich eine Reisebeschreibung gelesen zu haben, worin der Reisende sich beklagte, daß er eine bedeutende Rechnung habe bezahlen müssen, dafür, daß er von seinem Fenster aus mit fröhlichem Lachen den Polichinell und Mamsell Kolombine angesehen, welche von einem herumziehenden Marionettenkastenmann gezeigt wurden. Frau Karoline, welche diese Anekdote erst neuerdings

gelesen und so eben auch die nach ihrer Ansicht unerhörte Summe vernommen, die ihre Stockholmer Reise gekostet, schrack nun auf einmal vor jeder unnöthigen Ausgabe zurück, und glaubte, die Herrn könnten jeden Augenblick heraufkommen, und baare Bezahlung verlangen für das Vergnügen, womit sie die Art ihrer gegenseitigen Bekreuzung betrachtet habe.

Aber nach einigen Augenblicken begannen sowohl Mann als Frau über ihren ersten Schreck wegen der unerhörten Summe zu lachen, und der Major sagte:

„Weißt Du auch, liebe Karoline, daß wir jetzt ein Paar einfältige Kinder sind, wenn wir uns darüber wundern, daß beständige tägliche Ausgaben zusammen eine große Summe ausmachen, wie es denn auch sehr filzig von uns wäre, wenn wir uns darüber grämen wollten, denn wir haben ja für Niemand zu sparen (hier wurde ein kleines Duett geseufzt), sondern wenn wir uns lustig machen wollen, so können wir das ohne alle Gewissenspein thun, denn ich habe jedes Jahr etwas von unsern Einkünften zurückgelegt, so daß wir wohl ein Jahr lang davon herunterzehren könnten, oder auch noch etwas länger, wenn es nöthig wäre, was ich aber kaum glaube. Doch uns lustig zu machen ist jetzt Trumpf, und damit wollen wir gleich an diesem ersten Tage des Jahrs beginnen, denn ich freue mich ordentlich auf die Neujahrsredoute, und zwar hauptsächlich Deinetwegen, liebe Karoline. Ich selbst weiß von alten Zeiten her wie das Ding aussieht, denn ich bin früher auf mehreren Neujahrsredouten gewesen, sie sehen einander so gleich wie ein Ei dem andern, auch glaube ich nicht an das Gerede, daß Seine Majestät der König kommen werde. Dann freilich wäre es etwas Anderes, denn so alt er ist, der stattliche Karl Johann, so steht er doch noch immer wie ein Kronleuchter mitten auf dem Tisch, und namentlich bei uns alten Soldaten von achtzehnhundertdreizehn und achtzehnhundertvierzehn wird er immer große Sympathie und herzliche Ergebenheit finden. Ich selbst möchte ihn bei dieser Gelegenheit gern einmal

wieder in der Nähe sehen, denn da ich um Nichts zu bitten, für Nichts zu danken, und auf die Hoftreppen mich niemals verstanden habe, so kann es blos auf diese Weise geschehen."

So plauderten die guten Gatten heiter und angenehm miteinander, blickten dazwischen hinein auf die Straße hinab, wo die Besuchenden sich kreuzten, und wurden selbst mit mehreren Karten, wie auch mit einigen Besuchen in Natura erfreut, unter andern von dem alten, lustigen, ehrlichen Ruterfeldt, von welchem der Major inzwischen im Verlauf der Zeit sich überzeugt hatte, daß er weder so lustig noch so ehrlich war wie er im Anfang geglaubt. Dieser wußte unserer guten Majorin so viel Neujahrswünsche darzubringen, daß sie feuerroth und seiner dummen, langweiligen Scherze endlich ganz müde wurde; sie schützte deßhalb noch einige kleine Geschäfte für ihre Abendtoilette vor und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Aber wie verdroß es sie nicht, als sie zum Mittagessen kam und den Tisch für drei Personen gedeckt fand, wobei ihr der Major durch einen Blick zu verstehen gab, daß der widerliche Ruterfeldt sich aufgedrungen habe. „Doch immerhin," dachte die Majorin, „ein vergnügter Abend wiegt alles wieder auf."

Nach Tisch schlug Ruterfeldt ein Picket vor, die Majorin aber blätterte in einigen der neusten Romane und war schon wieder im Einschlafen begriffen als Katharine ihr ein Billet von Frau E—s Tante brachte.

„Ach, was ist da schon wieder?" sagte die Majorin schläfrig und Schlimmes ahnend.

Schlimm war auch die Botschaft: die liebenswürdige alte Frau hatte einen heftigen Kolikanfall bekommen und mußte zu ihrem großen Leidwesen von aller Theilnahme an den Festlichkeiten des Abends abstehen.

Die Majorin hätte beinahe laut aufgeweint, aber noch immer saß der garstige Ruterfeldt da. Sie konnte also nicht mit ihrem Manne sprechen, endlich jedoch faßte sie Muth und bat ihn um ein Paar Worte. „Sogleich,"

sagte der Major und kam auch sogleich, war aber etwas ärgerlich, daß er acht Partien hinter einander verloren hatte.

„Nun, was gibt's?" fragte er, als er auf dem Gesicht seiner Frau eine ganze Tragödie geschrieben sah und sie fortwährend mit dem offenen Billet in der Hand dastand.

„Nun ja, dies Unglück wird sich noch verschmerzen lassen," sagte der Major, nachdem er es gelesen, und an seinem Ton merkte man, daß er etwas böse war. „Ob eine alte Schachtel mehr oder weniger auf die Ausstellung kommt, was kann Dir das verschlagen? Du bist alt genug, um selbst zu wissen, wie Du Dich zu benehmen hast. An mir hast Du ja immer einen Schützer u. s. w. u. s. w." Der Major brachte nämlich in seinem Piketärger noch allerlei kleine Trostgründe vor, die jedoch in diesem Augenblick auf die Majorin wirkte, wie das Wasser auf die Gans, denn nachdem er lange gesprochen, unterbrach sie ihn plötzlich mit den Worten:

„Lieber Wilhelm, könnte nicht Sandgren sogleich zu Sabine gehen?"

„Mein Gott!" rief der Major und schlug seine Hände zusammen, obschon er in der einen die Piketkarte hielt.

„Was zum Teufel sollen wir denn mit ihr machen? Sollen wir schon wieder den Kranich auf den Hals bekommen? Herr Gott! u. s. w. u. s. w."

Aber wie es nun war und wie es ging, Sandgren erhielt Befehl, so schnell als nur möglich zu Sabine zu eilen, denn die Zeit drängte. Endlich nahm Ruterfeldt seinen Hut, nachdem er neun bis zehn Reichsthaler im Piket, ein gutes Mittagessen und einen feinen Kaffee profitirt hatte, und nun begann ein Duett zwischen den beiden Gatten: „Ich bin doch begierig, ob Sabine kommen wird! Ach, wenn sie doch käme! u. s. w.," denn jetzt war sie der Schiffbrüchigen einziges Brett.

„So beginn doch einmal mit Deiner Toilette, liebe Karoline!" bat der Major, „denn es ist bereits sechs Uhr;

damit begab er sich selbst an seinen Toilettentisch, Frau Karoline aber saß, die Nase an das Fenster gedrückt, da und blickte auf die dunkle Straße hinab, wie wenn sie Sandgren von andern Leuten unterscheiden könnte. Dieser kam endlich ganz athemlos und schwitzend mit Fräulein Sabinens Billet, ohne daß die Majorin ihn unter den Gehenden bemerkt hätte.

„Nun, sagte Herr und Frau zugleich, und das Billet wurde in der Hast des Oeffnens mitten entzwei gerissen. Auf den beiden Stücken stand mit spitziger Handschrift zu lesen wie folgt:

„Meine beste Karoline!

„Es thut mir sehr leid, daß Du eine so angenehme Gesellschaft verlieren sollst, die ich Dir auch gewiß in keiner Weise hätte ersetzen können, selbst wenn ich nicht schon längst mit einer andern Freundin verabredet hätte, ihr bei der Neujahrsredoute Gesellschaft zu leisten. Ein andermal hast Du vielleicht, wenn Du meiner wieder bedürfen solltest, die Güte, mich zeitlicher zu benachrichtigen, denn sonst könnte es wieder gehen wie jetzt, nämlich daß ich bereits versagt wäre.

Freundschaftlich
Sabine F."

In Eile.

„N. S. Mama dankt verbindlich für Vetter Schmidts Neujahrsbesuch; unsere Karten sind hoffentlich zu Handen gekommen."

„Hol' der Teufel diese Meerkatze!" rief der Major, sie will die Empfindliche spielen, aber sie soll mir das bezahlen. Was zum Henker schwatzt sie denn von meinem Besuch, gleich als ob ich blos allein hingerannt wäre und blos meine Karte hingeschickt hätte! Aber es sieht bei ihr unter der Haube nicht richtig aus, und Du mußt Dich gar nichts um sie und ihre Dummheiten kümmern, sondern

kleide Dich jetzt nur an, damit wir gerüstet sind, wenn der Wagen kommt."

Frau Karoline sagte Nichts. Sie hätte beinahe geweint. Tausendmal lieber wäre sie jetzt zu Hause geblieben, aber da sie wirklich keine launische Frau war, so wollte sie auch nicht wie eine solche aussehen, sondern machte jetzt still und bange vor dem, was der Abend mit sich bringen würde, ihre Toilette. Sie war ganz fertig als der Wagen kam, denn auf diesen mußte man eine halbe Stunde warten, und während dieser Zeit hatte Katharine, die ihrer Gebieterin sonst nicht zu schmeicheln pflegte, mehrere Male wiederholt: „Nie in meinem Leben habe ich die gnädige Frau so schön gesehen wie heute." Auch der Major sagte endlich: „Weißt Du, liebe Karoline, daß Folker ganz und gar nicht zu theuer war mit seinem Kopfputz? Du bist heute so schön wie an unserem Hochzeittage."

Solche Dinge stärken den Muth einer armen Frau wieder ein wenig, wenn sie auf den Ball gehen will; und als die Majorin endlich an ihres Mannes Arm in den durch seine Lichter, Spiegel, Vergoldungen und die Masse schön geputzter Menschen blendenden Salon trat, war sie ziemlich ruhig und unbefangen. Wohin sie kam, heftete sich mancher Blick auf sie, denn sie sah ungewöhnlich hübsch aus; aber ach, wo sollte sie einen Platz erhalten? Endlich blieben sie stehen, sahen sich ein wenig um, und die Majorin war sehr vergnügt, als eine Dame ihr ein wenig Platz zu machen begann, freilich auf einer der niedrigen Bänke und nicht sehr weit von der Thüre. Die Majorin dankte mit ländlicher, das heißt wirklicher Erkenntlichkeit, sah ihre gefällige Nachbarin an, hielt es für ihre Pflicht, etwas Verbindliches zu sagen. Sie erklärte deßhalb, daß sie als Fremde und so ganz allein außerordentlich vergnügt sei, einen so guten Platz zu finden.

„Ich sah wohl, daß Sie Fremde sind," sagte die Dame, welche zu denjenigen Menschen gehörte, die wohl fühlen, daß sie ein Nichts sind, eine Null, die man neben eine andere Zahl stellen muß, wenn sie etwas werden soll,

zu jenen Menschen, welche durch alle möglichen äußeren und innern Umständen verurtheilt sind, in dem großen Topf des Gesellschaftslebens tief unten auf dem Boden zu liegen, die aber mit Händen und Füßen ewig arbeiten und streiten, um sich einigermaßen emporzubringen, und sich deßhalb an jeden Gegenstand festhängen, von dem sie glauben, daß er sie bis zur Sahne herauf ziehen kann. Und nun sah das Schmidt'sche Paar in der That recht gut aus, als es so daher geschritten kam. Der Major war ein schöner, älterer Herr, immer fein und elegant, jedoch nicht stutzerhaft gekleidet, und die Tapferkeitsmedaille, die neben seinem Schwerdtordensstern hing, bewies, daß er nicht immer in seinem Leben so gemächlich einhergegangen war, sondern wirklich feindliches Pulver gerochen hatte, eine Sache, welche jetzt unter unsern Kriegsmännern zur bloßen Tradition zu werden anfängt. Ueberdies führte er eine schöne Dame, in einem eleganten, nagelneuen Seidenkleid, in dessen weiten Falten mancher Reichsthaler steckte, und das ihr wie an den Leib gegossen, saß. Unter den modernen Aermeln sah man Arme so weiß und so rund, um den schneeweißen, wohlgeformten Hals ringelten sich schöne, ächte Perlen, auf der Brust strahlte eine Juwelenbroche so ächt und so rein wie die Güte in den schönen, blauen Augen, der reizende Kopf war mit einem hellblauen Krepphäubchen geschmückt, silberdurchwirkt und mit etlichen kostbaren, weißen Federn, alles nach den Gesetzen des vollendetsten Geschmacks angeordnet.

Ihre kleine Besorgniß hatte der Majorin eine gute Farbe gegeben, welche ihr ungemein reizend ließ, und mancher Blick heftete sich auf die schöne, fremde Frau, welche sich vergebens nach einem Bekannten umsah, und sich ganz allein in der Welt fühlte, als auch ihr Mann sich entfernte oder von der Menge weggedrängt wurde. Die artige Dame, welche der Majorin Platz gemacht hatte, war natürlich fortwährend bemüht, eine Unterredung mit ihr in den Gang zu bringen, aber die Majorin war aus lauter Bangigkeit unzugänglich, und die Dame, welche den Grund

dafür in Hochmuth und Vornehmheit suchen zu müssen glaubte, wurde immer drängender. Endlich erblickt Karoline die Generalin B. und die Justizräthin H., und nun verbeugt sie sich freundlich und höflich gegen diese beiden Damen; diese aber, als sie die Majorin allein, neben einem gänzlich unbekannten Frauenzimmer sitzen sahen, dessen Aeußeres nicht sehr viel versprach, erwiederten den Gruß blos mit dem allerkürzesten und frostigsten Kopfnicken. Weiterhin erblickte die Majorin ihre Cousine Sabine, die sich zur rechten Zeit auf den Weg gemacht und einen guten Platz erhalten hatte, aber diese schien sie nicht zu bemerken oder bemerken zu wollen, nicht gerade weil die Majorin in der Nähe der Thüre saß, sondern weil Sabine beleidigt, sehr beleidigt war, und weil sie dies ihrer Cousine gerade jetzt, wo es von sehr guter Wirkung sein konnte, zeigen wollte. Ja, ja, Sabine war nicht dumm, zumal wenn es sich um etwas weniger Gutes, um nicht zu sagen etwas Böses handelte. Einige Herrn, welche die Majorin schon in Gesellschaft gesehen hatten, gingen vorüber, grüßten freundlich, blieben aber nicht stehen, und dies war um so weniger zu verwundern, als man von dem Platze aus, wo die Majorin saß, vom Tanze und von allem Andern nichts sah. Endlich jedoch kommt Jemand und bleibt stehen, aber wer ist es anders als der abscheuliche Ruterfeldt, der ihr jetzt noch schuftiger und lumpiger vorkam als alle Andern? Sie seufzte tief, daß unter allen ihren Bekannten er allein es war, welcher die Bekanntschaft nicht verläugnen wollte. Er pflanzte sich jetzt wie eine Meilensäule vor ihr auf, kreischte und schwatzte Dummheiten, hinderte sie zu sehen, wurde von den Andern dicht auf sie gestoßen, streifte mit seinem Degen ihr Kleid, blieb an den Franzen ihres Shawls hängen, machte einen albernen Witz nach dem andern und quälte sie auf tausenderlei Arten. Von ihrer Freundin, Frau E., sah sie zuweilen Etwas weit oben in **la plus haute volée**, von der sie durch Welttheile und Oceane getrennt zu sein glaubte. Es war der

armen Majorin schrecklich zu Muthe, aber sonderbar genug, sie sah ruhig und ziemlich vergnügt aus.

Von den königlichen Personen, welche schon vor der Majorin angekommen waren, hatte sie bisher beinahe nichts gesehen, aber jetzt begann der große Rundgang derselben, und die Majorin ersuchte Ruterfeldt, ihrer Cousine, Sabine, etwas Unbedeutendes zu sagen, blos um ihn los zu werden und wenigstens ungestört die königliche Familie betrachten zu können, von welcher nur die regierende Königin ihr unbekannt war. Das Gerücht hatte nicht gelogen, denn der König war wirklich zur Verwunderung Aller und zur Freude der Meisten derjenige, welcher sich an der Spitze des Zuges zeigte. Mit raschen, würdigen Schritten wandelte Karl Johann zum letzten Male an den sich verbeugenden Massen und Gruppen vorüber, und alle Anwesende, welchem Glaubensbekenntnisse und welcher Ansicht sie auch angehören mochten, fühlten sich für den Augenblick elektrisirt als sie den wahrhaft königlichen Greis, wie es schien, so jugendlich und lebensfrisch, erblickten. Er machte da und dort Halt und redete viele Leute an. Als er vor die Majorin kam, machte er abermals eine Station, sah sie an, flüsterte seinem nächsten Begleiter etwas in's Ohr, und als er die Antwort desselben hatte, wandte er sich plötzlich zur Majorin und sagte in seinem gewöhnlichen südfranzösischen Dialekt zu ihr: „Ah, **Madame Schmidt! Je suis charmé de vous voir tout aussi belle qu'à Olivedal, il y a six ou sept ans.**" Die Majorin konnte blos sich verbeugen und erröthen, aber sie that beides mit großer Anmuth. Die Königin betrachtete sie von Kopf zu Fuß, ging aber still vorüber. Jetzt kam die Kronprinzessin, auch sie blieb plötzlich vor der Majorin stehen und schien sich ein wenig zu besinnen, sagte dann aber schnell: „Ah! Sieh da, Frau Schmidt! Wie stehts mit der Gesundheit? Waren Sie seit achtzehnhundertfünfunddreißig wieder in Medevi? Sehen Sie, wie die Jungens indeß herangewachsen sind." Aber sowohl die Prinzen als die Majorin schwie-

gen. Die Ersteren schienen sie nicht mehr zu kennen, die Majorin selbst wußte sich blos zu verbeugen, und der königliche Zug setzte sich von Neuem in Bewegung.

Aber siehe da, jetzt ging es auf einmal in einem ganz andern Ton. Die Generalin B. und die Justitzräthin H., welche nahe genug saßen, um alles mitansehen zu können, erhoben sich jetzt und reichten der Majorin ihren Arm, nahmen sie bei der Hand, drückten sie sogar, und es that ihnen entsetzlich leid, daß sie ihr nicht hatten Platz machen können als sie gekommen war — sie hatten es nämlich nie versucht; — nach einigen andern Fragen begehrten sie dann vor allen Dingen zu wissen, was der König zu ihr gesagt habe. Frau Karoline erzählte ihnen jetzt ohne alle Ruhmredigkeit, seine Majestät habe auf seinen Reisen von und nach Norwegen mehrere Male die Gnade gehabt, auf ihrem Gut Oliventhal einzusprechen, und in Folge deß habe er ein freundliches Wort zu ihr gesagt. Sie fragten jetzt wegen der Kronprinzessin, und nun antwortete die Majorin eben so ungekünstelt, sie sei achtzehnhundertfünfunddreißig zugleich mit der fürstlichen Familie in Medevi gewesen, und nun müsse sie sich allerdings wundern, daß Ihro königliche Hoheit sich dessen noch erinnere. In ihrer Bescheidenheit verschwieg die Majorin, daß sie unter denjenigen gewesen, welche von Ihrer königlichen Hoheit oft mit Anreden beehrt worden, wahrscheinlich deßhalb, weil die Majorin damals eine ganz junge, ausnehmend schöne und anmuthreiche, allgemein umschmeichelte und gefeierte Frau gewesen, ohne daß jedoch ein Staubkörnchen der Verläumdung auf sie fallen konnte, im Gegentheil war ihr Ruf immer spiegelblank, ein Umstand, auf welchen unsere hochsinnige, geliebte Königin jederzeit den gebührenden Werth gelegt hat.

Als diese Frauen sich entfernten, kamen mehrere von den Herrn, die früher blos flüchtig gegrüßt hatten, nun aber stehen blieben und über dies und jenes zu sprechen anfingen, und als die Majorin einmal nach der Seite sah, wo Sabine ihren Platz hatte, nickte diese so tief wie eine

am Draht gezogene Marionette; als man endlich wieder aufbrach, wurden der Majorin viele Handdrücke zu Theil, von Leuten, die früher ihren Gruß kaum erwiedert hatten; die artige Dame aber, welche ihr Platz gemacht hatte, legte der Majorin den Shawl um, hob ihren im Gedränge zu Boden gefallenen Fächer auf, wollte durchaus ihr Armband befestigen als es aufgesprungen war, sagte, sie werde eine so liebenswürdige Bekanntschaft nie vergessen, und verneigte sich zu wiederholten Malen beim Abschied.

„Das war ein schrecklich langweiliger Abend," sagte die Majorin als sie mit ihrem Manne nach Hause fuhr.

„Wir kamen nur zu spät, weil wir auf den Satanswagen warten mußten, und so erhieltest Du einen so elenden Platz. Aber was schwatzten denn Ruterfeldt und mehrere Andere für dummes Zeug, daß all die Königlichen mit Dir gesprochen haben? Wie viel ist Wahres daran und wie viel Fabel?"

„Gott sei Lob und Dank, jetzt beginnst Du endlich Deinen Kapitän Ruterfeldt kennen zu lernen," antwortete die Majorin lachend; „was indeß die königliche Ansprache betrifft, so beschränkte sie sich auf sehr wenige Worte."

„Sie ist also doch wahr?"

„Allerdings, und was ist denn so höchst Auffallendes daran?"

„Du darfst mir wohl glauben, meine Liebe," versetzte der Major, welcher die große, so sehr auf Aeußerlichkeiten erpichte Welt von mehr Seiten kannte als seine gute Frau, „Du darfst mir wohl glauben, daß Du deßhalb von Vielen sehr beneidet wirst."

„Ja, ja," erwiederte die Majorin, „ich kann nicht läugnen, daß es mich herzlich freute, als der alte König mich noch kannte und vor mir stehen blieb, und namentlich auch als die liebenswürdige Kronprinzessin sich so freundlich an mich wandte."

Unter solchen Gesprächen kamen sie vor ihrem Hause an, stiegen müde aus ihrem Wagen und schliefen bald ruhig ein. Die Majorin träumte von Frau von Krollen,

welche höchst wunderlich aufgeputzt gewesen war, einen gräulichen Lärm verführt, und einen ganzen Schwanz von jungen Löwen hinter sich gehabt hatte. Bald jedoch erwachte sie aus diesem lästigen Traume und als sie von Neuem einschlummerte, träumte sie von der kleinen Olga, von ihrer kleinen Anna, von ihrer friedlichen, schönen, ruhigen Heimath, und fröhlich und vergnügt schlug sie die Augen auf am zweiten Januar achtzehnhundertvierundvierzig.

Und nun kam das neue Jahr mit seinen Bällen, Mittagsschmäusen, Soupers und Festlichkeiten für Jedermann . . . nur nicht für den Major und seine Frau. So glaubte wenigstens er, denn er rechnete nicht wie manche Tausende noch grämlicher als er waren, weil sie nicht all den Vergnügungen anwohnen konnten, von denen jede Ecke der großen Stadt überfließt; man kann doch überzeugt sein, daß nie ein großes oder kleines Bankett gegeben wird, ohne daß irgend Jemand sich beleidigt fühlt, weil man ihn übergangen hat.

Der Major befand sich endlich in einem Zustand immerwährender Berserkerwuth, und wollte seine Bekannten kaum mehr grüßen, wenn er ihnen begegnete, und wenn er einmal eingeladen wurde, so wußte er kaum, ob er gehen sollte, zumal da seine Frau, zur großen Verwunderung Beider, selten miteingeladen war.

Aber plötzlich nahm das Alles ein Ende, nicht blos für den Major und seine Frau, sondern für ganz Stockholm, und ein unheimliches Schweigen herrschte überall vor. Karl Johann kämpfte den letzten Kampf, aber jetzt nicht mehr gegen überwindliche, menschliche Legionen, sondern gegen einen einzigen Heerführer, welcher größer und mächtiger war als er selbst, und dieser hieß Tod. Karl Johann mußte weichen, und der Tod ging triumphirend weg mit seinem Raub, und Trauer kam über Stadt und Land, und unsere Reisenden, die sich Vergnügen hatten machen wollen, fanden es noch langweiliger als zuvor.

Die Majorin saß jetzt wieder da wie vor Weihnachten und wußte nicht, was sie beginnen sollte, sondern hätte

sagen können, wie eine geistreiche und liebenswürdige Dame einmal gegen die Verfasserin äußerte: „Ich thue Nichts, ich langweile mich zwar, aber das ist keine Beschäftigung." Vormittags ging sie, wenn es schönes Wetter war, spazieren, besorgte unzählige Commissionen, sehnte sich ungemein nach den Theatern, denn sie hatte angefangen sehr gut Schwarz und Weiß, falsche und eigene Haare, ächtes und unächtes Talent bei den Schauspielern zu unterscheiden, und konnte bereits ein kunstmäßigeres Urtheil abgeben. Dagegen war sie jetzt verurtheilt, manchen Abend sich allein zu langweilen, während der Major entweder bei dem verhaßten Kapitän Ruterfeldt, oder dieser sammt seinen Spielgesellen bei dem Major war. Etwas mußte der arme Major doch wohl thun, und diese Herren glaubten, er könne seine Zeit nicht besser anwenden, als wenn er sein Geld an sie verspiele; deßhalb boten sie auch Alles auf, daß er dabei keine Langeweile bekommen sollte.

Als jedoch der Frühling längere Tage brachte, da trat dieser Fall dennoch ein, und nun sagte der Major diesen Blutegeln Lebewohl und fuhr mit seiner lieben Frau in Stockholm und seinen schönen Umgebungen herum, er zeigte ihr Alles so deutlich, daß sie es nicht mehr vergessen konnte. Die Majorin beeilte sich Alles zu sehen, sie besuchte das königliche Schloß und die königlichen Zimmer, Museum und Kleinkinderschulen, Sammlungen und Institute, Orangerien, Kunstvereine und Fabriken; ganz besonders interessirte sie sich als der verdienstvolle junge Arzt, welcher **con amore** die zarteste Bevölkerung des großen Findelhauses pflegt, sie in all diesen reinlichen, ordentlichen und lustigen Sälen umherführte, und sie diese Hunderte von Wiegen sah, wobei sie mit Schmerz bedachte, daß sie selbst nicht eine einzige solche habe, wahrscheinlich auch nie bekommen werde, und daß ihr Beruf auf Erden doch gewissermaßen ein verfehlter sei. Thränen flossen jetzt aus ihren Augen; sie drückte die Hand des menschenfreundlichen Arztes, und er verstand sie, denn schöne Seelen verstehen einander immer, es besteht zwischen ihnen immer ein Ein-

klang, unmerklich für Alle außer sie selbst und für Ihn, welcher erhoben ist zu aller Harmonie im Himmel und auf Erden.

Aber als sie von dieser Pflanzschule zurückkam und sich wieder auf der breiten, vielbetretenen Königinstraße befand, da eilte die Majorin nach Hause und beschleunigte ihre Beaugenscheinigungen so viel als möglich, nur um recht bald in ihre theure, geliebte Heimath zurückkehren zu dürfen, welche ihr niemals, weder in der Wirklichkeit noch in der Einbildung, so freundlich entgegengestrahlt hatte wie jetzt. Die gute Frau, die sich in ihrem Oliventhal vorgenommen hatte mit ihren eigenen, klaren Augen zu sehen, wie man Karten und Stecknadeln machte, wie man Bücher druckte und Zucker kochte, wie man Damast wob, Wachslichter goß und Porzellan bereitete, sie war jetzt so unendlich froh über Alles, was sie nicht mehr zu sehen brauchte, und sie bereute zwar nicht, daß sie das Daguerreotypiren mit angeschaut, aber daß sie ihr eigenes Bild durch diese Kunst hatte verewigen lassen, welche doch keine Kunst im ästhetischen Sinne ist, sondern blos die Frucht einer spitzfindigen Grübelei oder vielleicht auch nur eines Ungefährs, eine Sache, die für Landschaften und andere todte Dinge wohl anwendbar sein mag, nicht aber für Gottes Ebenbild, den Menschen, der mit Kopf und Herz begabt ist und niemals stille steht.

Bevor jedoch unsere Reisenden nach Hause zurückkehrten, wollten sie in stummem Leide Zeuge sein, wie Karl Johann zu seiner letzten Wohnung auf Erden wiederkehrte, und sie empfanden, wie alle Andern, ein schmerzliches, ja beinahe unheimliches Gefühl, als der Sarg feierlich und düster zur letzten Ruhestätte der Karle und Gustave hinabsank, als alles Volk Amen seufzte und ein dumpfes Echo im Gewölbe der Ritterholmskirche sein men! men! nachrief.

Einen ersten Mai in Stockholm wollte unser Ehepaar gleichfalls erleben, aber bekanntlich war dieser ganz düster im Jahr achtzehnhundertvierundvierzig, wo alle hellgrünen

Hoffnungen verurtheilt waren sich in Trauerflor zu hüllen. Gleichwohl gehörten unser Major und seine Frau zu den wenigen Personen, welche in den Thiergarten fuhren, blos damit Karoline sagen konnte, sie sei am ersten Mai da gewesen. Ihre Freude war jedoch sehr gering, denn die Tante und Sabine hatten sich die Erlaubniß erbettelt, in ihrem Wagen mitzufahren, an der blauen Pforte mitzuspeisen u. s. w. u. s. w., und der Major, der sich einen heitern, angenehmen Tag hatte machen wollen, war jetzt vom Anfang bis zum Ende grämlich und sauertöpfisch, auch behauptete er, dies könne gar nicht anders sein, wenn man den ganzen lieben Tag der Tante, dieser verdammten alten Hexe, und Sabine, dieser Eule mit dem Kranichhals (wir wissen ja, daß der Major seine Ausdrücke nicht auf die Goldwaage legte) gegenübersitzen müsse.

Diese selbe Tante und nicht minder Sabine bekamen inzwischen beinahe Krämpfe vor Kummer und Schmerz als unsere Landbewohner endlich reisefertig waren; doch verehrte ihnen die Majorin allerlei Kleinigkeiten, welche diese Krämpfe wieder beschwichtigten; auch versprach sie wieder auf den Herbst die gewöhnlichen Töpfe und Häfen, und dies versetzte ihre Verwandten in ein Meer von Entzücken.

Als die Majorin mit wahrem Kummer und Schmerz, nicht darüber, daß sie Frau E. verlassen müßte, sondern darüber, daß sie in ihr nur eine Eintagsfreundin gefunden habe, endlich zu ihr gehen wollte, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen, da kam man ihr mit der Nachricht entgegen, Frau E. habe sich auf einer Lustfahrt in dem treulosen Frühlingswetter erkältet und liege gefährlich krank darnieder, so daß keine fremde Person zugelassen werden dürfe.

„Ach, gehen Sie doch hinein," sagte die Majorin, in deren Brust bei dieser Nachricht alle früheren Gefühle für Frau E. wieder erwachten, „gehen Sie hinein und melden Sie, daß ich blos ein einziges Lebewohl zu sagen wünsche, denn ich reise morgen ab."

Die Dienerin ging hinein, und bald darauf öffneten

sich die Thüren für die Majorin. Sie betrat diese einst von so fröhlichem Weltleben erfüllte Wohnung, welche jetzt stumm und todt dastand, denn die schöne Göttin des Tempels lag bleich und verstört auf dem Siechbette, die liebenswürdigen, alten Frauen saßen schweigend am Lager der Kranken, und der ihr bereits bekannte Findelhausarzt ging lautlos im Zimmer aus und ein.

„Lebe wohl, theuerste Adelaide!" sagte die Majorin, die keine lange Abschiedsscene machen wollte, und im höchsten Grade gerührt war, denn trotz der lauen Weltfreundschaft der Frau E. liebte die Majorin sie auf's Herzlichste.

„Du willst abreisen!" riefen Mutter und Tochter zugleich, denn die kleine Olga stand weinend am Bett der Kranken.

„Ja," antwortete die Majorin, indem sie Adelaidens fieberheiße Hand drückte und zugleich das kleine Mädchen an ihr Herz schloß. „Ja," sagte sie und suchte sich von beiden loszumachen, aber beide hielten sie fest, und Frau E. sagte matt und halb unhörbar:

„Nein, gehe nicht, Karoline! Ich habe Dir tausend Sachen zu sagen, zu bekennen und abzubitten, denn Du bist doch die Beste!... Oh, gehe nicht!"

„Ich muß!" schluchzte die Majorin.

„Oh, mein Gott!" rief die Kranke, „wer soll sich meiner Olga annehmen, wenn ich sterbe!"

Die Majorin trocknete ihre Thränen, blickte auf, sah auf die Kranke, sah auf das Kind, das an ihrem Halse hing, sah auf den Arzt, der sich für Hunderte von fremden Kindern opferte, sah auf die betagten Frauen, die mit thränenvollen Blicken sie betrachteten, und überwältigt von ihrem Gefühl rief sie fest und bestimmt:

„Das will und werde ich thun. Gott und die Anwesenden sind Zeugen meines Versprechens."

„Oh dann will ich vergnügt zu sterben versuchen," sagte Frau E., und die Majorin ging, denn der Arzt gab ihr einen Wink, sich zu entfernen, damit die Kranke nicht noch mehr aufgeregt werde.

Alles war jetzt zur Abreise bereit. Die Majorin mußte ihre Thränen trocknen, um ihren Mann nicht damit zu belästigen, der dieselben nach so großer Kälte von Seiten Frau E—s nicht hätte begreifen können. Aber dieser Abschied hatte alles gesühnt und Frau Karolinen bewiesen, daß ihre Freundin dennoch sie und ihre Freundschaft zu schätzen wußte, auch war es ihr fester Grundsatz, ihr Versprechen zu lösen, obschon sie es für unmöglich hielt, daß eine sonst so gesunde und kräftige Frau durch eine Erkältung weggerafft werden sollte, wie denn auch der Arzt noch die beste Hoffnung gab.

Sie reisten also ab und zwar mit dem Dampfboot, denn die Majorin hatte dies gewünscht und der Major hatte gerne ihrem Wunsche willfahrt.

Die Ungeduld, mit welcher sie nach Hause verlangte, läßt sich blos mit ihrer Reue darüber vergleichen, daß sie ihren guten bequemen Wagen aufgegeben hatte. Sie wurde seekrank, die Reisegesellschaft gefiel ihr nicht, sie that siebenundsiebenzig Mal das Gelübde, nie mehr in ihrem Leben weder zu Wasser noch zu Land ihre freundliche, geliebte Heimath zu verlassen, und sie wußte jetzt auf's Genaueste, was ein Winteraufenthalt in Stockholm für einen Landbewohner heißen will. Auch der Major war seekrank und schwur, es gebe mit Ausnahme eines Dampfschiffes keinen unerträglicheren Ort als Stockholm, und kein lieblicheres Paradies als Oliventhal; oh, wenn er nur schon dort wäre!

Und als das glückliche Paar dorthin kam, da war ihre Freude mit Nichts zu vergleichen als mit der strahlenden Sonne, welche am hellblauen Maihimmel stand und ihnen entgegenlächelte. Sie sprangen wie tolle Kinder durch alle Zimmer, alle Winkel und alle Ecken, sie umarmten ihre hocherfreute Dienerschaft, sie meinten früher nicht gewußt zu haben, wie glücklich sie waren, und der Major sagte:

„Jetzt gebe ich den Teufel um eine Ziffer mehr oder weniger an der Hauptsumme unserer Reisekosten, denn ich weiß jetzt, daß dieselben zum ersten, und will's Gott, auch zum letzten Mal aufgewendet sind. Für mich gibt es keine

Lustreise mehr! Hier will ich leben, und hier will ich auch sterben, denn hier sind wir fröhlich, frei, unabhängig und glücklich, und sind es immer gewesen, obschon wir es nicht recht wußten, aber jetzt wissen wir's und richten uns danach."

Mittlerweile kam die Post und brachte der Majorin einen schwarzversiegelten Brief aus Stockholm.

„Nun?" fragte der Major, als seine Frau mit thränenvollen Blicken das Schreiben einer der ältern Damen überlief, welche an Frau E—s Krankenbett gesessen. „Nun, liebe Karoline, bekommen wir das Mädchen, oder sehnst Du Dich noch nach etwas Anderem aus diesem Stockholm?"

„Wir bekommen sie," sagte die Majorin und warf sich weinend in ihres Mannes Arme.

„Nun, das ist gut," sprach dieser, „und jetzt hast Du von Stockholm nichts mehr zu verlangen, denn Deiner Freundin Geist wird sicherlich ihre Tochter in unseren Hainen umschweben, und eine bessere Heimath auf Erden, wenn er sich je hieher versenken will, kann er ja doch nicht haben, oder wie, meine theuerste Karoline?"

Frau Karoline schmiegte sich an ihres Gatten Brust und schwieg. Ihr Herz war zu voll. Sie wußte jetzt, welch reines Glück ihr beschieden war, und sie wußte dasselbe auch in seinem vollen Werthe zu schätzen.

Meine Tante.

„Meine Tante!...“ Diese zwei kurzen Worte konnte Ivan von Arenberg niemals im selben Ton aussprechen wie alles andere, er konnte sie niemals mit Gleichgültigkeit oder Kälte sagen. So oft „meine Tante“ über seine Lippen ging oder an seinen Gedanken vorbeistreifte, empfand er eine Mischung von Kummer, Verdruß, Schmerz, Aerger, Verstimmtheit und Unlust. Nichts auf Erden hatte die Macht eines dieser Gefühle und noch weniger alle zugleich in so hohem Grade bei ihm zu erwecken, als „meine Tante.“ Wollte er die Vergnügungen seines Alters genießen, woran er durch seine geringen Mittel verhindert wurde, so sagte er halb laut und ärgerlich mit zusammengebissenen Zähnen: „Meine Tante!“ Wollte er sich die Kenntniß mancher Dinge verschaffen, welche die theils von ihm gewählte Lebensbahn berührten, theils die Rolle als Mensch und Bürger, zu deren tüchtiger Ausfüllung auf dem Welttheater er einen gewaltigen Drang in sich verspürte, und sah er sich durch kleine pecuniäre Schwierigkeiten daran gehemmt, so rief er bitter und heftig: „Meine Tante!“ Rief der Ehrgeiz ihm in's rechte Ohr und die Armuth in's linke, so verfluchte er zuerst alle Weltverhältnisse, durch welche diese Mächte zu ewigen Feinden werden, und endlich auch, wenn auch nicht gerade meine Tante, doch wenigstens das Schicksal, das sie in seinen Weg gestellt. Und wollte er schließlich und endlich der Armuth Linderung verschaffen, einem Freund oder Bedrängten helfen, mit Einem Wort, auch nur einen geringen Theil des Guten thun, wozu sein Herz ihn laut mahnte, und sah er sich dann aus Mangel an Gold außer Stands gesetzt, so sagte er mit tiefem und innigem Schmerz: Meine Tante! Meine unglückselige Tante!

Er hatte einmal ein junges Mädchen zu lieben geglaubt, weil sie schön war, weil sie ihn anlächelte, weil er sie theils in ihrer täglichen Tracht zierlich und hübsch mit Haushaltungsdingen in ihrem älterlichen Hause beschäftigt, theils schön aufgeputzt auf Bällen sich schwingen, theils bei Soupers sitzen und mit ihrer Tappisseriearbeit in der Hand plaudern gesehen. Er war dieses Mädchenherzens beinahe ganz sicher, aber als er eines Tags von ihren Aeltern zu einem großen Schmause geladen wurde, und der Vater gleich nach dem Braten mit dem Glase in der Hand aufstand und eine Gesundheit auf seine Tochter und einen alten Kanzleirath ausbrachte, an welchen Ivan nie zuvor gedacht, obschon er ihn im Hause aus- und eingehen gesehen hatte, der aber jetzt leibhaftig neben seiner erröthenden, dankenden, sich verbeugenden Schönen saß, da stürzte Ivan sein Glas hinab, während es in seinem Innern heftig rief: meine Tante! meine höllische Tante!

Mit „Einem Wort, an Ivans Jugendhimmel befand sich blos eine einzige Wolke, und diese war „meine Tante," in seinem Herzen regte sich Aerger blos gegen ein einziges Wesen, und dieses war wiederum „meine Tante", aber trotz alle dem konnte er, wenn er Abends nach altem Brauch sein Vaterunser betete, bei der Bitte: und vergib uns unsere Schulden u. s. w. nie umhin, an „meine Tante" zu denken. Aber ach, der morgende Tag bot immer einen neuen Grund, mit einem der oben angeführten schmerzlichen Gefühle zu rufen oder zu denken: „meine Tante!"

Und was hatte wohl diese arme Tante unserem Ivan gethan? Nichts!... Er konnte ihr mit Recht nichts Andes vorwerfen, als daß sie vorhanden war, aber das ist bei Vielen schon ein großer Fehler in unsern dunkelblickenden Menschenaugen.

Ivan von Arenberg war der einzige Sohn eines jüngern Bruders aus einem jener alten schwedischen Adelsgeschlechter, welche mehr Ahnen und ehrenreiche Erinnerungen als Besitzthümer zum Erbgut empfangen haben. Ivans Vater gehörte überdies zu jenen alten Militärs, welche

Gott danken, wenn sie bis an ihr Ende Brod haben, und die bei ihrem Abscheiden eine kleine, unzureichende Pension für ihre Wittwe hinterlassen, ihren Kindern aber Nichts, denn sie denken, diese sollen sich behelfen so gut sie können, wie ihr Vater dies auch gemußt. Dagegen hatte Ivan einen älteren, unverheiratheten Oheim, welcher sehr reich war, nnd sein Vermögen theils selbst erworben, theils ererbt hatte, und nun wollte das Unglück, daß Ivan heranwuchs und erzogen wurde in der festen Ueberzeugung, er allein werde diesen großen Reichthum erben, als zu seiner, seiner Aeltern und der ganzen Welt größten Verwunderung der Oheim ganz unerwartet sich mit einer Dame aus einer süddeutschen Stadt vermählte, wo er viele Jahre lang einen diplomatischen Beruf gehabt hatte und auch nach seiner Ehe noch längere Zeit verweilte.

Ivan war zur Zeit der unvorhergesehenen Vermählung seines Oheims bereits fünfzehn Jahre alt, und von Stunde an hörte plötzlich alle Freundschaft, ja sogar alle Beziehung zwischen seinem Vater und dessen Bruder auf. Ein unziemlicher Brief von Ivans Mutter an ihren Schwager, welcher denselben blos mit der Beredtsamkeit des Schweigens beantwortete, war der letzte Berührungspunkt zwischen den beiden Familien und die Ursache jener stummen, stillen Feindschaft, welche entsteht, wenn beide Theile sich gekränkt glauben und keiner den ersten Schritt zur Versöhnung thun will.

Ivans Vater starb bald nach diesem Bruche, und der grollende Oheim fragte niemals nach Ivan, bis er jetzt, als dieser sein siebenundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, plötzlich starb, aber nicht ohne zuvor in aller Ordnung ein vollkommenes, gesetzkräftiges und unantastbares Testament gemacht zu haben, worin er seiner hinterbliebenen Frau nicht einen großen Theil seines großen Reichthums, sondern alles zusammen hinterließ, jedoch unter der Bedingung, daß sie unvermählt bleiben solle, und hernach seine gesetzlichen Erben wieder in ihre Rechte einzutreten haben.

Auf solche Art hatte Ivan unter andern menschlichen

schlechten Gewohnheiten auch dieser unschuldigen Tante grollen gelernt, zumal jetzt, da der Oheim im Grabe lag, und er von Seiten seiner muntern Kameraden allerlei Anspielungen auf die alte verhaßte Tante hören mußte. Einige erboten sich, um dieselbe zu freien, wenn Ivan für den Fall ihrer Verheirathung auf die Hälfte des zu erwartenden Vermögens verzichte; Andere drohten ihm blos, ihr den Hof zu machen und ihre cavaliere serventi für ihr ganzes Leben lang zu werden, natürlich mit Vorbehalt des Testaments; Andere ermahnten Ivan selbst diese Rolle zu spielen; Andere, noch brutalere Kumpane wollten, er sollte seiner Tante, dieser alten Hexe, wie sie von allen betitelt wurde, das Versprechen abnehmen, sich zu verheirathen, wobei er selbst sich verbindlich machen würde, sie anständig zu dotiren und ihr einen Mann zu verschaffen. So oft er mit seinen Bekannten zusammentraf, mußte er die ewige, unendliche Frage vernehmen: Was macht Deine Tante? Und obschon Ivan laut genug über seine Tante und sein Unglück mit ihr scherzen konnte, so war und blieb sie doch ein Dorn in seinem Auge, ein Geier, der sein Herz vernagte, ein Nagel in seinem Sarg, wie er sich oft halb scherzend, halb ernsthaft auszudrücken beliebte.

Was die Tante war und trieb, das wußte weder Ivan noch irgend einer seiner Bekannten, denn sie hatte während ihrer ganzen Ehe für alle Welt unsichtbar gelebt, zuerst in Deutschland in ihres Mannes Hause, und hernach in Schweden auf einem großen Gut, das auf einer der Inseln in der Nähe von Stockholm lag und in manchen Beziehungen unzugänglich war, am allermeisten durch den unüberwindlichen Widerwillen der Besitzerin gegen alle Gäste und Besuche, ob sie nun die letzteren selbst abstatten oder blos empfangen sollte.

Als der Oheim gestorben war, blieb seine Wittwe einige Zeit auf dieser öden, düstern Klippe im Meer, aber eine aus dem Herzen kommende Trauer um den Abgeschiedenen und ihre leidende Gesundheit veranlaßten sie bald,

sich nach einem andern, großen, wohlunterhaltenen und stattlichen Gut in dem schönen Bleking zu begeben.

Obschon Ivan täglich und stündlich an seine Tante dachte und erinnert wurde, so kümmerte er sich doch niemals um sie oder ihr Treiben, und dachte auch nicht daran, im Verlauf der Zeiten danach zu fragen, denn er glaubte, die Sache sei doch zu Nichts nütze. Auf solche Art wußte er auch nichts von ihrer Wohnsitzveränderung. Er hatte sie niemals gesehen, war niemals in der mindesten Berührung mit ihr gestanden, wußte recht eigentlich nichts von ihr, und meinte aus den Wolken zu fallen, als er eines Tags, zu Anfang Juli, ungefähr ein Jahr nach seines Oheims Tod und kurz nach den Sommermanövern (denn der arme Ivan war auch ein hoffnungsloser Lieutenant) folgendes Billet erhielt, oder vielleicht könnte man auch sagen, folgenden Brief, denn er kam in einem Kouvert, schwarz versiegelt und per Post, und dies Alles von . . . seiner Tante!

„Meine Tante!" lautete auch sein erster Verwunderungsausruf als er das Sigel erbrochen und den Inhalt durchlaufen hatte. Sie schrieb blos wie folgt:

„Die Baroneſſe Maximiliana von Arenberg wünscht mit dem Neffen ihres abgeschiedenen, innig geliebten Mannes Bekanntschaft zu machen, und ladet ihn deßhalb ein, ihr im Laufe des gegenwärtigen oder nächstkommenden Monats auf ihrem Gute Siegfriedsthal einen Besuch zu machen."

Außer dieser Einladung enthielt der Brief nur noch eine kleine Unterweisung über den nächsten Weg von Ronneby aus.

„Sie zittert mein Seel nicht im Gelenke, Deine alte Tante, sondern sie schreibt wie ein Comptoriſt," sagte zu dem verwunderten Ivan einer seiner Kameraden, welchem er den unerwarteten Brief zeigte.

Es wurden jetzt größere und kleinere Wetten darüber

gemacht, was die Alte eigentlich von Ivan wolle und was das Endergebniß dieses Besuches sein werde, zu welchem indeß Alle aus einem Munde ihm riethen. Ein Gelbschnabel meinte, man werde demnächst zu hören bekommen, daß Ivan sein Geschlecht fortzupflanzen gedenke, und daß die alte verwittwete Baronesse von Arenberg dem Wittwenstand mit allen seinen Unannehmlichkeiten entsagt habe, um eine nagelneue Baronesse zu werden.

„Damit wäre Allen zugleich geholfen," schrien die lustigen Gesellen, und schallendes Lachen wechselte mit dem Klang von Gläsern, welche auf Ivans und seiner Tante vereinigte Ehe gefüllt und geleert wurden, aber er bedankte sich höchlich und erklärte feierlich, daß er lieber der ganzen Erbschaft, und wenn sie doppelt so groß wäre, entsagen, als die Tante mit in den Kauf nehmen würde.

Nach dieser entschiedenen Versicherung trennte man sich schnell und lustig, denn die Manöver waren zu Ende als Ivan den Brief der Tante empfangen hatte, und die jungen Kriegshelden zerstreuten sich jetzt nach allen Richtungen.

Vierzehn Tage darauf schrieb Ivan seinem besten Freund unter allen diesen fröhlichen, guten und lieben Kameraden folgenden Brief:

Djuramala den 18. Juli 1840.

Liebster Joachim! Vergebens würde ich in allen Sprachen der Welt zwei Worte suchen, welche auf mich immer eine so wunderbare Wirkung hervorbringen wie die beiden zweisylbigen Worte: „Meine Tante." Sie ist blos da, um mich zu martern. Bisher hat sie bei mir nur alle erdenklichen unangenehmen Gefühle erweckt, und nun hat sich hiezu noch eine gewisse Neugierde gesellt, die mich wahrhaft quält. Du glaubst wohl, ich sei bereits meiner gütigen Tante geliebter Neffe, oder wir haben uns miteinander vertragen gelernt, wie man es zuweilen bei Hund und Katze findet. Nein, dazu ist es wahrlich noch weit. Wir sind immer noch Nichts für einander, wie wir es zu

jeder Zeit gewesen. Ich habe meine Tante noch immer nicht gesehen, habe ihr Raubnest (denn es ist mir ja förmlich geraubt worden) noch nicht erreicht, sondern ich schreibe das in einem elenden Wirthshaus in Smaland, während ich auf Pferde warte.

Damit Du das Ganze besser begreifst, muß ich ein wenig in den Ton eines Reisebeschreibers fallen, aber ich verspreche, Dich mit allen statistischen Aufsätzen, allen moralischen Betrachtungen über die Denkweise, Sitten und Gebräuche des Volkes, allen wohlweisen Abhandlungen, kurz mit allen Bemerkungen zu verschonen, welche ich auf der Straße und auf den verschiedenen Stationen gemacht habe. Nein, blos was unmittelbar mein eigenes Ich betrifft, soll Dir mitgetheilt werden, denn wenn dies auch nicht immer das Beste ist, wovon man sprechen kann, so ist es doch sicherlich und unstreitig dasjenige, wovon man am besten sprechen kann. Also es handelt sich blos um mein eigenes Ich.

Am sechzehnten Juli verließ ich Linköping mit einem wunderbaren Gefühl von Erwartung ohne Sehnsucht, mit Neugierde ohne Eifer, mit Gedanken ohne Zusammenhang, Hoffnungen ohne feste Grundlagen und Befürchtungen ohne bestimmte Form.

„Im ersten Nachtquartier schlief ich einige Stunden, aber es war kein guter und ruhiger, sondern ein fieberhaft aufgeregter Schlaf, denn ich sah im Traum eine Masse formloser Bilder einer Zukunft, worin meine Tante, oder vielmehr ihr großes Vermögen verschiedene Rollen spielte. Bald glaubte ich, die Alte liege in den letzten Zügen und mache mich zu ihrem Erben, und da erwachte ich aufgeräumt, fröhlich, vergnügt. Bald war es mir, als habe sie mich auf diese verdammt lange und elende Straße blos berufen, um mir eine Tüte Konfekt zu verehren, und darüber ärgerte ich mich und erwachte voll Zorn. Bald sah ich das uralte, bresthafte Weib mir den Vorschlag machen, ich möchte Alles mit ihr theilen, Freude und Leid, Reich-

thum und Lebensbahn; da schauderte ich und erwachte im kalten Schweiß; kurz, ich mochte meine Gedanken stellen wie ich wollte, schlafend und wachend sah ich immer nur meine Tante. Endlich wurde ich der Sache überdrüssig. Ich nahm mir vor, die unbekannten Gegenden, durch die ich fuhr, genau zu beobachten; aber auch diese erzählten von meiner Tante, denn sie führten mich ja mit jeder Minute zu der Alten. Endlich wünschte ich Gegend und Aussichten zum Teufel und nahm ein Buch; aber als die Gedanken an meine alte Tante trotz all meiner Bemühungen selbst über Bulwer's herrlichen Zanoni die Oberhand gewinnen konnten, da beseitigte ich das Buch im höchsten Verdruß, nicht über das Buch, sondern über meine eigene, garstige Selbstsucht und erbärmliche Ichselei. Ich begann jetzt zu philosophiren: ich fragte mich, was ich eigentlich von meiner Tante wolle. Antwort: ihr Geld. Was ich mit all diesem Reichthum wolle? — Antwort: glücklich werden. Weiter fragte ich mich, ob denn das Glück eigentlich im Reichthum bestehe, und nun begann ich unendlich schöne Dinge zu denken, wie das wahre Glück einzig und allein in uns selbst gesucht und gefunden werden könne, wie es vor uns fliehe und uns entgehe, wenn wir ihm nachjagen, und wie keine Seligkeit gefunden werden könne, wenn wir die Mittel dazu blos außer uns suchen. Da ich jetzt und immer ein unaussprechliches Verlangen habe, mich glücklich und zufrieden zu fühlen, so faßte ich eine Masse überaus edler Grundsätze, um diesen Zweck zu erreichen. Ich beschloß also mit Kälte und Gemüthsruhe, mit unzerstörbarem Stoicismus allen Ereignissen entgenzutreten, den guten wie den schlimmen, den angenehmen wie den widrigen. Ich beschloß ferner, jederzeit recht zu handeln, mannhaft meine heftigen Leidenschaften zu bekämpfen, deren es, wie Du weißt, nicht so wenige sind, daß ich mit kurzen Worten die Gebote der Schrift befolge, über alles Andere meinen Gott zu lieben und meinen Nächsten wie mich selbst. Ich genoß schon im Voraus all das Vergnügen, das ich empfinden würde, all die Ruhe, all den Seelenfrieden, all

die Begnügsamkeit mit Wenigem und all die Bescheidenheit in dem Glück, welches mir zu Theil würde. Eine stoische Gleichgültigkeit in Allem, was meine Tante, das Testament und das Erbe betraf, betrachtete ich als eine ganz besondere Tugend, die einen außerordentlichen Grad von innerer Befriedigung und von Glück mit sich führen müsse, und alles, wodurch mein lebhaftes Temperament einigermaßen gedämpft wurde, hielt ich für ungemein verdienstlich und beglückend. Ich war bereits so stolz auf meine Vorsätze, so hochmüthig über mein künftiges Glück, daß ich kaum spürte, wie der Bauernwagen holperte, bis auf einmal zu meinem unendlichen Verdruß der Vorspannbauer, dem ich die Zügel überlassen hatte, um ungestört nachsinnen zu können, in den Graben umwarf, die Achse seines elenden Wagens zerbrach, die Zügel verlor und selbst wie eine Kröte auf dem Rücken lag. Ich hüpfte, oder vielmehr wurde geworfen aus dem Wagen, und war äußerst erbost. Mein erstes Wort war ein Fluch, mein erster Gedanke ein Racheplan gegen den dummen, elenden Bauern, welcher bestürzt, angstvoll und zerschunden aus einem tiefen Graben aufkreischte.

Wo fand sich jetzt all mein erträumter Stoicismus? Er war zerborsten wie die Achse des Wagens. Und alle meine Vorsätze? Sie waren in den Graben geworfen zugleich mit meinem Koffer, Mantelsack und dergleichen. Aber ich begann dennoch beides wieder zusammenzuraffen, und ich gewann auch so viel Macht über mich, daß ich meinen Racheplan in eine scharfe, beißende Strafpredigt verwandelte, zugleich dem Bauern eine recht handgreifliche Mahnung ertheilte, um ein Mittel zur Abstellung des Uebels zu finden, da er selbst die erste Ursache des Unheils war und die Lokalkenntniß besaß, welche mir fehlte. Der arme Bauernlümmel wußte keinen Rath und nach einem wahren Criminalverhör gelang es mir, Nebenwege zu erfahren, welche ich selbst einzuschlagen hatte. Ich fand auch hier wieder, wie nothwendig es ist, daß das Vermögen, einen Plan zu ersinnen im Kopfe und zu gleicher Zeit ihn aus-

zuführen, in der Hand sich vorfindet, denn Einige können blos denken, Andere blos handeln, allein diese beiden Vermögen müssen gleichen Schritt miteinander halten, wenn man in der Welt vorankommen soll, und Wehe über die Jugend, die nicht vorwärts will! Auf welch harte Probe bei dieser Gelegenheit meine Geduld gestellt wurde, will ich verschweigen; wie oft sie zerriß, und wie ich sie wieder zusammenflicken mußte, verschweige ich gleichfalls. Mittlerweile kam ich doch endlich, neben dem Wagen gehend, bis nach Bona in ein Wirthshaus. Dort warteten meiner zwei neue, harte Proben, und ich bestand sie eben so schlecht wie die erste, denn auch hier schlugen einige von meinen Grundsätzen um, die mich zu so großer Glückseligkeit führen sollten. Man schleppte nämlich einen Hausvater Schulden halber in's Gefängniß. Die Frau und die Kinder zerschmolzen in Thränen, und erzählten in ihrer Verzweiflung, wie ihnen jetzt nichts mehr übrig bleibe als der Bettelstab, da der Vater ein geschickter Handwerker gewesen, welcher bisher das ganze Haus mit seiner Arbeit ernährt habe; jetzt sei ihm aber all sein Handwerkszeug verkauft worden, und wenn der Kopf fehle, so vermöge der übrige Körper nichts mehr: Die Frau und die Kinder standen daher auch jammernd da und wußten nicht, was sie unternehmen sollten. Die Umstehenden schilderten den Vater als einen ehrlichen, wackern Mann, welchen Unglücksfälle, Krankheiten und der Handwerksneid eines Concurrenten in dieses Elend gestürzt haben. Ich fragte in meiner Gedankenlosigkeit, wie hoch sich die Schuld belaufe, und als man gerade eine Summe nannte, welche auch beinahe mein ganzes Reisekapital ausmachte, da zog ich ohne weiteres Besinnen meine Brieftasche heraus, nahm den glatten, dünnen Bankzettel hervor und tilgte die Schuld des Mannes. In zwei Sekunden war alles fertig. Und da stand ich jetzt! Mit all meinen schönen Entschließungen vorsichtig und klug zu sein, über Kopf und Herz zu wachen u. s. w. stand ich jetzt umringt von der Frau und den Kindern da, ein Gegenstand überlauter Verwunderung und stiller Verhöhnung.

Was wollte ich nun machen? Mich in den Wagen werfen und davon eilen, indem ich leise zu mir selbst sagte: Meine Tante! meine unglückselige Tante! Wenn sie nicht wäre oder nicht gewesen wäre, wie manchen solchen angenehmen Augenblick hätte ich da nicht haben können, ohne deßhalb von einer gewissen Reue, einer gewissen Beklommenheit verfolgt zu werden, und mir den Kopf zerbrechen zu müssen, wie ich mich weiter fortbehelfen soll ohne Geld, eine der allerschwersten Künste, die ich weiß, eine Kunst, die sich nur durch unaufhörlich sich erneuernde Erfahrung lernen läßt, aber immer auf Kosten aller guten Laune. Ich war also zornig, müde, von der Sonne verbrannt, durstig, hungrig, mit Einem Wort im höchsten Grade verstimmt. Mein einziger Trost war, daß die Reise endlich ihrem Ziele nahe, aber jetzt erhob sich gerade dieses Ziel wieder vor meinen Augen, in so mannichfachen, absonderlichen Formen und Gestalten, immer eine widerlicher und verdrießlicher als die andere, daß ich ganz und gar keine Ursache habe, mit der Stimmung zu prahlen, in welcher ich meiner Tante nahte.

So weit war Ivan mit dem Brief an seinen Freund gekommen, und er gedachte ihn fortzusetzen, wenn er endlich in diesem Siegfriedsthal angelangt wäre, von welchem er in der Perspektive des Vorgefühls nicht ein einziges Eckchen oder Winkelchen sehen konnte, so trübe und undeutlich stand der ganze Ort vor seiner sonst so lebhaften und reichen Einbildungskraft. Nach seiner Ankunft vollführte er wirklich den gefaßten Vorsatz. Er setzte nämlich diesen Brief fort, aber das Gemälde war gänzlich verändert; es waren nicht mehr die raschen, freien Züge aus voller Feder, sondern etwas Feines, Zusammengezogenes, da und dort Unebenes und Wunderliches, obschon ein gewisses Bemühen, wie gewöhnlich zu schreiben, ganz deutlich vorschimmerte.

Aber was wollte die Handschrift besagen gegen den Inhalt? Vergebens suchte Ivan, wenigstens im Anfang denselben Ton beizubehalten wie auf den ersten Seiten des Briefs; es war jetzt doch etwas ganz Anderes, auch entging dies dem schlauen spitzfindigen Freund, an den er schrieb, keineswegs, obschon dieser im ersten Augenblick die Ursache der schnellen Verwandlung nicht einsehen konnte.

Die Fortsetzung von Ivans Brief lautete wie folgt:

Auf der letzten Station, nachdem ich das zauberhafte Ronneby mit seiner phantastischen Laub- und Blumenkrone, genannt der Muschelhügel, hinter mir hatte, kam ich an einer großen, schönen Landkirche vorüber.

„Da schauen Sie einmal," rief der Bauer, „diese großen, schwarzen Pferde! Sie ist also in der Kirche!"

„Wer?" fragte ich etwas verwundert.

„Ei nun, die Baronesse auf Siegfriedsthal, wer denn anders?" antwortete der Bauer mit der Verwunderung einfältiger Leute, wenn sie sehen, daß man nicht alles weiß.

„So, so," dachte ich, „sie ist mir also schon so nahe, diese Schlange, dieses Krokodil, dieser Skorpion, dieser Satan in Weibsgestalt, welcher mich verfolgt hat, so lange ich denken kann. Die alte Hexe ist also gottselig und entlastet sich all ihrer Sünden gegen mich in der Kirche."

So dachte ich und ließ meine Pferde weiter traben in dieser Gegend, die hier immer schöner und entzückender wird.

„Dort ist Siegfriedsthal!" rief mein redseliger Fuhrmann mit dem Peitschenstiel deutend, und ich sah nun wirklich ein großes, hübsches weißes Steinhaus über den Laubwald emporragen. Es wurde mir so warm um die Ohren, als ich von der Höhe diesen schmucken Rittersitz erblickte, die herrlichen Aecker, Wiesen und Wälder, die dazu gehörten, und worin doch eigentlich allein der wahre Reichthum besteht. Ich habe eine unendliche Vorliebe für liegende Güter. Ich habe diese Vorliebe immer gehabt, und hier lag ja, was mein, mein eigen hätte sein können, wenn nicht... Aber jetzt konnte ich nicht länger dabei verweilen, ohne in Gedanken meine Galle über der Tante auszugießen, deß-

halb beschloß ich blos zu sehen und nicht zu denken, dagegen mich mit dem Fuhrmann zu unterhalten.

„Hast Du die Frau auf Siegfriedsthal schon gesehen?" fragte ich ihn, denn ich vermochte die Sibylle nicht aus meinen Gedanken zu verscheuchen.

„Nein, noch nie," antwortete der Bauer und trieb seine Pferde an, denn nachdem es lange abwärts gegangen war, erhob sich jetzt die kleine Höhe, auf welcher der Rittersitz liegt, umgeben von zwei Seiten einer herrlichen Meeresbucht mit laubreichen, zackigen Ufern. Einige Augenblicke jagten wir durch eine dicke Allee und nun gelangten wir an einen großen, äußeren Schloßgarten. Hier hielt der Bauer plötzlich seine Pferde an.

„Sie werden mit diesem elenden Wagen wohl nicht durch den schönen Garten fahren wollen," sagte er, und ich seufzte und stieß einen halben Fluch aus, weil er so vollkommen Recht hatte. Aber ich konnte nicht lang darüber nachdenken, wie glanzlos meine Ankunft in diesem Feenschlosse war, denn als ein solches erschien es mir in der That. Ein geschniegelter und gebiegelter Stallknecht kam sogleich herausgesprungen, fragte, ob ich nicht der Baron von Arenberg sei, und bevor ich noch seine Frage beantworten konnte, nahm er höflich meine Sachen und bat, ich möchte die Gnade haben, voranzugehen. Unter dem Hofthore selbst traf ich einen älteren Bedienten, der athemlos einhergelaufen kam und mich in gebrochenem Deutsch im Namen der Baronesse höchst willkommen hieß; zugleich mit dem Bemerken, ich möchte es nicht übel nehmen, daß die Baronesse nicht da sei, aber sie werde sicherlich gegen Abend zurückkommen.

„Sie konnte ja nicht wissen, daß ich gerade heute kommen würde," bemerkte ich etwas verwundert gegen den Bedienten, während wir über den großen, schönen Hof gingen.

„Die Frau Baronesse wußte es auch nicht," antwortete der Bediente, ein älterer Mann mit wohlwollendem, freundlichem Gesichte, „aber sie sagte, wenn der junge Herr

Baron, ihr Vetter, ankommen sollte, so wolle sie, daß er in jeder Beziehung gut empfangen und bedient werde, und deßhalb nehme ich mir die Freiheit, den Herrn Baron zu fragen, ob es Ihnen nicht nach der langen Reise in Staub und Hitze gefallen würde, ein gutes Bad im Badhause zu nehmen, wo alles hiezu in Bereitschaft ist."

„Ja, gewiß," antwortete ich und begann einige Achtung für meine Tante zu empfinden, weil sie so kluge und angenehme Diener besaß, und überdies ein Badhaus, in diesem Augenblick vielleicht die liebste Zufluchtstätte, die ich finden konnte, denn ich war ganz ausgekocht von der Hitze, mürbe geschüttelt von den Bauernwägen und eingepudert von Staub. Der Bediente schlug mir also vor, mich sogleich rechts zu wenden und durch den Park an das Wasser hinabzugehen, blos ein Paar Steinwürfe vom Hauptgebäude selbst entfernt. Als er mir den Weg gezeigt hatte, besorgte er unaufgefordert die Auspackung meiner Effekten und kam in einigen Augenblicken nach dem niedlichen Badhäuschen mit reinen Kleidern zurück, und zwar just mit denjenigen, die ich zu haben wünschte. Alles im Badhause war auf's Bequemste eingerichtet: die marmorne Wanne mit dem Krystallwasser sah so einladend aus wie ein prasselndes Feuer im Winter, und nach einigen Augenblicken war ich vollkommen abgewaschen und frei von Hitze, Staub und Mattigkeit, ja auch einigermaßen von meinem alten Aerger gegen diese Tante, die trotz all ihrer abscheulichen Sünden gegen mich es dennoch an einem guten Empfange nicht fehlen ließ. Meine Wohnzimmer, welche hoch, kühl und äußerst angenehm waren, versetzten mich in noch bessere Laune. Vor ihnen befand sich ein großer Billardsaal, von welchem aus man auch den Zugang zu einer trefflichen Bibliothek hatte. Alles das sah ich nur im Vorbeigehen, denn ich eilte meine Toilette zu vollenden, in der Ueberzeugung, daß man bereits an ein tüchtiges Mahl dachte, gegen welches alles Andere, das Bad, der höfliche Diener, die mit allem Luxus und Komfort geschmückten Zimmer, aus denen Rosen und Lilien, Levkoien

und Nelken mir entgegendufteten, Nichts war. Auch fand ich mich nicht betrogen. Sobald mein trefflicher Aufwärter mir in den letzten Aermel des blauen Fracks hineingeholfen hatte, fragte er mich, ob ich nicht Etwas zu speisen befehle. — Ja, gewiß, antwortete ich von Herzensgrund, denn der Bursche kam mit lauter vernünftigen und guten Anschlägen und Vorträgen, während Andere blos dumme und einfältige Dinge vorzubringen wissen. Er führte mich sofort in die Wohnung der Baronesse, und diese war vielleicht die schönste und geschmackvollste, die ich je gesehen habe. Hier ging ich ungefähr sechs bis acht Minuten auf und ab, als man bereits mit der erfreulichen Botschaft kam, es sei aufgetragen, und mir den Weg in den Speisesaal zeigte. Ich war sehr begierig, ob ich wohl Solo zu speisen habe, oder ob irgend ein dienender Geist in Gestalt einer Haushälterin oder eines Buchführers mir Gesellschaft leisten werde, aber es zeigte sich nichts dergleichen, sondern in dem großen, prächtigen Saale stand ein kleiner Tisch, blos für eine einzige Person gedeckt, aber mit Allem versehen, was ein hungriger Reisender, dessen gastronomische Einbildungskraft im höchsten Grade aufgejagt ist, sich in einem wahren Feenschlosse erträumen kann, und das ist gewiß nicht wenig. Der kleine Tisch stand nicht in symmetrischer Steifheit mitten in dem großen Saale, sondern an einem Fenster desselben, von wo große Töpfe mit herrlichen Blumen mir entgegendufteten. Ich habe nie etwas so Verlockendes, so Einladendes gesehen wie dieses Tischchen. Vielleicht gibt es keinen feineren Luxus als den, aus so herrlichen Geschirren zu essen und zu trinken, und wenn dazu noch kommt, daß alles, was man verzehren soll, von der ausgesuchtesten Schmackhaftigkeit und Güte ist, daß alles, was warm sein soll, über brennenden Lampen siedet, und alles, was kalt sein soll, über oder in klarem Eise steht, dann kann sich der größte Gastronom nicht mehr wünschen, und noch weniger ich, der ich wahrlich kein solcher bin, sondern blos ein zuweilen hungriger

Lieutenant, der sich mit dem begnügt, was er bekommt, und überglücklich ist, wenn er etwas so Gutes bekommt.

Von welchem Gerichte ich aß, aus welchem Weinglase ich trank, immer sagte ich zu mir selbst: die Alte hat doch einen ganz vortrefflichen Geschmack; sie besitzt also wenigstens eine gute Eigenschaft.

Nach der Mahlzeit öffnete man mir wieder die Thüren in die Gesellschaftssäle, fünf bis sechs große Zimmer in deren Hintergrund ich ein Schlafzimmer und ein Kabinet zu entdecken glaubte. Als ich in den Salon trat, kam durch eine Seitenthüre ein altes Frauenzimmer, mit einem Silberteller auf welchem der Mokkatrank aromatisch perlte, in der Hand. Sie verneigte sich artig vor mir, bot mir eine Tasse und sagte, als ich diese genommen hatte und darin rührte, in gebrochenem Deutschschwedisch: „Es ist gar zu Schade, daß die Frau Baronesse nicht zu Hause sein mußte als ihr freiherrlicher Herr Neffe uns die Ehre erwies; aber sie kommt unter allen Umständen gegen Abend zurück, denn sie wird diesen Nachmittag unseres Pfarrers Söhnlein über der Taufe halten, sonst wäre sie gewiß nicht abgereist, als sie einen so seltenen und so ersehnten Besuch erwartete."

Selten, ja, dachte ich, aber ersehnt! das ist eine andere Sache, denn wer kann sich wohl nach einem Menschen sehnen, dessen ganze Zukunft man zerstört, dessen Erbe man geraubt hat! Aber ich schwieg und nippte von meinem Mokka, auch glaubte ich mich mit der artigen, freundlichen Alten etwas unterhalten zu müssen, da sie ja doch an der Verschuldung ihrer Gebieterin gegen mich keinen Theil haben konnte. Ich rühmte also das Haus und die ganze Gegend, und stellte schließlich einige unbedeutende Fragen, ohne daß mich die Antwort sehr interessirte. Zu diesen Fragen gehörte auch folgende:

„Und die Baronesse lebt also ganz allein hier auf diesem großen Schlosse?"

„Nein, Gott bewahre," antwortete die Alte, „sie hat

ihren Augapfel, ihre Pflegetochter, Fräulein Grünthal schon viele Jahre bei sich."

„Julchen Grünthal," murmelte ich für mich selbst, denn Reminiscenzen aus einem alten Roman von Lafontaine oder irgend einem andern Dichter, den ich in meiner Jugend gelesen, kreuzten sich in meinem Gedächtniß.

„Ja wahrhaftig," antwortete die Alte, die zuweilen blos rein deutsch sprach, „Fräulein Julchen von Grünthal," und damit verneigte sie sich wieder, nahm ihre Kaffeekanne zurück und begab sich hinaus, nachdem sie mich ersucht hatte, mich im Hause umzusehen, im Park und Garten umherzuspazieren, die Bibliothek zu besuchen oder auch ein Schläfchen zu machen, welches Letztere mir selbst auch am besten behagte.

Nachdem die Alte gegangen war, saß ich einige Augenblicke in tiefen Gedanken da.

Aha! dachte ich, der ich sehr oft in's Verborgene zu sehen glaube, obschon ich mich häufig täusche. Aha! jetzt habe ich die Ursache errathen, warum meine alte Tante mich mit solcher Ungeduld und Sehnsucht erwartet. Sie hat ein deutsches Fräulein von gestandenem Alter bei sich, und möchte diese durchaus verheirathen. Ihres seligen Mannes übervortheiltem Brudersohn will sie ein Paar tausend Thaler geben, damit die Sache vor der Welt ein gutes Gesicht hat; oder vielleicht auch will sie zwei Fliegen mit einem Schlag tödten, und ich soll einiges Geld und das Fräulein in den Kauf bekommen. Aber daraus wird nichts, meine gnädige Tante! Nein, ich danke gehorsamst. Lieber mein ganzes Leben lang mit der größten Armuth kämpfen als ein altes, deutsches Fräulein auf den Hals bekommen. Nein, meine Frau Tante, diese Berechnung taugt nichts.

Während solcher Betrachtungen wanderte ich in den hübschen und auf's reichste, zugleich aber auch, das muß ich gestehen, auf's geschmackvollste ausgeschmückten Zimmern umher. Aber als ich in's Schlafzimmer trat, da stutzte ich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zurück,

denn wer hing an der Wand? Ich selbst! Mein eigenes, lebendiges Abbild, und just in meinem gegenwärtigen Alter, das Haar beinahe auf dieselbe Weise geordnet wie ich es jetzt trug. Im Anfang glaubte ich an eine optische Täuschung, denn von einem Spiegel konnte es nicht herkommen, weil der Anzug gänzlich verschieden war. Aber als ich mich ein wenig besann, da wurde mir das ganze Verhältniß klar: es war mein verstorbener Oheim, gemalt in meinem Alter. Jetzt erst erinnere ich mich, daß mein Vater und mehrere Andere gesagt hatten, ich habe die größte Aehnlichkeit mit ihm als Jüngling. Er war ein schöner Mann. Ich war es folglich auch, denn alle einzelnen Züge waren sich ja vollkommen gleich. Ich lächelte darüber und dachte flüchtig daran, was meine alte Tante wohl sagen würde, wenn sie ihren verstorbenen Mann in verjüngter Gestalt wieder erblickte. Neben meines Oheims Portrait hing ein anderes, das einer jungen Dame, welche zugleich schön, ehrwürdig und schalkhaft aussah, zugleich etwas Lebhaftes und Schmachtendes in ihren Zügen hatte. Ich war ganz entzückt von dem Bilde. Soll ich glauben, dachte ich, daß dies meine Tante in ihrer Jugend ist? Armer Oheim! dann konnte man ihm es vielleicht verzeihen!

Diese Worte sprach ich ganz laut, drehte mich aber sodann nach allen Seiten, um zu sehen, ob nicht irgend ein Möbel sich umkehre aus Verwunderung darüber, daß ein solcher Ausdruck je über meine Lippen kommen konnte, und zwar veranlaßt durch ein todtes Bild! Aber ich besann mich jetzt, daß nicht die Möbel in meiner Tante Zimmer, sondern eher die in meinem eigenen engen Stübchen Pirouetten machen könnten, denn die letzteren, nicht aber die ersteren haben alle meine Millionen mehr oder weniger verdammenden Ausrufe gehört, über den todten Mann sowohl als über die lebende Frau. Aber Bilder sind Bilder: ich wurde es bald müde diese, obwohl schönen, Portraits zu beschauen, sondern sah mich im Zimmer um. Es verrieth großen Luxus und Reichthum. Kleinodien

und allerlei schöne Sachen, beinahe sämmtlich von großem Werthe, wetteiferten mit einander auf dem Toilettentisch, und verschiedene artige Kleinigkeiten schienen mehr auf das Wohnzimmer einer jungen als einer alten Dame zu deuten. Vielleicht will sie noch jung thun und so gut als möglich kokettiren, dachte ich und trat in das Kabinet. Hier war ein kleiner, herrlicher Sopha, an dessen weiche Kissen ich mich sybaritisch anlehnte. Auf einem Tische lagen George Sands treffliche Reisebriefe und Bulwers Nacht und Morgen, alles in der Originalsprache. Gott sei Dank! dachte ich gähnend und schon halb schlafend, die gnädige Tante ertränkt mich doch also nicht mit lauter Deutsch. Sie versteht also auch etwas von andern Sprachen, aber ... das halb verrückte Fräulein da ... doch hier schlief ich vermuthlich ein, denn ich kann mich schlechterdings nicht erinnern, daß ich noch etwas mehr dachte.

Und hier sollte ich meinen Brief schließen und Dich die Art meines Erwachens selbst aussinnen lassen, nachdem ich Dir zuvor gesagt, daß dasselbe der merkwürdigste Augenblick in meinem ganzen Leben war, und daß ich mich von diesem Augenblick an als einen ganz andern, ganz neuen Menschen fühle, mit andern Gedanken, andern Ansichten, andern Wünschen, Hoffnungen und ... Befürchtungen. Aber ich will Deine Geduld nicht allzusehr auf die Probe stellen; ich weiß, daß Du mein ehrlicher, redlicher Freund bist, und einen solchen darf man nicht plagen, selbst nicht mit den allergeringsten Dingen; laß uns deßhalb zurückkehren zu meinem Erwachen im ... Himmelreich.

„Jesus, Maria und alle Heiligen!" erklang eine Silberstimme, in meinem Traum, wie ich dachte, aber das Auge erschloß sich doch unwillkürlich, und vor mir stand ein wunderschönes Weib mit gefalteten Händen und einer klaren Thräne in jedem Auge. Ich war ganz bestürzt, aber ich dachte dennoch: „Ach! das ist Julchen! Ich nehme sie auch ohne die Thaler der Tante." Inzwischen vermochte ich kein Wort zu sagen. Sie auch nicht. Ich glaubte, ihr katholischer Ausruf komme vom Schreck darüber, daß

sie einen fremden jungen Mann tief schlafend gefunden, und zwar in ihrem eigenen Jungfernbauer. Ich maß sie mit meinen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Sie war keine jener sechszehnjährigen Sylphiden, welche oft genug eine gewisse Verwandtschaft mit unbefiederten Elstern haben, sondern ein Frauenzimmer von etlichen zwanzig Jahren, wie mir schien, und zwar die vollendetste weibliche Schönheit, welche ich je gesehen zu haben glaubte. Unsere stumme Scene währte gewiß einige Minuten, dann aber trocknete die Schöne schnell ihre Thränen, reichte mir die feinste Hand, die ich je erblickt, und sagte mit einem Engelslächeln und der lieblichsten, klangvollsten Stimme, die je an mein Ohr geschlagen:

„Seien Sie tausend Mal willkommen, und verzeihen Sie den Ausruf, welchen Verwunderung, Freude und tausend süße Erinnerungen mir entlockten."

Jetzt bekam auch Dein Freund sein Mundstück wieder, und ich antwortete, indem ich schnell vom Sopha aufstand:

„Und Sie, schöne unbekannte Dame! Verzeihen Sie, daß ich hier so unschicklich und ungebührlich mich niedergelassen und Sie vermuthlich erschreckt habe."

„Ganz gewiß nicht, mein theuerster Vetter!" sagte sie, und was sie weiter sagte, siehst Du, das weiß ich nicht, denn jetzt erst gewahrte ich, was ich früher nicht bemerkt, was ich auch nicht hatte ahnen können, nämlich, daß die schöne junge Frau selbst das lebendige Original des herrlichen Bildes im Schlafzimmer, daß sie, dieser Engel, sie selbst und keine Andere — meine verhaßte, verabscheute Tante, und daß ich ein Unthier war. Mein ganzes Wesen bekam eine Art elektrischen Schlages, alle meine Gedanken und Ideen waren in ihren Grundfesten erschüttert. Was früher und bisher oben gelegen, das lag jetzt unten und umgekehrt. Ich war wie verzaubert und konnte blos rufen:

„Sie . . . meine Tante! Sie . . . diese schöne junge Frau, meine Tante!"

„Nun ja," versetzte sie lächelnd, indem sie mich aus

dem Kabinet führte, „ist dies etwas so Besonderes und so Verwunderliches? Haben Sie sich Ihre Tante als eine alte Matrone vorgestellt, nun, so verbleiben Sie getrost bei diesem Glauben, er gewinnt mit jedem Tage mehr Wahrheit."

Ich war verstummt, vernichtet. Wir traten inzwischen in den Salon hinaus, und hier wurde ich von einer neuen Erscheinung überrascht, zwar nicht so schön wie die erste, aber äußerst einnehmend, und sicherlich hätte sie vor einigen Stunden mein Herz in einen gewissen Prestotakt zu versetzen vermocht, worin es jetzt gleichfalls schlug. Am Theetisch saß nämlich ein junges Mädchen von achtzehn, neunzehn Jahren, schön wie ein Rosenknöspchen und mit einem lebhaften, fröhlichen Ausdruck in den jungen Zügen. Dieses Mädchen war das vermeintliche gestandene Fräulein Julchen Grünthal, das ich mir in meiner Einbildungskraft bereits als eine etwas beleibte alte Jungfer von mindestens zweiunddreißig Jahren vorgestellt hatte. Wie man sich doch betrügen kann! Ich stand so dumm und so verblüfft da, bevor ich von allen meinen neuen sowohl als vieljährigen Vorstellungen zurückkommen konnte, und erst als die beiden liebenswürdigen Damen nicht in einem unangenehm gradbrechten Deutschschwedisch, sondern im klarsten und reinsten Schwedisch, obschon mit einer etwas ausländischen Betonung, die aber anziehend ließ, weil bei ihnen Alles anziehend war, mit mir zu scherzen und mich heimisch zu machen anfingen, da gewann ich meinen Muth und den Gebrauch meiner erlahmten Zunge wieder. Der Abend war der angenehmste meines Lebens. Ich merkte sogleich, daß ich einige Damen von mehr als gewöhnlicher Bildung vor mir hatte, und gleichwohl zeigte ihre einfache Anspruchslosigkeit, daß sie sich ihrer großen Vorzüge gegenüber Andern beinahe nicht bewußt waren. Es war mir, als wüßten sie Alles, hätten aber dennoch nicht im größten Weltgetümmel gelebt. Dazu hatten sie zuviel Natur, zuviel Frische und Originalität der Ideen und zuviel Mißtrauen in sich selbst. Wenn sie in der großen Welt gelebt hätten, so hätten sie dieselbe noth-

wendig entzückt. Ich verlor mich in Staunen und in Muthmaßungen.

Das Abendessen bildete das vollkommenste Widerspiel gegen das Mittagessen. Du weißt, ich behaupte immer, daß wir abwechselnd vom Thier, vom Engel oder von irgend einem finstern Dämon beherrscht werden. Mittags war das Thier mein Meister und einigermaßen auch der Dämon des Aergers über all die Pracht und Herrlichkeit, welche ich erblickte und als mir geraubt betrachtete. Jetzt dagegen war es der Engel oder meine allerbesten Gefühle, welche Gewalt über mich erhielten. Ich achtete nicht mehr auf die leckern Speisen, das Eis oder dergleichen; ich fühlte blos, daß ich mich unter milden, guten Engeln befand, und wo solche sind, da ist auch Gott mit uns. Ich war ein vollkommen guter Junge in diesen Stunden. Du fragst wohl mit Recht, ob diese Stimmung bis zum andern Morgen angedauert habe, aber ich muß zu meiner Schande ein mit einem tiefen Seufzer begleitetes Nein antworten und dann fortfahren:

Ich legte mich gestern Abend in der angenehmsten Stimmung, die ich gehabt, schlief ein und träumte vollkommen würdig der Engel, die ich gesehen, und die mich unsichtbar zu umschweben schienen. Als ich erwachte und mich aufrichtete, sah ich die Sonne hereinschimmern, und da meine Uhr auf fünf deutete, sprang ich auf, warf meine Kleider um, öffnete das Fenster, nahm ein morgenfrisches Luftbad, sog den Duft der thaugetränkten Rosen und purpurnen Geisblattblüthen ein, die von der unter meinem Fenster stehenden Hecke eine wundersam mystische Sprache zu mir redeten, hörte die Gesänge der Vögel und fühlte mich noch vollständig unter dem Zauber des gestrigen Abends. Ich beschloß, mich Hals über Kopf in den schattenreichen, kühlen, herrlichduftenden Garten zu werfen, aber da der Sprung etwas zu hoch war, so zog ich den Weg durch den mehrerwähnten Billardsaal vor, von wo aus Glasthüren auf eine breite Granittreppe und von da weiter nach dem Garten und dem Parke führten. Diesen Plan

werkstelligte ich sogleich. Es lag etwas Exaltirtes in allen meinen Gedanken und Bewegungen. Binnen einiger Minuten war ich außen im Saal, aber dort — denn so lange hatte ich mich unter den Flügeln des Engels befunden — dort erfaßte mich ein armseliger Dämon, genannt Neugierde, und ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen, in ein Zimmer zu treten, das dem meinigen gegenüber, auf der andern Seite des Saales lag, und dessen Thüre angelehnt stand. Es war nicht die Bibliothek; dort waren wir schon am vorhergehenden Abend gewesen, dorthin führte mich diejenige, der ich gerne jeden andern Namen geben möchte, als den Namen meiner Tante, und die ich dennoch nicht anders nennen kann als meine Tante. Nein, es war ein Wohnzimmer gleich dem meinigen, und als ich eintrat, bekam ich eine äußerst unliebliche Erscheinung vor die Augen. Du kannst jedoch nicht errathen, was es war. Nicht einmal, was für ein Dämon es war, der mich die Sache so abscheulich unlieblich finden ließ. Ich sah nämlich die vollständige Ausstattung eines jungen Mannes. Da lag Alles, was ein junger Dandy bedürfen kann, und auf allen Stücken, auf den Toilettegegenständen, dem Reisekoffer, dem Nachtsack u. s. w. stand E. v. K. Meine ganze beabsichtigte Morgenpromenade sank in ein Nichts zusammen. Mit schweren Schritten kehrte ich nach meinem Zimmer zurück, und um Dir die reine, ungeschminkte Wahrheit zu sagen, nur um diesen E. v. K. zu vergessen, der unaufhörlich vor meiner Einbildungskraft spukt, habe ich Papier genommen und diesen Brief zusammengeschrieben. Länger kann er jetzt nicht mehr werden, denn unter den vielen Annehmlichkeiten dieses Hauses finde ich auf dem wohlgeordneten Schreibtisch in meinem Zimmer eine Postkarte, der zu Folge mein Brief Schlag neun Uhr fertig sein muß. Es schlägt jetzt eben, und eben jetzt kommt auch der freundliche deutsch-schwedische Bediente, um den Brief in Empfang zu nehmen. Leb wohl!

Die Baroneſſe von Arenberg an die Frau Geheimeräthin von Khevenhüller in Regensburg.

Siegfriedsthal den 27. Juni 1840.

Meine theure Amalie! Meine mütterliche, beſte Freundin! Oh, wie glücklich kann man ſich ſchätzen, wenn man Jemand beſitzt, zu dem man aus des Herzens tiefſtem Grunde ſprechen kann, mit dem Bewußtſein, daß man verſtanden und nicht verrathen wird! Du wunderſt Dich vielleicht über dieſen Anfang. Ich wundere mich gleichfalls darüber, denn ich habe Dir weiter nichts anzuvertrauen, als daß ich Dich inniger liebe denn je, daß das Leben mir wieder theuer zu werden anfängt und manchmal die eine oder andere wirkliche Annehmlichkeit mit ſich führt — eine Sache, die ich immer vermißte, ſeit mein guter und hochverehrter Mann mich und alles Irdiſche verlaſſen hat.

Unſer Leben hier in Siegfriedsthal iſt beinahe daſſelbe wie zur Zeit meines letzten Briefes. Dein Eduard, unſer guter, geliebter Eduard, dieſer Bruder meines Herzens, iſt von ſeinem Ausflug in das ſüdweſtliche Schweden, nach Gothenburg, an den Trotthätta u. ſ. w. noch nicht zurückgekehrt; aber wir erwarten ihn in einigen Tagen, und inzwiſchen haben wir eine Art von Erſatz für ihn: einen jungen Mann, eben ſo jung wie Eduard, eben ſo groß, in vielen Dingen ihm ſo gleich und doch im Ganzen ſo ungleich. Es iſt der Neffe meines dahingeſchiedenen Mannes, es iſt dieſer kleine Ivan, von dem er zuweilen mit einem gewiſſen halb wehmüthigen Intereſſe erzählte, wie er ihn früher auf ſeinen Knieen geſchaukelt, und dabei ſeufzte er immer ſo tief, daß er auch aus meiner Bruſt einen Seufzer erpreßte, weil ich ſeine Frau war und ihm doch nicht ein eigenes Kind geſchenkt hatte, um es auf ſeinen Knien zu ſchaukeln. Es iſt mit Einem Wort dieſer Ivan, der mich ſchon ſo manche Thräne, ſo manchen wehmüthigen Seufzer

gekostet hat, seit vor einigen Jahren Dein Eduard einmal zu mir sagte, daß es auf der Welt vielleicht ein Wesen gebe, das mich hasse, worauf er mir nach langem Fragen endlich erklärte, es könne dies dieser Ivan sein, weil ich ihn gewissermaßen eines großen Vermögens beraubt habe, das ohne meine Dazwischenkunft ihm zugefallen wäre. Ich begriff im Anfang diesen Sachverhalt nicht. Du weißt, mein Mann hat sich niemals über seine Familienangelegenheiten in Schweden ausgesprochen, zumal nach dem unartigen Brief von Ivans Mutter, durch welchen alle Gemeinschaft zwischen ihm und seiner Familie für immer abgebrochen wurde. Aber diese Worte Eduards haben mir doch beständig vorgespukt, und als mein Mann starb, hat mich unaufhörlich der Gedanke verfolgt, es könnte einen Menschen geben, der mich hasse; ich beschloß daher, ihm nach besten Kräften zu ersetzen, was ich ihm genommen, denn es ist nicht möglich, daß der zweite Punkt im Testament meines Mannes, nämlich für den Fall, daß ich wieder heirathen solle, in Erfüllung gehe. Du glaubst das doch auch nicht. Habe ich Recht darin oder nicht?

Aber um wieder ein wenig zu diesem jungen Vetter zurückzukehren, so muß ich Dir sagen, daß er ein vollkommenes Abbild meines dahingeschiedenen, stattlichen Mannes ist, obschon in verjüngter Gestalt. Ich kann ihn nicht genug ansehen; ich erinnere mich unaufhörlich nicht sowohl an meinen Mann, als an meine Phantasie während der ersten Zeit unserer Ehe. Ich sah da beständig das jugendliche Abbild des Mannes, dem ich Alles zu verdanken hatte, und ich läugnete Dir's nicht, wie gerne ich die Wirklichkeit eben so jung, eben so einnehmend und reizend gesehen hätte, als das künstliche Portrait. Ach, ich ärgerte mich manchmal über diese kindischen Wünsche und Träume, wenn ich an des edlen Mannes unwandelbare Liebe und Güte gegen mich dachte, wenn ich überlegte, was ich durch ihn war, was ich ohne ihn sein könnte. Ich versuchte deßhalb, und es gelang mir wirklich, mit der Zeit alle solche kindische Gedanken zu verscheuchen. Aber jetzt, jetzt ist es

ja ganz anders. Gerade um das Andenken des dahingeschiedenen Edlen zu ehren, betrachtete ich jetzt unaufhörlich diese lebendige Wiederspiegelung seiner jugendlichen Züge in dem so nahen Anverwandten; ich thue es, weil diese Gleichheit nicht von Ungefähr kommen kann, sondern rein im Blute liegt, in diesem Blute, das mir so theuer geworden ist. Oh, ich wollte, Du könntest ihn sehen, könntest diese Gestalt aus den Träumen meiner Jugend sehen! Aber er weiß selbst kaum, wie manche wunderbare Gefühle er erweckt, oder, richtiger gesagt, wieder erweckt. Es gibt Etwas, das mich abhält, es ihm zu sagen, aber vor Julchen kann ich es nicht läugnen. Gegen ihn bin ich eine wahrhaftige Tante, das darf ich doch wohl sein? Er ist der Neffe meines dahingeschiedenen Mannes und überdies seine vollen zwei Jahre jünger als ich, denn er zählt blos siebenundzwanzig Jahre, und das ist ja ein ungeheurer Unterschied im Alter zwischen einem Frauenzimmer und einem Herrn. Oder ist's nicht so? Ach, ich frage Dich jetzt ganz wie damals, als ich auf meinem kleinen Schemel zu Deinen Füßen saß, ich frage Dich jetzt, als ob Du mir sogleich antworten könntest, als ob nicht Land und Meer zwischen uns lägen! Aber antworte mir dennoch auf meine Fragen. Ach, es ist ja noch immer so viel was ich nicht weiß, und worüber ich weder Dich noch den edlen Mann, der in der Erde schlummert, befragen kann. Ach, wie unglücklich ist ein Weib, wenn es keinen menschlichen Busen hat, an den es sich werfen, keinen Freund, auf den es sich stützen, kein Orakel, bei dem es sich Raths erholen kann, mit Einem Wort, weder Mutter noch Vater, noch einen Mann besitzt! Diesen Mangel vermögen ihm alle Reichthümer und Güter der Erde nicht zu ersetzen. Weißt Du auch, theuerste Amalie, zuweilen wenn ich dasitze und verstohlen diesen Ivan, dieses jugendlich blühende Abbild meines dahingeschiedenen Wohlthäters betrachte, da rufen Stimmen in mir, daß ich in meine ursprüngliche Bedeutungslosigkeit, in meine Armuth, mein Nichts zurückkehren, daß ich ihm alles, was ihm von Rechts wegen gehört,

geben und zu Dir fliehen sollte, um den Rest meiner Tage bei Dir zu verleben, denn ich weiß in die Länge nicht mehr, wie ich mich zu benehmen habe. Nein, ich bin dumm heute. Ich schreibe so langweilig. Ich muß schließen und thue es auch. Nenne mich wie immer Deine

ewig ergebene, ewig dankbare
Liana.

N.-S. Als ich meinem Neffen das Testament meines Gatten mittheilte, da wollte ich, daß Du ihn gesehen hättest. Bald erblaßte er wie ein sterbender Balder, bald erröthete er, wie ich mir Endymion vorstelle, als Diana sich zur Erde und zu ihm herabsenkte. Was glaubst Du, daß er da dachte? Der Neffe nämlich, nicht Balder oder Endymion.

Siegfriedsthal den 6. August 1840.

Ivan an Joachim.

Du fragst, warum ich nicht schreibe! Glaubst Du denn, daß man immer schreiben könne, daß man schreiben könne, wenn man nicht einen einzigen klaren Gedanken zu fassen vermag, wenn man nicht weiß, was man will, was man wünscht, was man thun oder unterlassen soll, was Recht oder Unrecht, ein Fehler oder ein Verdienst, eine Tugend oder ein Verbrechen ist? Auf diesem unseligen Punkt der Ungewißheit und Unschlüssigkeit stehe ich und weiß nicht, nach welcher Seite hin ich einen einzigen Schritt thun soll. So sieht es in meinem Innern aus.

Das Geschichtliche aus meinem Leben will ich Dir erzählen, damit Du mich nicht der Rückhaltsamkeit bezüchtigst. Ich werde es in den starken Farben der Wahrheit thun, und kannst Du etwas daraus schließen, so ertheile ich

Dir das vollständigste Recht dazu, nur damit ich nicht mit Worten zu sagen brauche, was ich selbst nicht einmal in Gedanken zu erfassen vermag.

Am Morgen, wo ich meinen letzten Brief oder vielmehr meinen ersten von hier beendete, fragte ich bei der Toilette Richard, den freundlichen Diener, wer dieser E. v. K. eigentlich sei.

„Ein guter Freund unserer Frau Baronesse," antwortete er mir. „Sie sind als Kinder zusammen aufgewachsen. Er ist ein Sohn der Geheimeräthin von Khevenhüller, die unsere junge Baronesse erzogen hat, und deren seliger Herr Gemahl ein entfernter Verwandter unseres seligen Herrn Barons war. Er, der junge Herr von Khevenhüller ist jetzt zum zweiten Mal in Schweden, denn er war schon zu Lebzeiten Seiner Excellenz einen Sommer hier."

Mehr wollte ich nicht wissen. Das war mir mehr als genug.

Beim Frühstück, als ich die beiden Liebenswürdigen wieder sah, sprach man gleichfalls von diesem Eduard, so daß es mir in den Ohren gellte. Vor dem Mittagessen bat mich meine Tante (denn sie setzte ihren Kopf darauf, so zu heißen und gegen mich die Rolle einer sowohl älteren als klügeren Tante zu spielen, obschon sie selbst mir manchmal wie ein Kind vorkam) um ein Gespräch unter vier Augen, und wir gingen in dasselbe kleine Kabinet, wo ich von ihr geweckt worden war. Sie ging so ruhig, aber ich . . . ich glaubte, daß ich zitterte. Als wir auf dem Sopha, dergleichen ich noch keinen gesehen habe, Platz genommen, öffnete Liana (denn in meinen Gedanken oder in Briefen nenne ich sie nie mehr Tante) eine Schatulle und zog ein Dokument heraus. Ich glaube, daß ich in diesem Augenblick halb verrückt war, denn ich hatte eine Empfindung, als enthielte dieses Papier mein Todesurtheil, oder aber meine Begnadigung, im Fall ich zum Tode verurtheilt gewesen wäre. Liana öffnete es mit einer Ruhe, um welche ich sie beneidete und bewunderte. „Sehen Sie

hier, mein bester Neffe," sagte sie, „hier ist der letzte Wille meines verstorbenen Mannes, Ihres Oheims." Und nun las sie mit fester, starker Stimme:

„Mein ganzes Vermögen vermache ich meiner hinterbliebenen Gattin, aber nur so und so viel (einen sehr geringen Antheil) im Fall sie eine andere Ehe eingehen sollte, und dann soll alles Uebrige nach dem Gesetze vererbt werden."

Ich saß versteinert oder vielmehr aufgelöst da. Alle meine Gedanken schoßen wild durcheinander. Ich wußte in diesem Augenblick nicht, ob ich noch derselbe Mensch war wie bisher. Was hätte einen Tag zuvor, wenn ich das Testament meines Oheims gekannt hätte, entzückender für mich sein können, als meiner Tante mögliche Verbindung mit einem Andern, und jetzt, jetzt hätte ich das ganze unermeßliche Vermögen nicht unter dieser Bedingung haben wollen. Nenne mich immerhin verrückt. Ich unterschreibe es sogleich, und es gibt Augenblicke, wo ich Pferde bestellen möchte, um schnurstracks in's Narrenhaus zu fahren, denn dorthin allein passe ich.

Ich vermochte Liana nicht zu antworten, denn ich hörte nicht recht, was sie sagte, was sie mir Gutes thun wolle u. s. w. Nein, ich hörte es nicht, ich wurde mir wenigstens nicht klar darüber, und kann deßhalb auch keine Rechenschaft darüber ertheilen. Aber das weiß ich, daß von diesem Augenblick in das Verhältniß zwischen Liana und mir eine gewisse sonderbare Scheu sich gemischt hat. Wir können einander nie recht ansehen, und wenn das geschieht, so werden wir beide roth. Ich glaube, sie liebt diesen Eduard. Vermuthlich hat sie ihn schon lange vor meines Oheims Tod geliebt, trotz alledem, was sie von ihrer Liebe zu ihrem verstorbenen Manne sagt, aber vielleicht hat sie diesen Eduard geliebt, ohne es selbst recht zu wissen, im Fall er nämlich, wie ich zu glauben Ursache habe, ein ehrlicher Kerl ist. Aber daß sie einander geliebt haben, das ist sicher. Ach, es ist ja nicht anders möglich: sie sind ja zusammen aufgewachsen. Oh, ich

weiß jetzt so Manches, das ich früher nicht gewußt hatte: mein Oheim nahm die kleine Liana schon in ihrem siebenten Jahre zu sich, er nahm sie halb mit Gewalt von einer Tante weg, die wahrscheinlich ein Abschaum der Menschheit war, denn so viel glaubte ich errathen zu können. Das kleine Mädchen wurde bei meines Oheims bestem Freund, dem Geheimerath Khevenhüller erzogen. Als Liana kaum fünfzehn Jahre alt war, heirathete sie mein Oheim, und das ist der Grund, warum ich niemals von diesem Mädchen gehört habe; meine Mutter aber, in der unverzeihlichen und übertriebenen Heftigkeit ihres Grolles, nannte sie seine alte Maitresse, die er zuletzt geheirathet habe. Daher mein eingerosteter Glaube, daß sie eine alte Tante sein müsse, denn sie war wirklich beinahe fünfzehn Jahre verheirathet, jetzt aber zählt sie, wenn Du es doch am Ende wissen willst, neunundzwanzig Jahre. Ich weiß nicht, warum ich das im Anfang des Briefes nicht sagen wollte. Aber jetzt berichtige ich diesen Schreibfehler. Ich wollte nur, Du könntest sie sehen! In ihrem Blick und in ihrer ganzen Erscheinung liegt etwas so Jugendliches, so Unschuldvolles, wie nur von einem vierzehnjährigen Mädchen ausstrahlen kann, während ihre runden, schönen Formen die ausgebildete Frau auf der höchsten Höhe der Schönheit verrathen. Derselbe Unterschied, dieselbe erstaunliche Ungleichheit thut sich auch in ihrem innern Menschen kund. Bald fragt sie und schwatzt wie ein junges, unerfahrenes Kind, bald weiß sie Ideen vorzubringen, die hoch und tief zugleich sind, wie wenn sie vom größten Denker kämen; und sowohl sie als dieses junge Julchen besitzen einen Reichthum von Wissen, auf welchen sie selbst ganz und gar keinen Werth zu legen scheinen, und der zuweilen blos einigermassen hervorschimmert, manchmal, wenn man es am allerwenigsten ahnen oder erwarten kann. Das Leben, das wir hier führen, möchte ich beinahe himmlisch nennen, wenn ich nicht zu gleicher Zeit wie auf einem Vulkane ginge. Man spricht von der Rückkehr dieses Eduards täglich mit einer Sehnsucht, die mich zuweilen vor Aerger

rasend machen könnte. Sie erröthen beide, wenn sie von ihm sprechen, und ich schärfe meine Augen so gut ich kann, aber so klar ich sonst in manchen Dingen sehe, so strande ich hier beharrlich und begreife Nichts. Doch was sage ich! Ich verstehe es jetzt schon: es ist beinahe wie ich von Anfang an glaubte: sie will ihren Eduard, ihren Jugendfreund, haben, und mir gibt sie ihr ganzes Vermögen und obendrein noch dieses holde, schöne, engelgleiche Julchen, und doch ... doch bin ich nicht zufrieden! Seltsame, wunderliche Laune des Schicksals!

Lebe wohl! Ich kann meine Gedanken und Ideen nicht zu einem längern Briefe sammeln.

Dein Freund.
Ivan.

Linköping den 11. August 1840.

Joachim an Ivan.

Seltsame, wunderliche Laune des Schicksals! schreibst Du, aber Du solltest sagen: seltsame, wunderliche Laune des Herzens, denn dort und nirgends anders sitzt die Laune. Es hat Dir gefallen, Dich zu verlieben, und zwar in sie, diese ewig verabscheute Tante. Das ist des Räthsels Lösung in wenig einfachen Worten. Aber alle Freundschaft künde ich Dir auf, wenn Du aus Deinem Herzen nicht ein kaum erst hineingekommenes Bild verjagst, und wiederum wirst, was man in diesen Zeiten sein muß, um Glück zu machen, um vorwärts und aufwärts zu kommen; man muß nämlich kalt und vernünftig sein, denn alle Wärme, alle Begeisterung, alle Ausflüge des Herzens auf eigene Faust und ohne Leitung des Verstandes, alles das ist unverzeihlich, zumal wenn man zwanzig Jahre auf dem Rücken hat. Bis dahin mag es angehen, da es ohnehin

selten zu etwas Anderem führt, als zu einigen Demonstrationen, einigen Ach und Oh, einigen rascheren Schlägen des Herzens, einigen sehnsuchtsvollen Blicken auf den Mond, auf das Grab, auf die nächtig schlummernde Natur, auf das ewig sich wälzende Meer, auf den ewig stille stehenden Himmel und seine Sterne, die seit Adam's und Eva's Zeit beständig die Lieblingsgegenstände gewesen sind, worüber alle excentrische Seelen nachgegrübelt, worüber sie sich Vorstellungen gebildet, und die sie, jede nach ihrem Geschmack, jede nach dem Reichthum oder Armuth ihrer Einbildungskraft bevölkert haben, denn diese Sterne haben immer für Alle ausgereicht, weil ihrer so unendlich viele sind, und weil sie zu hoch oben sitzen, am von irgend Jemand heruntergerissen und angefaßt zu werden. Nein, nein, mit eiskalter Vernunft und haarfeiner Berechnung mußt Du zu Werke gehen, wenn Du u. s. w. u. s. w. Joachims ganzer Brief enthielt nichts als dergleichen nützliche Neuzeitideen, deren das Herz wahrlich nicht bedarf, indem es hiebei ganz und gar keine Rolle zu spielen hat.

Eduard von Khevenhüller an seine Mutter, die Geheimeräthin.

Siegfriedsthal den 16. August 1840.

Theuerste Mutter! Verzeih, daß Du während meines ganzen interessanten Ausflugs im westlichen Theil von Südschweden keine Briefe von mir erhieltst, aber da ich meine Reiseeindrücke an Liana schrieb und wußte, daß sie an Dich schrieb, so wußte ich auch, daß Du über mein Schweigen nicht unruhig sein konntest. Jetzt bin ich wieder in diesem entzückenden Siegfriedsthal, wo während meiner kurzen Abwesenheit große, bewundernswürdige Umwälzungen vor sich gegangen sind, die zwar nicht sehr an's Licht treten, aber

um so tiefer empfunden werden. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Dir, meine geliebte Mutter, diese vollständige Umwandlung recht deutlich zu machen. Liana ist nicht mehr Liana; das kleine Julchen ist weit mehr als das kleine Julchen; selbst Dein Eduard ist nicht mehr er selbst, und das Alles durch die Dazwischenkunft einer vierten Person. Wirst Du mir's wohl glauben, wenn ich Dir sage, daß die Liebe, die so lange Zeit, so still und so innig für diese Liana, dieses liebenswürdige Frauenbild in mir gelebt, daß sie jetzt eingeschlummert ist, still und sachte erloschen, daß sie verblüht und, wenn man so sagen darf, blos die Frucht der wärmsten, heiligsten Freundschaft zurückgelassen hat. Wirst Du mir's glauben, wenn ich Dir sage, daß Julchen nicht mehr ein unbändiges, meisterloses Kind ist, das ewig Possen treibt? Sie ist eine sittige, blühende und erröthende Jungfrau, und am allerschönsten erröthet sie, wenn Dein Eduard sie ansieht. Und wirst Du wohl das Unglaublichste von Allem glauben, nämlich daß Liana, diese Liana, über welche Du so manche ungesehene Thräne vergossest, weil sie in ihrem vierzehnten Jahre aus Dankbarkeit und Gehorsam einen zwar ehrenhaften, vielseitig gebildeten, mit manchen trefflichen Eigenschaften ausgestatteten, aber viel zu alten Mann heirathete, einen Mann mit vielen rhapsodischen Ideen, worunter auch die gehörte, ein vierzehnjähriges Mädchen an seine fünfzigjährige Person zu fesseln; wirst Du glauben, daß dieses Herz, von welchem Du so oft mit bitterem Schmerz ahntest, daß es niemals die Seligkeit einer allmächtigen, warmen Liebe empfinden werde; daß dieses Herz, das für Niemand entbrannte, das Deinen Eduard verschmähte, blos einen Freund und Bruder in ihm erblickte; daß just dieses Herz in einigen Tagen, ja ich glaube in einem einzigen Augenblick zu einer höheren und helleren Flamme aufgelodert ist als ich je für möglich gehalten hatte, und zwar für den jungen Neffen des Barons, für diesen Ivan, von welchem sie immer weinend sagte: er haßt mich! Ja, beste Mutter, wirst Du mir's wohl glauben, wenn ich Dir betheure, daß ich dies

mit Ruhe ansehe, mit wirklicher wahrhaftiger Ruhe, und daß ich mich freue über all das Glück? Ich bin aber auch der älteste von Allen, denn ich habe bald meine dreißig Jahre zurückgelegt, und unter diesen lebhaften Seelen bedarf es wahrlich meiner Ruhe und meines allgelobten Phlegmas. Ivan, ein lebensfrischer, freisinniger Jüngling, warm für alles Edle und Schöne, vom Feuer der Liebe wahrscheinlich noch niemals verbrannt, sondern höchstens vielleicht ein wenig gebrannt, liebt seine Tante bereits in hohem Grade und erblickt in mir einen so gefährlichen Nebenbuhler, daß er mir lieber sein ganzes Erbe als einen Blick von Liana abtreten würde, und siehst Du, theuerste Mutter, das will freilich in einem Roman unseres Lafontaine nichts besagen, aber jetzt, hier und in unserer unromantischen, prosaischen Pfenningszeit will es unglaublich viel besagen, jetzt da das Gold oder sein Werth das Einzige und Alleinige zu sein scheint, was eine Leidenschaft oder Begeisterung zu wecken vermag. Daß Liana geliebt werden mußte, wo sie sich zeigte, das habe ich immer gewußt; aber daß sie von einem andern Menschen als von mir so uneigennützig, so ganz allein um ihrer selbst willen geliebt werden könnte, das hätte ich niemals geglaubt. Aber sie selbst weiß es nicht, sie weiß selbst nicht einmal, daß sie liebt, sie fühlt es zwar, aber sie weiß es selbst noch nicht; sie kennt von sich selbst nicht mehr als von der Welt, von welcher ihr Tyrann, den sie in ihrer ewigen Engelsgüte ihren Wohlthäter nennt, ihr nicht mehr zeigte, als was sie durch einen Operngucker erblicken konnte; ja, er ließ sie von dieser Welt immer nur eine einzige Seite sehen, denn er ging ja beständig wie ein undurchsichtiger Schatten dicht neben ihr und verdunkelte die andere Seite. Oh, er war mein Abscheu, und das Grab, in welches er niedersteigen mußte, ohne auch diese Blume mit sich ziehen zu können, die er so fest mit seinem dürren Stamm verbunden hatte, vermag ihn noch nicht vor meinem Groll zu sichern, denn seine Eigensucht war der allerniedrigsten Art, weil sie die Maske aller Tugenden entlehnte, und er dadurch zuerst die Welt zu blen-

den verstand, sodann dieses arme Kind, das in seinem Tyrannen, seinem Kerkermeister ein höheres Wesen zu erblicken glaubte, blos weil dieser jedes Glied der Ehestandskette mit Veilchen und Seide zu umwinden wußte. — Oh, wenn der seiner irdischen Hülle entschlüpfte Geist auf diejenigen herniederzublicken vermag, die er im Erdenleben zurückgelassen hat, so kann ich mir's denken, wie sein Geist, diese Zusammensetzung von Hochmuth, Ichsucht und Mißgunst, in Unseligkeit sich krümmen und winden wird, daß er jetzt diese Rose, die er sicherlich knicken gewollt, damit sie für kein anderes menschliches Wesen dufte als für ihn, daß er sie jetzt bepurpurt sieht von der Flamme der Liebe, sowohl derjenigen Liebe, die in ihr selbst brennt, als auch derjenigen, die ihre Strahlen senkrecht schießt aus zwei Augen, welche laut aussprechen, was der Mund zu besiegeln noch zögert, was aber des Herzens tausendfältige Schläge diktiren. Oh Mutter! Mutter! Ich mußte dieses kleine liebliche Julchen ansehen, um nicht selbst durch diesen Anblick auf's Empfindlichste verletzt zu werden. Aber ich habe die unvermischte Selbstliebe dieses Todten zu sehr gehaßt, als daß die gleiche Sünde in ihrer Mißgestalt auch mich übermannen, daß sie sich auch nur auf kurze Augenblicke meines menschlichen Gefühls bemächtigen könnte.

So und noch weit mehr schrieb der ehrliche, phlegmatische Deutsche, ohne zu ahnen, daß auch bei ihm trotz der Beruhigung seiner Leidenschaft immer noch Wallungen blinder Ungerechtigkeit übrig blieben, denn wenn auch der Egoismus des verstorbenen Barons die kolossale Größe gehabt hatte, daß er verlangte, ein anderes menschliches Wesen solle blos für ihn, von ihm und durch ihn leben, so muß man ihm dagegen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Rose, welche er mit sich verknüpft, mit der ganzen wohlwollenden Sorge, mit den Opfern und Entsagungen eines zärtlichen Vaters pflegte, daß er in das junge, empfängliche Gemüth den Saamen zu all dem Guten ausstreute, das, wie er hoffte, erblühen und ihm Früchte bringen sollte, das aber jetzt so manchen

Menschen im Innersten entzückte und beglückte, denn gute und böse Wesen haben die Macht, eine Atmosphäre des Wohl- oder Uebelbefindens um sich zu verbreiten, deren Wirkungen man bald und zwar merklich empfindet. Um Liana aber war ein Zauberkreis gezogen, in welchem sowohl gute als böse Menschen sich wohl fühlen, in welchem alle ohne Neid die Empfindung haben mußten, als seien sie von guten, milden, wohlthuenden Geistern umgeben. Daß Ivan noch die Wirkung einer andern Macht empfand, die ihn mit aller Macht zu Liana führte, weiß man bereits, und einige Wochen nach dem Briefe des Deutschen an seine Mutter schrieb der Schwede an seinen Freund:

Joachim! Du hast Recht! Ich liebe, und zwar liebe ich so wie ich es bisher nur in Gedichten oder Romanen gebräuchlich glaubte, denn ich liebe eine Person blos um ihrer selbst willen, ich liebe den Juwel ganz abgesehen von seiner kostbaren Einfassung, und um nur den Juwel zu bekommen, wäre ich bereit, diese Einfassung zu verschenken; der Gegenstand aber dieses ersten, einzigen und allmächtigen Gefühls ist meine Tante! Und damit wird dieser Name für ewige Zeit in die Erde gescharrt, und Du darfst Dich weder wundern noch es mißbilligen, wenn ich Dir sage, daß dieser verhaßte Name für immer ausgetauscht ist gegen den Namen: meine Liana.

So steht es jetzt. Würdest Du vor drei Monaten das gedacht haben? Was hältst Du von dem Schicksal? Glaubst Du nicht, daß es manchmal hohngelacht hat über meine verdrießlichen Ausfälle gegen dieses Wesen, welches von ihm selbst als dasjenige ausersehen worden ist, in dessen Hand mein ganzes Glück auf Erden beruhe? Ja, liebster Joachim, so ist es: der Verstorbene wollte das herrliche junge Weib nicht durch ein eigentliches und förmliches Versprechen zum ewigen Wittwenstande zwingen, aber er wollte sie, so weit es in seinen Kräften stand, verhindern, ein neues Band zu knüpfen, und nun hat sie das gleichwohl gethan, jedoch ohne in ihren Augen das frühere Band zerrissen zu haben, denn eine erstaunliche

Gleichheit zwischen mir und meinem verstorbenen Oheim ist nebst mehreren andern Umständen Schuld, daß sie mich als den Einzigen betrachtet, auf welchen ihr dahingeschiedener Wohlthäter mild herabblicken würde, wenn er von andern Welten aus sehen könnte, daß ein Anderer seine Stelle eingenommen. Gott weiß am besten wie es sich damit verhalten mag; aber ich weiß, daß ihr Glaube und ihre Ueberzeugung in diesem Fall meine Seligkeit begründet, und daß ich denjenigen umbringen würde, der diesen ihren Glauben im Mindesten zu erschüttern versuchen wollte.

Lang habe ich mit mißtrauischen, eifersüchtigen Blicken den ehrlichen, redlichen Deutschen betrachtet, welcher hier die vierte Person in diesem herrlichen Siegfriedsthal bildet, wo ich selbst indeß nur ein einziges lebendiges Wesen erblicke. Aber ich habe mich gänzlich getäuscht: Liana hat mir auf's Ueberzeugendste bewiesen, daß sie einander blos mit der Liebe eines Bruders und einer Schwester zugethan sind. Im Anfang wurde es mir schwer das zu glauben, denn Liana gehört zu denjenigen Frauen, die meines Erachtens bei jedem Manne von Herz Liebe erwecken müssen, allein wunderbar genug, ich sehe jetzt deutlich, daß sie Recht hat, zugleich aber auch, daß der Grund hiefür vielleicht in diesem kleinen, fröhlichen, schalkhaften Julchen liegt, in das ich selbst mich sicherlich verliebt hätte, wäre nicht die herrliche Liana vor ihr gestanden. Aber so geht's: die Anemone ist lieblich, allein stelle sie neben die Rose und gib dann die Wahl frei, so wird die arme Anemone unberührt stehen bleiben. Dasselbe gilt von den Frauen. Nein, ich schreibe jetzt nichts mehr. Ich fühle es besser als je: ich bin kein Dichter, könnte nie etwas Erträgliches zu Stande bringen, denn je mehr diese fühlen, um so mehr schreiben sie; ich aber kann, wenn ich stark fühle, nicht viel davon schreiben, denn die Worte sind zu kalt, zu arm, zu ungenügend, und des Dichters größtes und deutlichstes Kennzeichen besteht ja darin, daß er, wie viel er auch Freudiges oder Leidiges empfinde, immer Worte dafür weiß, während gewöhnliche Menschen, wenn sie viel

leiden oder genießen, davon schweigen oder auch schwatzen, niemals aber schreiben. — Lebe wohl! Ich schwatze nicht. Ich schweige und ... „leide" sagen so viele Menschen, aber ich Glücklicher! sage: schweige und genieße!

Liana an die Geheimeräthin.

Meine theuerste Amalie! In meinen ersten Jugendtagen, als mein Schicksal mit dem meines Wohlthäters verknüpft wurde, da hatte ich blos einen einzigen Wunsch, nämlich den, daß er jung sein möchte wie ich; einen einzigen Kummer, nämlich den, daß ich nicht so alt war wie er. Aber er verzieh mir diesen Fehler, und ich wäre all seiner unendlichen Güte unwürdig gewesen, wenn ich nicht meinen unziemlichen Wunsch zu verbannen gesucht hätte, der inzwischen oft selbst durch den Damm der Dankbarkeit und innigen Ergebenheit, welchen ich ihm vorbaute, hindurch brach; und niemals entbrannte dieser Wunsch lebhafter, als wenn ich des alten Mannes Jugendbild sah, das mir als ein Ideal erschien, welches ich mit der ganzen Wärme der Jugend liebte — ein Gefühl, das ich jedoch aus einem mir selbst nicht ganz klaren Grunde sorgfältig vor meinem Wohlthäter und sogar vor Dir, theuerste, beste Amalie, geheim hielt.

Ich vergesse nie wie es mir kurz nach meiner Verbindung mit dem Baron zu Muthe war. Ich befand mich allein in dem Zimmer, wo das Bild hing: Ich lag auf den Knien vor diesem schönen Kunstwerk und sprach zu ihm wie zu einem jungen Freunde. Da trat plötzlich mein Mann ein, und ungeachtet ich ihm erklärte, daß nur sein jugendliches Abbild diese Aufregung bei mir erweckt habe, so glaubte ich doch zu bemerken, wie eine gewisse Wolke die schöne, kahle Stirne bedeckte, und von diesem

Augenblick an blieb meine innige warme Verehrung für das Jugendbild tief in meiner Seele begraben, und so wäre es wahrscheinlich immer geblieben, wenn sich nicht das lebendige Original dieses Bildes selbst einmal vor meine leiblichen Augen gestellt hätte. Ja, Amalie, dieses jugendliche Bild steht verwirklicht, lebendig, mit sprechendem Auge, wenn auch schweigendem Munde, mit pochendem Herzen und einer von warmem Gefühl belebten Seele vor mir, und ich glaube mich keiner Treulosigkeit gegen den Abgeschiedenen schuldig zu machen, wenn ich dem Jungen alles das gebe, was ich an jugendlicher, lebendiger, warmer Liebe so gern dem Alten gegeben hätte. Nur sein Andenken ist es ja, was ich in jedem Blick dieses Jünglings feire, der seit meinem vierzehnten Jahre in meinem Herzen heimisch gewesen. Sag, Amalie, sage mir, glaubst Du nicht, daß es sowohl des Himmels als meines verklärten Mannes Wille ist, wenn ich den Traum gegen die Wirklichkeit vertausche? Oh, sage ja, theuerste Freundin! Glaube wie ich, daß Alles diesen Schritt zu gebieten scheint: das Schicksal, die Dankbarkeit, mein eigenes Herz, Eduard, Julchen, die ganze Natur, Alles, Alles scheint mir zuzurufen, daß ich Recht thue. Selbst dieses Testament spricht es ja so deutlich aus. Er liebte mich ja so unaussprechlich, und eben deßhalb stellte er es so, damit es blos ein einziges Mittel geben könnte, mich vollkommen glücklich und die Reichthümer, die er mir hinterlassen, für mich genußreich zu machen. Oh, ich sehe in dem Allem Gottes Finger, und meines Mannes Willen und ich warte jetzt nur auf Deine Antwort, um frohen Herzens zu sein und ein federleichtes Gewissen zu bekommen.

— — —

Und diese Antwort kam bald und enthielt die vollkommenste Bekräftigung alles dessen, was Liana selbst

glaubte. Im Stillen aber lächelte die deutsche Dame, wie auch wir thun, über dieses menschliche Berechnungsvermögen, das mit allem fertig werden kann, nur nicht mit der Liebe. An dieser scheitert es gänzlich, und unsere kleine Erzählung ist ein neuer Beweis dafür, denn der edle, obschon äußerst eifersüchtige Baron, welcher jetzt den ewigen Schlaf schlummerte, glaubte gewiß die unüberwindlichste Mauer zwischen seiner jungen Wittwe und jeder neuen andern Verbindung aufgeführt zu haben, und nun gründete das selige junge Paar gerade auf diese letzte Willensverordnung den größten Theil eines Glückes wie es der Verstorbene ganz und gar nicht beabsichtigt hatte. Gott erfreue indeß seine und alle sich verrechnenden Seelen, die es nicht gar zu böse gemeint haben!

Ende.

Ott